

Anna Artwińska,
Janine Schulze-Fellmann (Hg.)

GENDER STUDIES IM DIALOG

Transnationale und
transdisziplinäre Perspektiven



[transcript] GenderStudies

Anna Artwińska, Janine Schulze-Fellmann (Hg.)
Gender Studies im Dialog

Gender Studies

Anna Artwińska ist Juniorprofessorin am Institut für Slavistik und Direktorin des Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Leipzig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind postkatastrophische Repräsentationen der Shoah, Generationskonzepte, Erinnerung an den Kommunismus in slavischen Literaturen, Theorien des (auto-)biografischen Schreibens sowie Gender- und Postcolonial Studies.

Janine Schulze-Fellmann (Dr.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft und im Studienbüro der Fakultät Geschichte, Kunst- und Regionalwissenschaften an der Universität Leipzig. Sie forscht und lehrt zur Tanzwissenschaft und Tanzgeschichte mit dem Schwerpunkt Gender Studies. Weitere Forschungsschwerpunkte sind Tanz und Film sowie Tanz und die Bildenden Künste.

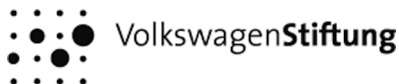
Anna Artwińska, Janine Schulze-Fellmann (Hg.)

Gender Studies im Dialog

Transnationale und transdisziplinäre Perspektiven

[transcript]

Diese Publikation wurde durch die VolkswagenStiftung sowie den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Leipzig gefördert und durch das Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (FraGes) der Universität Leipzig unterstützt.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© Anna Artwińska, Janine Schulze-Fellmann

Umschlagabbildung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagcredit: Kerstin Flake, *Hangover* (Ausschnitt), 2016

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5807-1

PDF-ISBN 978-3-8394-5807-5

<https://doi.org/10.14361/9783839458075>

Buchreihen-ISSN: 2625-0128

Buchreihen-eISSN: 2703-0482

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Einleitung

Gender Studies – Grenzen und Entgrenzungen

Anna Artwińska und Janine Schulze-Fellmann 11

Prolog: Gender Studies historisch-biografisch-kulturell

Realitäten vor und nach 1989

Hoffnungen, Depressionen, Visionen und die ›Mühen der Ebene‹
Ilse Nagelschmidt 31

1989, eine Zäsur – auch in der Geschlechterforschung

Ute Gerhard 47

Gender Studies: Politische und ideologische Implikationen

The Authority of Experience and Sisterly Affects

Feminist Manifestos, Past and Present
Heike Paul 63

Gender Studies in Polen

Ein unvollendetes Projekt
Agnieszka Mrozik 83

Lost between the Waves

Postkoloniale Perspektiven auf Geschlechterforschung
in Ostmitteleuropa am Beispiel polnischer Feminismen nach 1989
Luisa Klatte 99

A wie Abtreibung

Literarische Diskurse nach 1989/1991 im polnisch-russischen Vergleich <i>Anna Artwińska</i>	121
--	-----

Unacceptable Bodies

Trials against Natalia Goncharova in 1910 and Yulia Tsvetkova in 2019 <i>Marina Vinnik</i>	141
---	-----

Gender Studies: Wissenschaftliche und künstlerische Interventionen

Being a Feminist Public Theologian in South Africa Today

On Wounds, Scars and Healing in the Book of Jeremiah and Beyond <i>L. Juliana Claassens</i>	161
--	-----

Gender Studies in Translation

<i>Gender Trouble</i> zwischen den Wissenschaftsräumen USA und Deutschland um 1990 <i>Xenia Wenzel</i>	181
---	-----

Gender(un)gerechtigkeit

Drei Sprachen, drei Perspektiven (Deutsch, Tschechisch, Polnisch) <i>Danuta Rytel-Schwarz</i>	205
--	-----

Eigenversuche

Körperlichkeit in der künstlerisch-aktivistischen Praxis Gabriele Stötzers <i>Luise Thieme</i>	223
---	-----

Gender Studies: Überschreitungen

»From the idea that the self is not given to us...«

On the Relevance of Comparative Approaches, the Importance of Narrative, and the Knowledge of Literature for Masculinity Studies* <i>Stefan Horlacher</i>	245
--	-----

The Male Dancer

Grenzen übertanzen oder der ewige Kampf der Körper mit dem Binären <i>Janine Schulze-Fellmann</i>	267
--	-----

Genüssliche Bewegung oder unbehagliche Reibung?
Queer(-Theory) im Spannungsfeld: Eve Kosofsky Sedgwick
und Sara Ahmed
Matteo Colombi 293

Epilog

Doing Museum
A Gender Reflexive Institutional Critique
Léontine Meijer-van Mensch 319

**The Politics of Gender and Violence in Contemporary
South African Feminist Talk**
Decolonial Contemplations
Nadia Sanger 329

Kurzbiografien 343

Einleitung

Gender Studies – Grenzen und Entgrenzungen

Anna Artwińska und Janine Schulze-Fellmann

1. Schwebezustände

1.1 Betrachtung des Coverfotos

Zwei Körper im scheinbar schwerelosen Raum. Schwebend? Fallend? Abhebend? Zwei Menschen. Anhand von Frisuren und Kleidung lesen wir die vordere Person als weiblich, die hintere als männlich. Beide schweben waagrecht im Raum, die Körperfront parallel zum Boden. Das Coverfoto dieser Publikation stammt von der Leipziger Fotografin Kerstin Flake und trägt den Titel *Hangover* (2016). Die Abbildung – und die Gedanken, die sie bei der Betrachtung ins Tanzen bringt – korrespondieren auf wunderbare Weise mit der inhaltlichen Ausrichtung dieses Bandes. Die hintere Person hat mit ihrer rechten Hand den rechten Fuß der vorderen ergriffen. Hält sie fest, hält sich fest. Arme und Beine stehen unter Spannung, sie wirken als holten sie gerade Schwung oder sorgten dafür, die Körper in Balance zu halten. Fast skulptural spannen sich die Körper in den Raum. Können als eine gemeinsame Form wahrgenommen werden. Sind es zwei Körper? Haben diese Körper ein Geschlecht? Haben sie ›ein‹ Geschlecht, oder sind sie einzeln und zusammen viele? In jedem Fall sind es Körper in einem Ausnahmezustand, in einem irrealen, einem surrealen Augenblick, festgehalten in einer Momentaufnahme, die Erstarrung zeigt, aber Bewegung vermittelt.

Die Begriffe *posa* und *fantasmata* schleichen sich in die Betrachtung. Diese versuchen jenen kurzen Stillstand zu benennen, mit dem in der beginnenden Tanztheorie des 15. Jahrhunderts das Innehalten zwischen zwei Schritten (*posa*) und der kontemplative Moment zwischen einer gerade endenden Tanzfigur und der darauffolgenden bezeichnet werden (*fantasmata*).¹ »Dabei oszilliert der Begriff der *fantasmata* zwischen dem Moment des Innehaltens [...] und der Zäsur einer Wandlung [...]« (Brandstetter 1997, 201). Die *fantasmata* ist ein Schwellenmoment, der

1 Die Begriffe werden von den Theorien des Tanzmeisters Domenico da Piacenza (manchmal auch Domenico da Ferrara genannt) abgeleitet, der um 1463 das Tanz-Traktat *De arte saltandi et choreas ducendi* geschrieben hat (Franko 1986, 65).

den Blick auf das Zuvor wirft, um sich auf ein Nachher vorzubereiten. Entscheidend ist, dass durch das kurze Stoppen und Reflektieren die Chance auf Veränderung entsteht. So kommen die fotografierten Körper äußerlich scheinbar zum Stillstand. Den gezeigten Körpern, ebenso wie den betrachtenden Körpern, fehlt jede Sicherheit. Die Naturgesetze werden ausgesetzt. Die übermenschliche *posa* überschreitet die Grenzen des vertrauten Körper-Raum-Gefüges. Die Gesetze der Gravität scheinen für diese Personen nicht mehr zu gelten. Die Irritation, die das Auge wahrnehmend realisiert, mobilisiert ein Weiter-Denken, welches verstehen will, wie die Körper in diese Position kamen und wie sie hier wieder heraus finden werden. Bewegungen entstehen in den Köpfen der Bildbetrachtenden. Der im Bild fixierte Bewegungsmoment fordert eine körperliche Resonanz und aktiviert einen Abgleich mit dem eigenen Körpergedächtnis, welches sowohl individuellen als auch kollektiven Erfahrungen und Prägungen unterliegt.² Diese Körper sind ›anders‹. Sie stellen sich und ihren Raumbezug in Frage. Die Ordnungssysteme stehen Kopf und die vertrauten Marker und Zeichensysteme verfehlen ihre Objekte. Diese *verqueere* Momentaufnahme eröffnet neue Perspektiven und Denkräume.³ Flakes Foto strahlt etwas Utopisches aus und vermittelt ein Gefühl von Alles-ist-möglich oder Nichts-ist-wie-es-scheint.

Aber diese Utopie ist so zerbrechlich wie der Schwebezustand der abgebildeten Körper und das Landen in der Realität kann danach als doppelt so hart empfunden werden. Und so ist dieses Foto auch ein Sinnbild für die Gender Studies zwischen Transformationskraft und Regression, zwischen Utopie und Realität.

2 Zu weiteren künstlerischen Reflexionen über Körperinszenierungen und deren Wahrnehmung arbeiten die Beiträge von Luise Thieme und Janine Schulze-Fellmann in diesem Band.
 3 Vgl. auch den Beitrag von Matteo Colombi in diesem Band.

Abb. 1: *Home Games* (Domashni Igri, Regie: Alisa Kovalenko, 2018)



1.2 Der Dokumentarfilm *Home Games* (Domashni Igri)

Szenenwechsel: In ihrem Dokumentarfilm *Home Games* (Domashni Igri, 2018) erzählt die ukrainische Regisseurin Alisa Kovalenko⁴ die Geschichte der jungen talentierten Fußballspielerin Alina, die eine Karriere in der ukrainischen Nationalmannschaft anstrebt.⁵ Auch sie befindet sich in einem Schwebezustand: Ihr Traum vom Leben einer professionellen Fußballspielerin wird durch widrige private Umstände überschattet: Alinas Vater ist Alkoholiker, ihre Mutter sitzt im Gefängnis und Alina muss sich um ihre kleinen Geschwister kümmern. Die Kinder wohnen, zusammen mit der fast blinden Großmutter, in einem Vorort von Kiew, in einer engen, post-sozialistischen Siedlung und kämpfen sich durch den Alltag. Kovalenko begleitet

4 Alisa Kovalenko studierte an der Karpenko-Kary-Universität in Kiew und an der Andrzej-Wajda Filmschule in Warschau unter der Leitung von Marcel Łoziński, einem Meister des polnischen Dokumentarfilms. Nach ihrem Debüt-Dokumentarfilm *Sister Zo* (2014) geriet Kovalenko (wie viele andere ukrainische Künstler:innen) in die Wirren der ukrainischen Revolution 2014 und des anschließenden Krieges in der Ostukraine. 2015 kam ihr zweiter abendfüllender Dokumentarfilm *Alisa in Warland* (2015) heraus. Nach dessen Erfolg arbeitete die Regisseurin mehr als zwei Jahre lang an *Home Games* (2018). Dieser Dokumentarfilm ist als eine ukrainisch-polnisch-französische Koproduktion entstanden.

5 An dieser Stelle möchten wir Doktorin Christine Gözl vom Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur östlichen Europa (GWZO) für die Idee Kovalenkos Film im Rahmen der Sommerakademie in Leipzig zusammen mit der Regisseurin zu zeigen sowie für ihre fundierte Einführung bei der Filmvorführung herzlich danken.

Alina mit der Kamera sowohl auf dem Fußballplatz als auch zu Hause. Das Bild ist eng kadriert – wie auch Alinas Lebensradius selbst. Kovalenko beobachtet, sie klärt nicht auf, erklärt nicht. Der Film zeigt auf einfühlsame Weise die tiefe Spaltung, die Alinas Lebensgeschichte und ihre Persönlichkeit durchzieht. Kovalenkos *female gaze*⁶ lässt das Kameraauge empathisch, nie aber voyeuristisch agieren. Niemals verliert Alina ihren Subjektstatus und wird selbst in den verzweifelten und einsamen Momentaufnahmen und Nahaufnahmen nie auf die Opferrolle reduziert. Das Politische – hier die postsozialistische Realität – wird zum Privaten. Alina, deren Leben, wie das vieler Jugendlicher ihrer Generation in der Ukraine, von Armut, Arbeitslosigkeit der Eltern, Gewalt und Krieg geprägt ist, kann sich nur auf sich selbst verlassen, jegliche strukturelle Hilfe versagt ihr das Land.⁷ Als Fußball spielende, lesbische Frau – Letzteres ist aber nur im Subtext der Filmbilder und Texte erahnbar, weil innerhalb der ukrainischen Zensurvorgaben nicht erzählbar⁸ – ist Alina eine queere Persönlichkeit⁹ innerhalb regressiver, konservativer und prekärer Lebensumstände. Die von Schicksal und Gesellschaft aufoktroyierte (Mutter-)Rolle, die sie für ihre jüngeren Geschwister übernehmen muss, die Leistungsanforderung, die an sie als Sportlerin gestellt wird und die (verbotene) Beziehung zu ihrer besten Freundin und einzigen Unterstützerin, werden zu einer Zerreißprobe für die Protagonistin. Kovalenko lässt den Film offen enden. Das Publikum erfährt nicht, was aus dem großen beruflichen Traum von Alina wird, ob sie das beantragte Sorgerecht für ihre Geschwister bekommt oder, *last but not least*, unter welchen Umständen ein Leben mit ihrer besten Freundin vorstellbar wäre. Als Publikum stehen wir – genauso wie Alina selbst – an einem Punkt, an dem alles und gleichzeitig nichts mehr möglich erscheint. Fast schmerzlich müssen alle gemeinsam diesen

-
- 6 Hier als Umkehrung von Laura Mulveys *male gaze* verstanden und der daran anknüpfenden Theorie einer Objektivierung von Frauen und Frauenkörpern durch die Kameraführung im Film und deren Reduktion auf einen Status des *to-be-looked-at*. Vgl. Mulvey 1994. Siehe auch: French 2021 und O'Hara 2021.
- 7 Eine ebensolche von Krieg und Leid geprägte Figur des *empowerment* findet sich in Juliana Claassens feministischer Bibelexegese des Buches Jeremia in diesem Band.
- 8 Wie Künstler:innen ihre Arbeiten nutzen, um – gegen alle Zensurvorgaben – auf Missstände in der Gendergerechtigkeit hinzuweisen, zeigt auch die Analyse von Marina Vinnik in diesem Band.
- 9 Homosexualität ist in der Ukraine seit 1991 legal. Seitdem lässt sich eine Öffnung für die Belange der LGBTQI+ Community feststellen, allerdings mit einer sich verstärkenden Inbesitznahme durch nationalistische Gruppierungen, die die aufgeworfenen Themen im erweiterten Kontext eines Anti-Sozialismus und der Fremdenfeindlichkeit anzuwenden wissen. (vgl. hierzu auch Dietze/Roth 2020). Zum Leben queerer Frauen in der Ukraine und der späten Sowjetunion siehe auch die Dokumentation der Soziologin Galina Yarmanova. Die an der Nationalen Universität Kiew-Mohyla-Akademie im Bereich Queer- und Gender Studies forschende Wissenschaftlerin erarbeitete den Film *The Wonderful Years* 2018 (gemeinsam mit Svitlana Shymko). Siehe dazu auch: <https://www.leibniz-gwzo.de/de/node/575>

Schwebezustand der Ungewissheit aushalten, der eine Zäsur oder eine Wendung bedeuten kann; ein Scheitern an den Lebensumständen und den engen, gesellschaftlichen Rollenbildern ist vorstellbar, eine Öffnung in winzigen Schritten, in denen sich die Lebensparameter der Protagonistin – Familienstruktur¹⁰ und berufliche Perspektiven – in einem alternativen Sinne und jenseits der bisherigen Konventionen stabilisieren, erhofft. *Domashni Igri* ist in erster Linie eine intime Erzählung über ein kompliziertes (queeres), aber keineswegs singuläres Schicksal. Der Film bietet keine abschließende gesellschaftskritische Diagnose, hält aber die speziellen ukrainischen Lebensumstände als eine Art Subtext oder eine Folie, vor dessen Hintergrund sich Alinas Leben ereignet, präsent. Und so bietet sich der Film sowohl für eine lokale als auch eine globale Lesart an. Alinas Lebensumstände sind auf der einen Seite spezifisch (nationaler Kontext, die hier greifenden Ordnungssysteme und Gender-Diskurse), gleichzeitig erscheinen sie aber auch überregional bis global vergleichbar (patriarchales, misogynies und diversitätsfeindliches Lebensumfeld). Und so changiert das eigene Sehen zwischen Distanz und Vertrautheit. Kovalenkos Dokumentation und mit ihr Alinas Schicksal nehmen damit im Kontext dieser Einleitung eine Stellvertreterposition ein: Sie lassen die Ambivalenz in der Wahrnehmung der Entwicklungen und Ausgestaltungen der Gender Studies innerhalb transnationaler und transdisziplinärer Perspektiven deutlich werden und etablieren das Pendeln zwischen Differenzen und Gemeinsamkeiten als einen diesen Band prägende Denkbewegung.

2. Gender Studies: Grenzen und Entgrenzungen

Gender Studies sind in den letzten dreißig Jahren auch in Deutschland zu einem integralen, häufig aber noch immer nicht selbstverständlichen Bestandteil der akademischen Landschaft geworden. Trotz oder vielleicht wegen der aktuell immer wieder auftretenden gesellschaftlichen und medialen Anfeindungen dieses Forschungszweiges, die sich in einem »Anti-Genderismus« (Hark/Villa 2015; Strube/Perintfalvi/Hernet/Metze/Sahbaz 2021) sowie in identitätspolitisch motivierten Diskussionen um das Recht oder besser das Absprechen eines Rechts zur Mitsprache im Kontext spezifischer, genderpolitischer Diskursfelder (*cancel culture*) manifestieren (vgl. Thiele 2021). Größte Angriffsfläche, für die in diesen Kontexten zu meist populistisch geführten Diskussionen, bietet die zunehmende Ausdifferenzierung einer gendergerechten Sprache.¹¹ Von intellektueller Seite her erstarkt er-

10 Familie wird in Kovalenkos Film zu einem – wenn auch durch äußere Umstände erzwungen – utopischen Mikrokosmos unter feministischen und queeren Vorzeichen. Vgl. Peukert/Teschlade/Wimbauer/Motakef/Holzleithner 2020.

11 Vgl. hierzu den Beitrag von Danuta Rytel-Schwarz in diesem Band.

neut das Interesse an der wissenschaftlichen sowie künstlerischen Auseinandersetzung mit den politischen Dimensionen von Geschlecht und Differenz in historischen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen.¹² Hiervon zeugt nicht zuletzt der neu durch die #MeToo-Debatte legitimierte Feminismus.¹³ Die Geschlechterforschung ist ein prädestiniertes Beispiel für eine gewachsene interdisziplinäre Forschung: Angefangen bei den Geisteswissenschaften, über die Rechtswissenschaften, bis zu Fachbereichen wie der Architektur und (immer noch marginalisiert) den Naturwissenschaften oder der Medizin¹⁴, werden geschlechtliche Differenzierungen fachspezifisch in den Blick genommen. Dabei ist auffällig, dass die Forschungen selten den disziplinären als auch den nationalen Rahmen verlassen und eine komparatistische und transnationale Orientierung in den meisten Ansätzen fehlt. Die in den Arbeiten verwendete Literatur stammt nur zu geringen Teilen aus dem jeweils eigenen Land und die Analysen stützen sich vor allem auf theoretische Perspektiven, die aus angloamerikanischen Forschungskontexten übernommen werden.¹⁵ Dabei wird selten problematisiert, dass die angloamerikanischen Gender Theorien zwar noch immer eine Vorreiterrolle einnehmen, aber nicht unbedingt mit den spezifischen aktuellen gesellschaftspolitischen Problemen und Perspektiven von geschlechtlicher Differenzierung und Hierarchisierung an anderen Orten und in anderen Lebenskontexten deckungsgleich sind.¹⁶ Gerade im Fall der Gender Studies ist es somit notwendig, eine transdisziplinäre, transnationale und in Teilen auch standortspezifischere Perspektive einzunehmen.

12 Nicht zuletzt wird der Wunsch nach einer intensiveren Auseinandersetzung mit den vielfältigen Themen der Gender Studies auch von Seiten der Studierenden immer wieder artikuliert. Darüber hinaus wächst die Anzahl der Abschlussarbeiten und Dissertationen in den Geisteswissenschaften, die sich der Geschlechterforschung widmen.

13 Siehe den Beitrag von Heike Paul in diesem Band.

14 Obwohl eine institutionalisierte Form der Geschlechterforschung eine Chance für eine deutliche Steigerung von wissenschaftlicher Exzellenz böte, ist sie nicht überall in der deutschen Hochschullandschaft vorhanden. Nach Auskunft der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin (ZEFG) existierten an deutschen Universitäten und Fachhochschulen im Jahr 2017 ca. 200 Professuren mit Teil- oder Vollnominierung im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung/Gender Studies. Es handelt sich um Nominierungen in über 30 unterschiedlichen Fachgebieten von Literaturwissenschaft über Soziologie bis Medizin und Sport. Laut Angaben der DFG gelingt zudem Einrichtungen mit Geschlechterforschung die Profilbildung und Geschlechtergleichstellung deutlich besser (vgl. *Die forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG: Umsetzung und Wirkungsweisen*, 2017).

15 Dieses Problem am Beispiel der Gender Studies in Polen diskutieren in diesem Band Agnieszka Mrozik und Luisa Klatte.

16 Die Notwendigkeit, den gendermotivierten, analysierenden Blick auf lokale Problemfelder und Lösungsansätze auszurichten, zeigt sich auch in den Beiträgen von Nadia Sanger und Juliana Claassens in diesem Band.

2.1 Gender Studies: Globale, transnationale und historische Perspektiven

Die globalen und transnationalen Ansätze in der neusten Geschlechterforschung setzen drei Hauptakzente. Zum einen geht es um komparatistisch angelegte Positionsbestimmungen und Vergleiche zwischen der Geschlechterforschung in verschiedenen Ländern. Ein Beispiel hierfür wäre der von Christine Bose und Minjeong Kim herausgegebene Sammelband *Global Gender Research: Transnational Perspectives*, der auf beeindruckende Weise ein facettenreiches Bild des aktuellen Stands der Frauen- und Geschlechterforschung in den vier Weltregionen Afrika, Asien, Lateinamerika/Karibik und Europa liefert und ein Ergebnis einer fachübergreifenden Zusammenarbeit ist (Bose/King 2009). Zum Zweiten kann man die Tendenz zur Korelierung der Geschlechterforschung mit der Problematik der Globalisierung beobachten, insbesondere im Kontext der Politik und der Migration (vgl. Sheperd 2015). Hier wird davon ausgegangen, dass »[...] die Globalisierung Geschlechterverhältnisse beeinflusst und dass sie umgekehrt auch von ihnen beeinflusst wird« (Lemke 2003, 2). Hierzu lassen sich auch solche Ansätze zählen, die nach einer »Dekolonialisierung der Theorie« – um den bekannten Titel von Chandra Talpade Mohanty zu zitieren – streben (vgl. Mohanty 2003) und dabei ihre Kritik an dem westlichen Feminismus mit einer Aufforderung zur Berücksichtigung der konkreten lokalen Erfahrungen aus anderen Weltregionen verbinden. Zentral ist dabei einerseits die Frage danach, wie die Globalisierung und der Kapitalismus ihre Macht quer durch *race*, *gender*, *class* und *sexuality* ausüben, andererseits, wie sich feministische Theorien und aktivistische Praxis neu verschränken können.¹⁷ Diese Positionen, die man unter dem Begriff *Transnational Feminism*¹⁸ subsumieren kann, müssen als wichtiger Input zur Hinterfragung der etablierten Konzepte und zu einer stärkeren Differenzierung der Kategorie des Geschlechts verstanden werden. Eine dritte Tendenz lässt sich in solchen Studien beobachten, die die Narrative des Kalten Kriegs untersuchen und eine differenziertere Sicht auf die Geschlechterforschung im Sozialismus postulieren, wodurch nicht nur die starre Opposition zwischen dem Kapitalismus und dem Kommunismus gebrochen wird, sondern auch möglicherweise eine neue Periodisierung der Frauenbewegung erfolgen kann. Wichtig sind in diesem Kontext unter anderem Arbeiten von Francisca de Haan, Kristen Ghodsee oder Krassimira Daskalova, die die sozialistische Geschlechterforschung in einen globalen Rahmen setzten. De Haan hat diese Problematik wie folgt auf den Punkt gebracht:

17 Der Beitrag von Léontine Meijer-van Mensch ist kein Beispiel für den feministischen Aktivismus *sensu stricto*, bietet aber Einblicke in die feministische Praxis im Museumsbereich.

18 Wie diese Forderungen im polnischen Kontext realisiert werden könnten, zeigt der Beitrag von Luisa Klatte.

»Well, this situation of Western hegemony – of understanding feminism as Western, of ›Western women‹ as being more advanced and leading others – also dominates the scholarship. So, although a lot of work has been done, what is largely missing is a solid body of research and popular books about the crucial role of socialist and communist women – whether we call them socialist feminists, Bolshevik feminists, left feminists, communist feminists or whatever – in the struggle for women's rights during the twentieth century. Missing as well is an understanding that a global women's movement (in the sense of actively including many ›grass-roots‹ women) existed from 1945 onward, not just since the 1970s. The dominant narrative of the history of women's movements and feminisms is still that of the first feminist wave, decades of ›nothing‹, and then a second feminist wave«. (de Haan 2020, 2)

Der vorliegende Band knüpft an die oben skizzierten Positionen an. Er versammelt Aufsätze, die die Entwicklungen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Bereich der Gender Studies transnational und transdisziplinär aufzeigen und diskutieren. Das Transnationale wird nicht durch einen repräsentativen Überblick über den Forschungsstand bezüglich der Gender Studies in den einzelnen Ländern und Kulturen gewährleistet, sondern durch paradigmatische Fallbeispiele, die die Spannung zwischen der globalen und lokalen Perspektive erkennen lassen. Seine Transdisziplinarität wird durch Rückgriffe auf geisteswissenschaftliche Disziplinen, unter anderem Literatur- und Tanzwissenschaft, Translationswissenschaft, Theologie, Slawistik, Amerikanistik, Kunstgeschichte sowie die Geschlechterforschung (Masculinities- und Queer Studies)¹⁹ sichergestellt. Für einige der Beiträge ist dabei die historische Perspektive wichtig: Ausgehend von der politischen Wende 1989 in Europa fragen ausgewählte Autorinnen und Autoren danach, welche Rolle die Geschlechtskategorie in den jeweiligen Kulturen der letzten dreißig Jahre gespielt hat und wie sich diese im Laufe der Zeit verändert und weiterentwickelt hat.²⁰ Dies wird um Beiträge ergänzt, die das Instrumentarium der Gender Studies für die Erklärung von fachspezifischen Themen und Problemen produktiv machen. Bei einem so formulierten Konzept des Sammelbandes geht es somit nicht um neue methodologische Ansätze und auch nicht um Repräsentativität, sondern um eine

19 Die Dynamiken im Bereich der Männlichkeitsforschung untersucht der Beitrag von Stefan Horlacher.

20 Die Auswirkungen der Wende 1989 im deutschen Kontext werden in den Beiträgen von Ute Gerhard und Ilse Nagelschmidt diskutiert. Der Beitrag von Anna Artwińska zeigt literarische Diskurse über die Abtreibung, die in Polen und in Russland in der Nachwendezeit entstanden sind. Auch Xenia Wenzel geht in ihrem Beitrag auf die Wendezeit ein, indem sie die Debatten um Judith Butlers *Gender Trouble* zwischen den Wissenschaftsräumen der USA und Deutschlands um 1990 untersucht.

Bestandsaufnahme, die die Vielschichtigkeit der Gender Studies als wissenschaftliche Disziplin zeigt.

Der Fokus des Bandes liegt auf dem ost- und mitteleuropäischen Kulturraum, es werden aber auch außereuropäische Perspektiven und Erfahrungen (USA und Südafrika) vergleichend herangezogen. Dadurch kann die titelbildende Idee des Dialogs realisiert werden, die einerseits die Vielfalt der Perspektiven und Erfahrungen zum Ausdruck bringt, andererseits die Verbindungslinien, Verknüpfungen und Netzwerke zwischen den einzelnen Kulturen und wissenschaftlichen Disziplinen sucht. Das Ziel ist zu zeigen, dass sich die Gender Studies – in der Vergangenheit und heute – in einer Pendelbewegung zwischen dem Lokalen und Transnationalen befinden: Sie legen zwar je nach Land und Disziplin unterschiedliche Schwerpunkte, verfolgen aber gleichzeitig ähnliche Ziele und setzen ähnliche Strategien ein, um diese zu verwirklichen. Die Frage danach, wie kompatibel die Erfahrungen unterschiedlicher geografischer und kultureller Räume tatsächlich sind, bleibt dabei ein Desiderat auch im Hinblick auf die Zukunft der Disziplin, die immer stärker vor globale Herausforderungen gestellt wird. Vor diesem Hintergrund strebt der Band nach einer Entgrenzung der Gender Studies und plädiert für ihre noch stärkere Vernetzung, ohne die Vielfalt und die Unterschiede zwischen den jeweiligen Programmen determinieren zu wollen.

3. Gender Studies im Dialog

Die Gender Studies sind ohne die feministische Revolte – innerhalb und außerhalb Europas – nicht denkbar. Über diese Zeit berichten im **Prolog zum Band** die Vertreterinnen der ersten Generation von Wissenschaftlerinnen aus Deutschland, die in ihrer Forschung und in ihrer Karriere das Instrumentarium von Geschlechterforschung angewendet haben. Juristin und Soziologin **Ute Gerhard** wirft einen persönlichen Blick zurück auf die Entwicklungsgeschichte des Feminismus in der BRD. Als eine der Gründerfiguren der feministischen Soziologie, mit einem Schwerpunkt auf rechtswissenschaftliche Fragestellungen, zeichnet sie die erlebten Konflikte und Paradoxien im Kampf um die gesellschaftliche Akzeptanz und universitäre Verankerung feministischer Forderungen nach. Als Inhaberin des ersten Lehrstuhls für Frauen- und Geschlechterforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a.M. leistete sie Pionierarbeit und war Initiatorin vieler feministischer Neuerungen, Nachsteuerungen, Überschreibungen und Verwerfungen. Gerhards Beitrag zeigt chronologisch die Etappensiege des Feminismus in Gesellschaft, Politik und Wissenschaft auf, verweist am Ende aber auch auf einen deutlich anhaltenden Bedarf an frauenrechtlichen Fortschritten. Die Germanistin **Ilse Nagelschmidt** schildert wiederum den Aufwand, der für die Implementierung von Geschlechterforschung in der Literaturwissenschaft im Osten

Deutschlands notwendig war. Ausgehend davon, dass trotz der formellen Gleichberechtigung der Geschlechter das Patriarchat in der DDR omnipräsent war, zeigt die Forscherin die fehlenden Artikulationsmöglichkeiten der ostdeutschen Frauen und damit auch ihre prinzipiell andere Grunderfahrung mit dem Feminismus vor und nach der Wende, im privaten wie im beruflichen Kontext. Der Beitrag argumentiert, dass aus der Perspektive ›danach‹ deutlich wird, dass die eigentliche feministische Revolution in der DDR in der Frauenliteratur stattgefunden hat, weil in der Literatur anders als im öffentlichen Raum die weiblichen Stimmen hörbar wurden. Darüber hinaus nimmt Nagelschmidt die (nicht immer positiven) Veränderungen an ostdeutschen Universitäten nach der Wende in den Blick. Beide Aufsätze des Prologs sind biografisch orientiert und zeichnen den feministischen Werdegang der beiden Wissenschaftlerinnen nach; gleichzeitig zeigen sie exemplarisch all die strukturellen Probleme, die die Etablierung von feministischer Forschung – nicht nur in Deutschland – mit sich gebracht hat.

Im ersten Teil des Bandes, *Gender Studies: Politische und ideologische Positionen*, diskutieren die Autor:innen die politischen Aspekte der Geschlechterforschung. **Heike Paul** widmet sich in ihrem Beitrag dem Manifest als Gattung der feministischen Expression und Intervention. Indem sie das Phänomen dieses appellierenden Schreibens der letzten Jahre (vor allem in den USA) untersucht, fragt Paul ob und inwieweit Manifeste zur Erneuerung des politischen Denkens im Feminismus beitragen können. Bezugnehmend auf den kanonischen Text *The Authority of Experience* (1977) von Arlyn Diamond and Lee R. Edwards veranschaulicht Paul, dass das als subversiv und in Opposition zum Patriarchat formulierte Konzept der Erfahrung in den 90er Jahren eine heftige Kritik (Joan W. Scott) erfuhr, um zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder als Kategorie aufgenommen zu werden. Nun zum Ursprung des feministischen Aktivismus' erklärt, wird auch die hiermit verbundene Idee einer feministischen Schwesternschaft neu verhandelt. Paul analysiert die Poetik der ausgewählten Manifeste sowie deren Performativität (unter anderem Texte von Mary Beard, Chimamanda Ngozi Adichie und Sara Ahmed) und zeigt, in welchem Maße sie als öffentlicher Protest und Aufruf zu einer neuen feministischen Solidarität verstanden werden wollen. Der Beitrag von **Agnieszka Mrozik** fasst die 25-jährige Geschichte der Gender Studies in Polen als institutionalisierte Forschung zusammen und bewertet kritisch ihr Potenzial als wissenschaftliche Disziplin. Dabei wird die These aufgestellt, dass die polnischen Gender Studies vor allem westliche Theorien vermitteln, sodass wenig Raum für die Ausarbeitung interpretativer Konzepte und Theorien bleibt, die es ermöglichen würden, die in den vergangenen Jahrzehnten zu beobachtenden Entwicklungen der Rechte geschlechtlicher und sexueller Minderheiten in Polen als Teil globaler Modernisierungsprozesse zu verstehen. Durch eine offene, gründliche Reflexion über die Volksrepublik Polen ließe sich diese akademische Sackgasse, so Mrozik, jedoch potenziell überwinden. Auch **Luisa Klatte** geht in ihrem Beitrag von der

Überrepräsentation der westlichen Diskurse in Polen aus, führt diese aber auf den ›postkolonialen‹ Charakter der ostmitteleuropäischen Kulturen zurück. Der Beitrag argumentiert, dass die bestehenden Ungleichheiten und die Hegemonie westlicher Paradigmen in der Forschung zu Geschlechteridentitäten und Sexualitäten nur durch die Anerkennung und anschließende Integration der polnischen Standpunkte gelingen kann. Damit lässt sich der Aufsatz im Kontext allgemeiner Tendenzen in der auf Ostmitteleuropa bezogenen Regionalforschung verorten, welche die Konstruktion dieser Region als westeuropäisches Andere untersuchen und einen Beitrag zur Schärfung postkolonialer Forschungsansätze durch die Einbeziehung osteuropäischer Perspektiven leisten. **Anna Artwińska** diskutiert in ihrem Beitrag zwei literarische Texte der Wendezeit, die sich dem Problem des Schwangerschaftsabbruchs widmen. Es handelt sich beim ersten Text um das »literarische Abtreibungscoming-out« der polnischen Autorin Marta Dzido *Ślad po mamie* (Spur einer Mutter, 2006), welches die Abtreibung losgelöst von politischen Kontexten als eine private weibliche Erfahrung darstellt. Der zweite behandelte Text ist die Familiensaga der russischen Schriftstellerin Ljudmila Ulitzkaja *Kazus Kukockogo* (Reise in den siebenten Himmel, 2000), die an das stalinistische restriktive Abtreibungsgesetz erinnert und dieses als politische Metapher des Terrors interpretiert. Es wird gefragt, ob und inwieweit die jeweilige Darstellung der Abtreibung durch die Nachwende-Perspektive bestimmt ist und welche Rolle dabei der sozialistischen Vergangenheit zukommt. Der komparatistische Ansatz bildet auch den Rahmen im Text von **Marina Vinnik**. Sie nähert sich den Arbeiten der russischen Malerin Natalia Goncharova und der vor allem in den sozialen Medien aktiven Künstlerin Yulia Tsvetkova aus der Perspektive ihrer staatlichen Verurteilungen. Beiden wurde vorgeworfen, mit ihren Arbeiten Pornografie zu verbreiten. Allerdings trennen die in Russland verhandelten Prozesse nahezu 100 Jahre. Goncharova hatte sich 1910, Tsvetkova erst 2019 vor Gericht dafür zu verantworten. Vinnik vergleicht die beiden Prozesse und ihre verurteilenden Strategien und knüpft daran die These, dass allein die Tatsache, dass es sich hier um Frauen handelt, die zudem die Aktions- und Bildinhalte mit einer weiblichen und körperlichen Selbstermächtigung kombinieren, im Kontext der immer noch zutiefst patriarchalen Denkmuster Russlands als Provokation fungiert. Gleichzeitig arbeitet Vinnik sowohl die historisch bedingten als auch die dem persönlichen Kontext der Künstlerinnen geschuldeten Unterschiede heraus: Während Künstlerinnen wie Tsvetkova heute vor dem Hintergrund eines bereits gewachsenen feministischen Aktivismus agieren und von Netzwerken und deren Protesten profitieren, mussten Künstlerinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie Goncharova noch erleben, wie an ihnen Exempel statuiert wurden.

Der zweite Teil des Bandes, Gender Studies: Wissenschaftliche und künstlerische Interventionen, beschäftigt sich mit der Geschlechterforschung in der akademischen Praxis und in den Künsten. Vorrangig geht es darum, die innovativen Po-

tentiale auszuloten, die feministische und genderorientierte wissenschaftliche und künstlerische Disziplinen und Arbeiten zu nutzen wissen. Dieser Teil beginnt mit dem Text der Theologin **Juliana Claassens**, die ihre eigene Position und die Reichweite ihrer Arbeit an der Universität Stellenbosch reflektiert. Claassens hinterfragt die Aufgaben der eigenen Disziplin (»Are we still of any use?«) und spricht sich unter Rückgriff auf Theorien berühmter südafrikanischer, feministischer Theologinnen (unter anderem Denis Ackermann und Shelly Rambo) für eine feministische, posttraumatische Ausrichtung der eigenen akademischen Praxis aus. Als feministisch orientierte Wissenschaft kann Theologie – insbesondere in Südafrika, aber nicht nur dort – helfen, die Traumata, die ihre Wurzeln in Rassismus und Diskriminierung haben, zu verstehen. Über ihre Auslegung des Buches Jeremia (Altes Testament), entstanden vor dem Hintergrund traumatisierender Erfahrungen von Krieg und Vertreibung, etabliert Claassens mittels des Aufzeigens von Parallelen zu aktuellen Kontexten einen Text des *empowerment*. **Xenia Wenzel** argumentiert in ihrem Aufsatz, dass die wissenssoziologischen Ansätze der Translationswissenschaften einen wichtigen Beitrag zur Erklärung des gesellschaftspolitischen Entstehungskontextes queer-feministischer Texte leisten können. Am Beispiel der deutschen Ausgabe Judith Butlers *Gender Trouble* zeigt Wenzel, dass es unerlässlich ist, in der sprachlichen Übertragung auch die diskursiven, institutionellen und rezeptiven Praktiken der Zielkultur mit zu bedenken, da diese auf das Translat stets mitwirken. Darüber hinaus sind Übersetzungen immer auch Prozesse des Fortschreibens und der Überschreitung. Die sprachliche Übertragung macht die Verbreitung neuer wissenschaftlicher Impulse möglich, stärkt deren Brillanz und Brisanz oder – im negativen Falle – schwächt diese ab. Translationswissenschaftliche Untersuchungen und Vergleiche, so wird bei Wenzel deutlich, können so zu einem differenzierteren Erkenntnisgewinn innerhalb der transnationalen Disziplin Gender Studies beitragen. **Danuta Rytel-Schwarz** lenkt mit ihrer sprachwissenschaftlichen Untersuchung den Blick auf den Stand der feministischen Linguistik. In der Gegenüberstellung der drei Sprachen Deutsch, Tschechisch und Polnisch untersucht sie deren Strukturen auf die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten einer gendergerechten Verwendung. Dabei wird plastisch, wie sehr das Konzept von Diversität und dessen Gelingen von der jeweiligen Landessprache abhängig ist. Rytel-Schwarz zeigt im Sprachvergleich die ganz unterschiedlichen Grenzen eines sprachlichen Genderns auf. Was in der einen Sprache als Methode stimmig erscheint, würde in einer anderen zu kompletten inhaltlichen Missverständnissen und Doppeldeutigkeiten führen. Manche Sprachstrukturen machen eine geschlechtliche Pluralisierung leicht, andere nahezu unmöglich. In diesem von vielen Beispielen begleiteten Sprachvergleich wird die Macht von Sprache, nicht zuletzt durch ihre Ein- und Ausschlüsse im Hinblick auf Gender, spürbar. **Luise Thieme** nimmt repräsentative Arbeiten der in der Kunstgeschichte bisher viel zu wenig beachteten feministischen Künstlerin Gabriele Stötzer in den Blick. Die Autorin

fokussiert sich auf die Bedeutung von Körperlichkeit in der Arbeitsweise Stötzers. Dabei werden die fotografischen oder filmischen Inszenierungen (nackter) Körper, besonders in Stötzers Eigenversuchen in den 1980er Jahren, als emanzipatorische Akte der Selbstbestimmung deutlich. Thiemes Artikel analysiert diese Inszenierungen im Hinblick auf ihre Repräsentationskritik und die damit verbundene Neuverhandlung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses, vor dem Hintergrund der in der DDR staatlich propagierten Frauenideale. Stötzers Arbeiten sind stets stark biografisch geprägt und reflektieren ihre feministisch-politische Protesthaltung, die sie Mitte der 1970er Jahre ins Gefängnis brachte und die künstlerische Anerkennung in der DDR verhinderte. Thieme arbeitet anhand der von ihr gewählten Beispiele Stötzers Körperbilder als vielfältig und unangepasst heraus. Die Möglichkeiten ihrer Rezeption – auch in Bezug auf ihre geschlechtliche Wahrnehmung – weiten die gängigen Repräsentationsformen von (Frauen-)Körpern im Bild.

Der dritte Teil des Bandes, *Gender Studies: Überschreitungen*, fasst das Konzept der Entgrenzung als einen zukunftsorientierten Entwurf. Unter dem Begriff der Überschreitung werden wissenschaftliche und künstlerische Ansätze sowie Positionen subsumiert, die neue Wege der Gender Studies einschlagen und sich gleichzeitig in synchroner Perspektive als Fortsetzung des Feminismus und der Geschlechterforschung verorten. Nicht zuletzt die Frage nach der Überwindbarkeit des geschlechtlich Binären, aber auch der Versuch dessen Begrifflichkeiten neu zu füllen, rücken hier in den Fokus. So entwickelt **Stefan Horlacher** einen neuen (vielleicht auch handhabbareren Begriff) von Männlichkeit bzw. Maskulinität. Nachdem sich in den Gender Studies ein gewisser *common sense* etablieren konnte, der *masculinity* als plural und performativ betrachtet, plädiert er dafür, einen neuen Fokus auf die Gemeinsamkeiten, strukturellen Ähnlichkeiten und sich wiederholenden Merkmale, die sich in den Männlichkeitsnarrativen finden lassen, zu legen. Dabei distanziert sich Horlacher von jedem Essentialismus. Er diskutiert unter anderem die kulturell tradierten Narrative von Vaterschaft, Krise und Risiko als prägend für unsere Wahrnehmung von Männlichkeit und postuliert, deren Strukturen stets in historische Kontexte einzubetten. Maskulinität wird in seinem Beitrag zu einem vorübergehenden durch Zeit und Ort beeinflussten Kreuzungspunkt, in dem sich diverse Attribute, Praktiken aber eben auch Erzählungen überlagern sowie widersprechen. Dabei definiert Horlacher die Literatur als einen exemplarischen Raum, in dem Männlichkeit im Akt des Lesens umgeschrieben werden kann. **Matteo Colombi** eröffnet das Spannungsfeld des Queeren, indem er die Ideen von »beweglichem Genuss« und »unbehaglicher Reibung« anhand der Theorien von Eve Kosofsky Sedgwick (1950–2009), einer der Pionier:innen der Queer Studies, und den philosophischen Betrachtungen Sara Ahmeds (geb. 1969) gegenüberstellt. Er argumentiert, dass die Position des Queeren, betrachtet aus den Perspektiven Kosofsky Sedgwicks und Ahmeds, zwischen adaptierter Anpassung und reibendem Widerstand gegenüber den heteronormativen

Werten und Ordnungen zu markieren ist. Dieses Spannungsverhältnis darf aber nicht allein theoretisch, sondern muss auch existentiell problematisiert werden. Colombi macht deutlich, wie energieraubend eine queere Existenz sein kann, und plädiert für einen sensibleren Umgang mit dem Vorwurf des Bequemen auf theoretischer Ebene. Darüber hinaus arbeitet er deutlich die historischen Bezüge und Entwicklungen des Queeren vor der Folie beider Texte heraus: Während für Kosofsky Sedgwick die linke Revolte der 1970er und 1980er und damit eine Aufbruchstimmung prägend war, musste Sara Ahmed bereits die Depotenzierung dieser Bewegung erleben und zeigt sich in ihrem Schreiben bezüglich der konfliktreichen und krisenhaften Momente sensibilisiert. **Janine Schulze-Fellmann** fragt in ihrem Beitrag nach dem (Un)Möglichen non-binärer Körper im zeitgenössischen Ballett. Am Beispiel des Stücks *The Male Dancer* von Iván Pérez (2018) analysiert sie unter Berücksichtigung von Bewegungskomposition, Kostümierung und Raum die Momente des Fluide-Werdens von geschlechtsspezifischen Codes im Tanz. Pérez, so macht Schulze-Fellmann deutlich, zitiert im Laufe des Stücks eine Reihe berühmter Choreografien, die alle auf die eine oder andere Weise Männlichkeit thematisieren, überführt diese aber sukzessive, unter anderem mittels Strategien des *gendercrossings*, in ein weitestgehend genderneutrales Tanzen. Schulze-Fellmann wechselt in ihrer Analyse immer wieder zwischen einer faktisch-analytischen Beschreibungsebene und assoziativen Textpassagen, die sie optisch voneinander absetzt. Dabei reflektiert sie auf einer Metaebene der Analyse die eigene Wahrnehmung und deren Genderprägungen. Es wird deutlich, dass eine Genderfluidität nicht allein über das Bühnengeschehen und die Inszenierung, sondern erst im Zusammenspiel mit der Publikumswahrnehmung und der wiederholten Irritation bekannter Gendercodes etabliert werden kann.

Der Band endet mit einem **Epilog**: Die hierunter gefassten Beiträge zeigen zwei unterschiedliche aktuelle Perspektiven auf reale Lebens- und Arbeitsumstände auf. Noch einmal rückt die feministische Position in den Fokus. Liefern die Beiträge von **Nagelschmidt** und **Gerhard** eher einen Rückblick, so bilden die Texte von **Léontine Meijer-van Mensch** und **Nadia Sanger** einen Ist-Zustand ab. Jeweils von lokalen bis konkreten länder- und fachspezifischen Bezügen ausgehend, werden hier noch einmal die globalen Verflechtungen deutlich. Beide Beiträge treffen sich im emotionalen Involviert-Sein der Autorinnen in den von ihnen aufgeworfenen Kontexten. **Léontine Meijer-van Mensch** reflektiert die Rolle und Verantwortlichkeiten von Frauen in Leitungsfunktionen, ausgehend von ihren eigenen Erfahrungen als derzeitige Direktorin gleich mehrerer prominenter sächsischer Museen. Sie markiert diese und vorhergehende Berufserfahrungen als jeweils lokal geprägt, begreift sie aber stets innerhalb übergeordneter Genderdiskurse. Von der eigenen Person abstrahierend, schaut sie mit einem feministisch geprägten Blick auf die Partizipationsmöglichkeiten und die, im Museumskontext immer noch existierenden, Grenzen für Frauen. Dabei sieht sie sich in ihrer Leitungsfunktion in einer deutlichen

Verantwortung sowohl im Hinblick auf kuratorische Entscheidungen als auch auf die Arbeitsstrukturen und -hierarchien innerhalb der Museen. **Nadia Sanger** dagegen richtet ihren analytischen Blick auf die aktuellen stark von Gewalt geprägten Genderkonflikte Südafrikas und plädiert für einen Perspektivwechsel in Bezug auf die Stigmatisierung von männlich gelesenen Personen. Sanger blickt kritisch auf die neuesten feministischen Protestaktionen, wie zum Beispiel die *#MenAreTrash*-Bewegung, und fordert in ihrem Text eine stärkere Ausdifferenzierung und genauere Analyse der gesamtgesellschaftlichen Situationen und deren historischen Gewachsen-Seins. Durch eine innerhalb der Proteste stattfindende Wiederholung binärer Muster, die Frauen grundsätzlich zu Opfern und Männer zu Tätern erklärt, so Sanger, werde man weder der Genderpluralität des Landes gerecht, noch könne es so gelingen, die Schleifen von Gewalt zu durchbrechen.

Am Ende dieser Zusammenfassungen sei betont, dass die Zuordnungen und Einteilung in Blöcke, die der Band in seinem Aufbau aufweist, in keiner Weise als Abgrenzungen verstanden werden sollen. Vielmehr bilden die Texte auch über die gesetzten Kapitel hinaus vielfältige Synergien. Sie bestätigen sich in ihren Aussagen, liefern sich Beispiele und reiben sich sicherlich – um den Begriff aus Colombis Beitrag hier zu entlehnen – an der einen oder anderen Stelle. Sie stehen aber auch für die Vielstimmigkeit der Gender Studies und deren Potentiale.

Kommen wir noch einmal auf die philosophische Idee der *fantasmata* als einen reflektierenden und wandelnden vielleicht auch (neu)ordnenden Moment zurück und übertragen diese Idee auf die Suchbewegungen dieser Publikation. Jeder Beitrag kann als ein solches Innehalten im Schwebezustand betrachtet werden. *Gender Studies im Dialog* resultiert aus einem gemeinsamen Verharren, das den Rückblick auf 30 Jahre Gender Studies im Format einer Sommerakademie *Gender Studies 1989-2019. Bilanzen und Perspektiven im transnationalen und transdisziplinären Vergleich* im Juli 2019 an der Universität Leipzig zum Thema machte. Wir danken der VolkswagenStiftung für die Finanzierung dieses Vorhabens als auch der Printpublikation. Die Herausgabe im Open Access wäre ohne den Zuschuss der Universitätsbibliothek Albertina in Leipzig nicht möglich gewesen, der ebenso unser Dank gilt. Für das Lektorat des Manuskripts danken wir Xenia Wenzel und für seine Einrichtung Samuel Wagner (beide Universität Leipzig). Abschließend möchten wir hervorheben, dass die Grundidee der Sommerakademie – die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses – eine Fortsetzung in der Publikation gefunden hat. Von insgesamt sechzehn Beiträgen stammen vier Texte von Doktorandinnen der Universität Leipzig (Luisa Klatte, Luise Thieme, Marina Vinnik und Xenia Wenzel).

Bibliografie

- Artwińska, Anna/Mrozik, Agnieszka (Hg.): *Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond*, London: Routledge 2020.
- Bose, Christine E.: *Global Gender Research: Transnational Perspectives*, London/New York: Routledge 2009.
- Brandstetter, Gabriele: »Choreographie und Memoria. Konzepte des Gedächtnisses von Bewegung in der Renaissance und im 20. Jahrhundert«, in: Claudia Öhlschlager/Birgit Wiens (Hg.): *Körper-Gedächtnis-Schrift. Der Körper als Medium kultureller Erinnerung*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997, 196-218.
- Daskalova, Krassimira: »Entangled Histories of Women's Movements and Feminisms: An Interview with Francisca de Haan«, in: *Feminist Encounters: A Journal of Critical Studies in Culture and Politics*, 4 (2), 30 (2020), 1-5, siehe <https://www.lectitopublishing.nl/download/entangled-histories-of-womens-movements-and-feminisms-an-interview-with-francisca-de-haan-8518.pdf>
- de Haan, Francisca: »Continuing Cold War Paradigms in Western Historiography of Transnational Women's Organisations: The Case of the Women's International Democratic Federation«, in: *Women's History Review* 19 (2010), 547-573.
- Dietze, Gabriele/Roth, Julia (Hg.): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*, Bielefeld: transcript Verlag 2020.
- French, Lisa: *The Female Gaze in Documentary Film: An International Perspective*, Basingstoke/Hampshire: palgrave macmillan 2021.
- Garstenauer, Therese: *Russlandbezogene Gender Studies. Lokale, globale und transnationale Praxis* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018.
- Ghodsee, Kristen R: *Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit*. Aus dem Englischen von Ursel Schäfer und Richard Barth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2019.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene: *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015.
- Lemke, Christiane: »Gender und Globalisierung«, siehe https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/int_bez/globalisierung/Gender_und_Globalisierung/christiane_lemke.pdf
- Mendoza, Breny: »Transnational feminisms in question«, in: *Feminist Theory* 3 (2012), 295-314.
- Mohanty, Chandra Talpade: *Feminism Without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*, Durham: Duke University Press 2006.
- Mulvey, Laura: »Visuelle Lust und narratives Kino«, in: Liliane Weissberg (Hg.): *Weiblichkeit als Maskerade*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag 1994, 48-65.
- O'Hara, Helen: *Women vs Hollywood. The Fall and Rise of Women in Film*, London Robinson Publishing 2021.

- Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Holzleithner, Elisabeth (Hg.): *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. Sonderheft, Band 5, *GENDER*. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft (2020).
- Shepherd, Laura J. (Hg.): *Gender Matters in Global Politics: A Feminist Introduction to international Relations*, London: Routledge 2015.
- Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz, Cicek (Hg.): *Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus. Mobilisierung – Vernetzung – Transformation*, Bielefeld: transcript Verlag 2021.
- Thiele, Martina: »Political Correctness und Cancel Culture – eine Frage der Macht. Plädoyer für einen Perspektivwechsel«, in: *Journalistik*. Zeitschrift für Journalismusforschung. 4. Jg., Heft 1 (2021), 72-79.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: *Home Games (Domashni Igri*, Regie: Alisa Kovalenko 2018), <https://www.dokfest-muenchen.de/films/view/15134>

Prolog: Gender Studies historisch- biografisch-kulturell

Realitäten vor und nach 1989

Hoffnungen, Depressionen, Visionen und die ›Mühen der Ebene‹

Ilse Nagelschmidt

1. Voraussetzungen

1.1 Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpolitik

In der DDR ist das traditionelle Geschlechterverhältnis nie in Frage gestellt worden. Alle Bemühungen um Gleichberechtigung reduzierten sich auf eine möglichst maximale und kontinuierliche Einbeziehung von Frauen in das Erwerbssystem. Den Frauen wurde somit über die Erwerbsarbeit ihr Platz zugewiesen. In diesem patriarchalen Gleichberechtigungsverständnis wurde das traditionelle Männerbild umgesetzt und fortgeführt – als Maßstab galten der Mann und männliche Stereotype. Die führenden Ämter in Partei und Regierung wurden zumeist von sehr alten Männern eingenommen. Frauen hatten lediglich als Ehefrauen, so Margot Honacker, oder bestenfalls als Kandidatinnen des Politbüros – so Inge Lange als Leiterin der Abteilung Frauen des Zentralkomitees – eine Chance, in die Phalanx der Macht einzubrechen. Als Folge dieser traditionellen Rollen und Aufgabenverteilung wuchsen die Differenzen zwischen den Geschlechtern. ›Vater Staat‹ gewährte und verordnete, so die sozialpolitischen Maßnahmen nach dem VIII. Parteitag der SED und den Fall des Paragraphen 218. Frauen wurden zu Objekten einer Männerpolitik degradiert – als Subjekte im Sinn von Akteurinnen und bewussten Gestalterinnen blieben sie weitestgehend ausgeschlossen. Dabei waren Frauen genauso gut wie Männer qualifiziert, sie stellten die Hälfte der Studierenden – und diese Reihe ließe sich fortsetzen. Doch die nach 1989 erschienenen Statistiken weisen es aus: Frauen verdienten im Durchschnitt weit weniger, da sie im Interesse eines traditionellen Familienverständnisses und auch aufgrund ihres hohen Anteils an der Reproduktion der Familie schneller bereit waren, in schlechter bezahlten Berufen und Positionen zu arbeiten und auf eine Karriere zu verzichten. Deshalb waren sie auf den unteren Ebenen der Pyramidenstruktur weit häufiger als Männer zu finden. 91,3 % aller erwerbsfähigen Frauen gehen einer Tätigkeit nach – das war

in den 1980er Jahren stets und immer die verkündete Erfolgsformel (Winkler 1990, 63), an der der Staat sich messen lassen wollte. Bei allem Respekt vor dieser Zahl darf jedoch nicht übersehen werden, dass die in der DDR ausgebildete »patriarchale Gleichberechtigungspolitik« die strukturelle Grundlage dafür war, »daß Frauen und Männer trotz der beeindruckenden Belege für den scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg der Frauen in der DDR im Erwerbsleben sozial Ungleiche blieben« (Nickel 1993, 234). Den Frauen wurde durch die gezielte »Mutti-Politik«, flankiert durch die seit 1972 beschlossenen sozialpolitischen Maßnahmen, dominant die Verantwortung für die private Reproduktion der Familie übertragen. Das hatte zum einen die gesellschaftliche Arbeitsteilung zur Folge, die sich in der »»natürlichen«« (Nickel 1993, 237) Zweitrangigkeit von DDR-Frauen gegenüber DDR-Männern dreidimensional äußerte. Zum anderen reflektiert die Soziologin Hildegard Maria Nickel sowohl über die Darlegung der Erfahrungen, die in ihrer eigenen Biografie angelegt sind, als auch über Untersuchungen der Veränderungsprozesse die Ambivalenz der Situation vor 1989:

»Das wichtigste positive Ergebnis dieser Art von Frauenpolitik ist die weithin verbreitete ökonomische Unabhängigkeit der Frauen gewesen. Wenn man sieht, was sich jetzt an Entwicklungen abzeichnet, das wäre ja vorher unvorstellbar gewesen. Die Frauen hatten zwar im Durchschnitt ungefähr 30 % weniger Einkommen als die Männer, weil sie einfach in den schlecht bezahlten Berufen arbeiteten, insofern waren die Lebensbedingungen der Frauen auch nicht so sehr günstig, das ist oft verschleiert worden. Aber sie mußten nie Angst haben, daß sie ihre Wohnung verlieren, daß sie einen Kindergartenplatz nicht bezahlen können, insofern war eine Grundversorgung einfach sicher und verläßlich. Das ist eine wichtige Voraussetzung zur Gleichberechtigung, das ist wirklich die erste Bedingung, würde ich sagen.« (Szepansky 1995, 97)

Als fast logisch zu nennende Folge einer solchen Politik und Strategie wurde bereits zu Beginn der siebziger Jahre im Brustton der Überzeugung verkündet, dass die »Frauenfrage« gelöst sei. Das bedeutete, die Gleichberechtigung der Geschlechter wurde per Dekret als realisiert angesehen. Die »Einheit« als die wohl am häufigsten gebrauchte Vokabel der DDR war nun auch auf diesem Gebiet umgesetzt; Reizworte wie Individualismus, Zweifel, Skeptizismus und Differenz schienen gebannt. Diese Einheitskonzeption bezog ihr Fundament aus dem Marxismus, der in der einseitigen willkürlichen Auslegung ganzer Schriften und Sätze zunehmend pervertiert wurde, denn bei Marx und Engels ist nachzulesen, dass die freie Entwicklung des Einzelnen die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.¹ In en-

1 »An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.« (Marx/Engels 1848, 482)

gem Zusammenhang damit steht in Anlehnung an die Tradition der proletarischen Frauenbewegung das Postulat, dass Emanzipation und Berufstätigkeit von Frauen identisch seien.

Trotz dieser Ungleichheiten, die im Wesen des Systems selbst angelegt waren, trotz aller Differenzen und Bevormundungen sind wesentliche Spuren geblieben, die bis heute weibliches Leben in Ostdeutschland bestimmen und die es zu verfolgen und zu bewahren gilt. Die Arbeit, das eigene Geld, individuelle Organisationsformen, die immer wieder neu strukturiert werden mussten, haben Frauen nicht nur auf die private Reproduktionsverantwortung für die Familie zurückgeworfen, sondern auch ein Selbstbewusstsein freigesetzt, das ständig hinterfragt und aktiviert werden muss. Die DDR-Frau lässt sich eben nicht – wie das in den ersten Jahren nach 1989 versucht wurde – auf ein graues und geducktes Wesen reduzieren. In den erlebten Differenzen werden auch vielfältige Kräfte freigesetzt, die in der Aufnahme und Kenntlichmachung dieser Erfahrungen gegenwärtiges weibliches Leben bereichern.

1.2 Gravierende Folgen

»Dennoch gehört zur Widerspenstigkeit von Ostfrauen, daß sie wenig Neigung zeigen, die vom westlichen Feminismus verordnete Männerfeindlichkeit zu verinnerlichen. Sie lassen sich einfach nicht davon abbringen, daß der Schlüssel für die Befreiung der Frau nicht im siegreichen Kampf gegen die Männer liegt.« (Dahn 1998, 6)

Im direkten Zusammenhang mit dieser einseitigen Frauenpolitik als Gewährungs- politik stehen Erscheinungsformen, die über viele Jahre in den westlichen Teilen Deutschlands zu Irritationen geführt haben. Das beginnt beim Überdenken der Alltagssprache. Männliche Berufsbezeichnungen für Frauen wurden wie selbstverständlich von beiden Geschlechtern weiter benutzt und oft mit der lakonischen Begründung versehen, dass gerade mit der Hervorhebung der weiblichen Bezeichnung etwas hervorgehoben werden müsse, was Frau gar nicht nötig habe. Alltagsformeln wie »Die Frau steht ihren Mann« sind so tief in das kulturelle Bewusstsein eingedrungen, dass sie vielfach gar nicht mehr hinterfragt wurden. Es ist aus heutiger Sicht folgenscher und auch tragisch, dass es keine eigenständige und umfassende Frauenbewegung in der DDR gab und dass der größte Teil der Frauen bis auf territoriale Ausnahmen (vgl. Bock 2020) und autonomer Frauengruppen vor allem unter dem Dach der evangelischen Kirche (vgl. Kenawi 1995; Lange 1992, 457-472) weder die Möglichkeit hatte noch aktiv darum ringen konnte und wollte, Klarheit über ihr Verhältnis zu sich selbst und zu diesem Staat zu gewinnen.

Ausbrüche, Selbsterkundung und Auseinandersetzungsprozesse westlicher Frauen gehören nicht zu den Grunderfahrungen der Frauen in der DDR. Daraus

folgt, dass Artikulationsmöglichkeiten von Frauen in Nordamerika, in Frankreich und in der Bundesrepublik – wie die Gründung von Frauenbuchverlagen und -bibliotheken, die Einrichtung von Frauenbegegnungsstätten und somit das Aushalten von Spannungen über das Zusammentreffen der differenzierten Ansätze und Motivationen – eine Leerstelle für die Frauen in Ostdeutschland war und ist. Gründe dieses Ausbleibens liegen neben der Fürsorge- und Bevormundungspolitik im System der DDR an sich. Die Analysen des Psychoanalytikers Hans-Joachim Maaz, die er in seiner Abhandlung *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR* (1992) darlegt, sind in diesem Diskurs von Bedeutung. Staatliche, pädagogische, soziale und familiäre Repressionen, so Maaz, führten zu psychosozialen Einengungen. Nur der konnte weitestgehend unbehelligt leben, der sich anpasste. Ausbrüche wurden verfolgt und bestraft (vgl. Klier 1988). Dazu gehörten unter anderem die freiwillige Suche nach Gleichgesinnten, das gemeinsame Finden von Zielen und deren Realisierungsmöglichkeiten sowie das Erfahren von Differenzen, die in der westlichen Frauenbewegung die Voraussetzungen weiblicher Artikulation waren.

In untrennbarem Zusammenhang damit steht die Situation in der Kultur- und Wissenschaftslandschaft. Begriffe wie Feminismus und Patriarchat waren in der DDR weitgehend tabuisiert (vgl. Lange 1987). Oft wurden sie in denunziatorischer Absicht sinnwidrig verwendet und als Produkte westlicher Dekadenz definiert, die für die gesellschaftliche Realität der DDR ohne Wert seien. Warum wurde der Feminismus als eine vom Klassenkampf wegführende Bewegung definiert? Das liegt meines Erachtens in der Intoleranz des Gesellschafts- und Geschichtsbildes sowie in der zunehmenden Festschreibung auf einen eingeeengten Marxismus begründet, der auf Genehmes reduziert wurde. Theorien von Horkheimer, Adorno und Ernst Bloch, die sich ausführlich zu Geschlechterverhältnissen positionierten, sowie die Arbeit von Ernest Bornemann *Das Patriarchat* (1984), der nicht nur die ökonomischen Entstehungsursachen des Patriarchats beleuchtet, sondern gleichermaßen auch die kultursoziologischen, psychologischen und sexuellen Unterdrückungsmechanismen der Frau analysiert, gelangten nicht in das öffentliche Bewusstsein. Die Gleichschaltung und weitestgehende Negierung jedweder feministischer Ansätze, deren Spannweite sehr groß ist, von Mann-verneinend bis Mann-akzeptierend, liegen in der Unsicherheit eines Systems begründet, zu dessen Plankzielen nie die Aufhebung der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gehörte.

In der DDR konnte sich kein differenziertes feministisches Verständnis entwickeln, da die individuelle Selbstverwirklichung unabhängig vom Geschlecht diskutiert und als Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft hingestellt wurde (vgl. Schreyer 1998, 6). Das nicht verarbeitete Trauma der DDR sowie die fehlende feministische Sicht führen bis auf den heutigen Tag dazu, dass längst überholt geglaubte ›Feindbilder‹ gerade bei ostdeutschen Frauen existent sind, die im Feminismus eine Bedrohung sehen und nicht willens oder nicht in der Lage sind, über

ihr Verhältnis zum eigenen und zum anderen Geschlecht nachzudenken und die Eigenbestimmung nicht in der Konfrontation wahrzunehmen. Susanne Diemer spricht von einem »neuen sozialistischen Antifeminismus« (Diemer 1992, 359), der als Konsens zwischen allen gesellschaftlichen Gruppen in der DDR fungierte und das Klima nachhaltig prägte. Feminismus wurde und wird bei vielen ostdeutschen Frauen im Allgemeinen mit dem Ziel assoziiert, statt männlicher nun weibliche Herrschaftsstrukturen errichten zu wollen. Bärbel Klässner beschreibt, was passiert, wenn das Wort in einer Diskussionsrunde ausgesprochen wird:

»Da kleckerte der eklige, schmutzige Schlamm in die Runde, der diesem Wort anhaftet. Sehr unkonkret die Fakten, aber deutlich das Gefühl: Mit diesem Wort belegt zu werden, bedeutet nichts Gutes, heißt Ausgrenzung, Vorurteil, Verschrien-Sein und Sich-lächerlich machen.« (Klässner 1990, 44)

Aus dieser Unsicherheit im Wissen über den Feminismus erwachsen und erwachsen Ängste, die Sorge, zu »den Anderen« zu gehören, draußen zu stehen und als männerfeindlich zu gelten. So ist das kollektive Frauenbewusstsein in Ostdeutschland zu erklären, dass Emanzipation nur mit den Männern erreichbar sei. In einer solchen Konstruktion gilt der Feminismus als Spaltungsfaktor.

Das Dilemma gesellschaftlicher Verdrängung geschlechtsspezifischer Sichtweisen hatte Konsequenzen für die Wissenschaftsentwicklung. Zum einen hat bis zum Ende der DDR der Begriff der Frauenliteratur in keinem literaturwissenschaftlichen Nachschlagewerk Einzug gehalten. Schmerzlich ist das Fehlen der Aufnahme in das 1986 erschienene *Wörterbuch der Literaturwissenschaft*. Zum anderen gab es feministische und geschlechterrelevante Wissenschaftsansätze nur im Umfeld einiger Universitäten, Einrichtungen und Gruppierungen, so unter anderem an der Humboldt-Universität zu Berlin, an Leipziger und Dresdner Hochschulen, theologischen Fakultäten und Hochschulen sowie an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Die DDR stellte sich somit als ein hierarchisch geordnetes System dar, in dem die geschlechtsspezifischen Differenzen erhalten blieben und durch eine stringente Familien- und »Mutti-Politik« vertieft wurden. Daher konnte sich eine umfassende und selbstbewusste Frauenkultur, die Raum für einen eigenen Blick auf die Gesellschaft, auf Sexualität, auf die Geschlechterverhältnisse, auf Wertesysteme und auch auf das Beziehungsgefüge zwischen Frauen schuf, nur schwer entwickeln. Besondere Bedeutung kommt dabei der Frauenliteratur der DDR zu. Schreibende Frauen, aus denen die Geschichten »herausbrachen«, sprengten Rollenzuweisungen, erkundeten Differenzen in den Geschlechterbeziehungen, entwickelten Eigensichten im Widerpart zu immer starrer werdenden Weiblichkeitsmustern, artikulierten ihre Sicht auf und auch vielfach ihre Solidarität mit »der Anderen«. Helga Königsdorf, promovierte Physikerin, hat nach Jahren der Verdrängung eigenen Schreibens ein wesentliches Moment hervorgehoben:

»Als ich mein altes Vorhaben längst endgültig vergessen hatte, brachen die vorliegenden Geschichten völlig ungerufen aus mir heraus. Fast ist mir, als ob ich nur ein Medium war, und ich staune selbst, wie ungeschminkt sie sind.« (Königsdorf 1978, 145)

Viele DDR-Autorinnen haben ihre Ansprüche, Ideale und Werte an der sozialistischen Utopie gemessen und diese impliziert. Im Mittelpunkt ihrer Aussagen steht das differenzierte Verhältnis von Differenz und Einheit zwischen den Geschlechtern. Daraus resultieren zum einen das den Texten immanente Kritikpotenzial, da die Differenzen zwischen dem Erlebten und dem Angenommenen groß waren, zum anderen die besonderen Sichtweisen der Autorinnen auf das eigene und andere Geschlecht sowie deren sehr unterschiedliche Erzählstrukturen. Ich vertrete die 1997 von Hannelore Scholz aufgestellte These, dass die eigentliche Frauenbewegung der DDR – im Sinn von bewegt sein, etwas verändern zu wollen und zu können – literarisch-ästhetischer Natur gewesen sei.

»Fehlende Öffentlichkeit, zensierte Medien, frisierte soziologische Ergebnisse und einseitige Wissenschaftsentwicklungen, verhinderten eine reale, solide Analyse und eine davon abgeleitete Perspektive. [...] In Auseinandersetzung damit entstand in den 1970er Jahren eine Flut von Texten schreibender Frauen, die Kritik am bürokratischen Sozialismus verbinden mit einer Kritik an patriarchalen Herrschafts- und Machtverhältnissen.« (Scholz 1997, 32)

2. Der Aufbruch mit dem Herbst 1989. Zwischen Hoffnungen und Depressionen

2.1 Frauen an den Universitäten und Hochschulen der DDR

1989 betrug der Frauenanteil unter den Studierenden in den Fachrichtungen Mathematik/Naturwissenschaften 46 % und in den technischen Disziplinen 25,3 % (vgl. Winkler 1990, 47). Das war sowohl das Ergebnis einer zielgerichteten Werbung als auch der konzentrierten Förderung von Mädchen während der Schulzeit. Deprimierend dagegen ist bis heute die Analyse der sozialen Benachteiligung von Frauen in den Leitungstätigkeiten der Universitäten und Hochschulen. Frauen hatten keine oder nur geringe Chancen in höchste Leitungspositionen aufzusteigen, ihnen blieben lediglich untere bis mittlere Positionen vorbehalten. An der Pyramidenstruktur hatte sich somit nichts verändert. Im Bereich des Hoch- und Fachschulwesens waren fast 50 % des wissenschaftlichen Personals Frauen. An keiner dieser Einrichtungen aber lag der Frauenanteil im Bereich der Professuren, Dozenturen und der Leitung größerer Struktureinheiten bei über 15 %. An der Karl-Marx-Universität in Leipzig betrug er vor 1989 12,7 %. Im gesamten

Bereich des Hochschulwesens lag der Frauenanteil in der obersten Leitungsebene (Rektorat, Prorektorat, Sektionsdirektion) bei knapp 3 % (vgl. Winkler 1990, 95) und stand somit dem Prozentsatz der Neuzulassungen von Frauen zum Direktstudium, der 1986 mit 52,1 % ausgewiesen war (ebd., 42), direkt disproportional gegenüber. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Während es Frauen zunächst ohne größere Probleme möglich war, nach dem erfolgreichen Hochschulstudium über die Aufnahme eines Forschungsstudiums, einer Aspirantur oder einer Assistentin zu promovieren, waren die Barrieren für die nachfolgende Qualifikation weitaus größer. Über gezielte Kaderentwicklungspläne wurden vor allem männliche Naturwissenschaftler für spätere Leitungsfunktionen vorgesehen. Erst in den achtziger Jahren sind Frauen durch Frauenförderpläne direkt aufgefordert und ermutigt worden, die Promotion B², die als Voraussetzung für die spätere Professur oder Dozentur galt, zu schreiben. Bei diesen Beschränkungen und im Wissen, dass viele Wissenschaftlerinnen sehr früh Kinder bekamen, war dieser Weg ein oft weitaus komplizierterer als in vergleichbaren männlichen Lebensläufen. Dazu kam in der Hochschullandschaft der DDR noch ein weiteres Problem. Wie bereits benannt, bestand das wissenschaftliche Personal zu knapp 50 % aus Frauen, die dominant im akademischen Mittelbau zu finden waren. Diese Konzentration sollte weitreichende Folgen haben. Zum einen erwies sich das konservative Beharren des DDR-Hochschulwesens auf einen immer größer werdenden unbefristeten Mittelbau ohne Aufstiegschancen als die eigene Manövrierunfähigkeit (vgl. Middell 1993, 165). Zum anderen erfolgten nach 1989 gerade in dieser Statusgruppe die massivsten Einschnitte in der Personalstruktur. Ich sehe die Tragik auch darin, dass sich Frauen vor 1989 vielfach mit dem Ende ihrer Karriere abgefunden hatten, in unbefristeten Arbeitsverhältnissen sozial abgesichert waren und den männlichen Kollegen durch die Übernahme wesentlicher Arbeiten vor allem in der Lehre geradezu ideale Bedingungen für deren Aufstieg schufen.

2.2 Herbst 1989 bis Dezember 1990. Zwischen Visionen, Stagnationen und dem Abwicklungsbeschluss

In diese Situation eines dringend reformbedürftigen DDR-Wissenschaftssystems, in dem die Ratlosigkeit über Wege und Subjekte des Werdens mehr und mehr überwog, innere und äußere Blockaden nicht mehr zu übersehen waren, fielen

-
- 2 Die Promotion B (Dr. sc.) war eine akademische Qualifikationsform in der DDR. Diese folgte seit Ende der 1960er Jahre auf den Grad der Promotion A innerhalb eines Wissenschaftszweiges. In der Regel war die Promotion B, gemeinsam mit dem Nachweis über die Lehrbefähigung (*facultas docendi*), die Voraussetzung für Professuren und Hochschultätigkeiten. In Folge der Wiedervereinigung, wurden Promotion B plus *facultas docendi* in der Regel als habilitationsgleichwertige Leistungen anerkannt.

die Ereignisse des Herbstes 1989. Mit dem von den Demonstrierenden in Leipzig aufgenommenen Ruf »Wir sind das Volk« keimte auch in der Universitäts- und Hochschullandschaft die große Hoffnung, nicht nur das eigene Schicksal, sondern auch die eigenen Forschungen selbst in die Hand nehmen zu können. Dazu zählten die bereits beschriebenen Defizite in der Frauen- und Geschlechterforschung, vorstrukturierte und statische Lehr- und Forschungspläne sowie die Frauen ausgrenzende Pyramidenstruktur.

Für mich waren die Wochen im Herbst/Winter 1989 die wohl spannendsten meines akademischen Lebens. Ich arbeitete an der Pädagogischen Hochschule in Leipzig und leitete den Wissenschaftsbereich Deutsche Literatur. Wir bekamen erstmals die Chance, selbständig und ohne direkte Bevormundung über Ausbildungs- und Lehrkonzeptionen zu befinden, die Studienpläne gänzlich zu reformieren und neue Strukturen umzusetzen. Für mich erheben sich dabei jedoch bis heute die Fragen, inwieweit die einzelnen Einrichtungen reformfähig waren, inwieweit Parallelen zwischen den Bürgerbewegungen und den Bestrebungen an den Universitäten und Hochschulen bestanden und welche Gegenbewegungen es gab, so dass schließlich der Weg zur Evaluierung von außen geebnet war.

Nach den ersten freien Wahlen im März 1990 zeigten sich erste Ermüdungs- und Rückzugserscheinungen, die auch vor meiner Hochschule nicht haltmachten. Zunehmend wurden die Stimmen derer lauter, die forderten, dass alles nicht so schnell gehen sollte. Angestrebte Konzeptionen wurden nicht zu Ende gebracht, erste Lähmungen traten auf. Gleichmaßen wurden die Stimmen von westdeutschen Kolleginnen und Kollegen, mit denen inzwischen ein reger Austausch bestand, intensiver, die uns vor übereilten Umsetzungen der Programme warnten und mahnten, Gleichmaß zu wahren. Es musste etwas passieren. Außerhalb der Mauern des Wissenschaftsbetriebes überschlugen sich die Ereignisse: Transformation des westdeutschen Sozialsystems, Währungsunion, schließlich der Einigungsvertrag. Innerhalb der Mauern ostdeutscher Universitäten und Hochschulen zeichnete sich zunehmend die Unfähigkeit ab, sofort weitreichende Konzepte zur Krisenbewältigung in den vorgegebenen Fristen auf den Weg zu bringen. Die Entscheidungen kamen nun zwangsläufig von außen. Bereits im Juli 1990 war nach dem Kommuniqué der Minister Riesenhuber und Terpe über ihr »Kamingespräch« klar, dass die einheitliche deutsche Wissenschaftslandschaft nach dem Modell der alten Bundesrepublik gestaltet werden würde. Endgültig war somit die Zeit vorbei, als die Stimmen derjenigen noch Gewicht hatten, die anmahnten, dass die Vorzüge des Hochschulsystems der DDR – Studium in der Regelstudienzeit, intensive Betreuungsarbeit, kleine Gruppen der Studierenden – auch für westdeutsche Universitäten von Vorteil wären (vgl. Bierwisch 1992, 40-53). Längst hatte sich das Volk der DDR von dem Ruf der Oktobertage verabschiedet, es zählten nur noch die Deutsche Mark als Symbol des angenommenen Wohlstandes der Westdeutschen und der Wille, bald endgültig zur Gemeinschaft der

Bundesbürger:innen zu gehören. Ein Volk hatte somit mit den Füßen abgestimmt, die Abwanderung war nicht mehr aufzuhalten. Am 31. August 1990 wurde der Einigungsvertrag von beiden deutschen Seiten unterzeichnet. Die letzten Tage der DDR waren besiegelt. Spannend ist es bis heute, die Artikel 13 (Übergang von Einrichtungen), 38 (Wissenschaft und Forschung) und den Artikel 31 und hier vor allem den Absatz 1 zu lesen. Darin heißt es: »Es ist Aufgabe des gesamtdeutschen Gesetzgebers, die Gesetzgebung zur Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen weiterzuentwickeln.« (Einigungsvertrag 1991, 27) Auf der einen Seite wurde im Gesetzeswerk vollmundig proklamiert, die Gesetzgebung zur Gleichbehandlung weiterzuentwickeln, ohne die Differenzen im Bestehenden nur annähernd zu reflektieren, auf der anderen Seite wurde die Basis der folgenden gravierenden Einschnitte geschaffen, ohne die davon Betroffenen einzubeziehen.

Das Wintersemester 1990/91 begann zunächst mit einer Premiere. Die Studierenden konnten ihr Studium zum ersten Mal in Ostdeutschland in die eigenen Hände nehmen. Das ist sowohl den Lehrenden als auch den Lernenden wahrlich nicht leichtgefallen. Ungeübt in dem Zusammenstellen von Plänen und anderen Prüfungsmodalitäten, teilweise auch unfähig, sofort die entscheidenden Schwerpunkte zu erkennen, waren für viele die Anlaufschwierigkeiten weitaus größer als gedacht. Endgültig wurde Abschied von den einheitlichen Stundenplänen, vom Studieren in Seminargruppen und somit vom zentralistischen Studienbetrieb genommen. Es kam zu weiteren politischen Veränderungen. Sowohl sich dem Druck von unten beugend als auch den rasanten politischen Veränderungen Tribut zollend, wurden vor allem eindeutig ideologisch ausgerichtete Struktureinheiten umbenannt. So erhielt die Sektion Wissenschaftlicher Kommunismus an der Karl-Marx-Universität in Leipzig die Bezeichnung Sektion Politikwissenschaften und Soziologie. Hinter all diesen Veränderungen lag neben den zunächst beachtlichen inhaltlichen Diskussionen auch die Sorge um den Arbeitsplatz. Im Festhalten an den alten Strukturen wurde in den folgenden Wochen näher zusammengedrückt. Später wurde dieser Vorgang als der Sieg der alten Seilschaften über die Reformer – also die Unfähigkeit zur Selbsterneuerung – bezeichnet. Mitten in diese Bewegungen und Gegenbewegungen sowie in die aufeinander folgenden Transformationsprozesse wurde am 12. Dezember 1990 der Abwicklungsbeschluss bekanntgegeben.

Was ist unter dem Begriff der Abwicklung – später zum Unwort des Jahres gekürt, über den im *Grimmschen Wörterbuch* »eine schwierige, verworrene Sache abwickeln, zu Ende bringen« (Deutsches Wörterbuch 1854, 154) zu finden ist – zu verstehen? Mit diesem Wort, daran erinnere ich immer wieder, haben die Nationalsozialisten 1937 mit ihrem Aktiengesetz das Fremdwort Liquidation eingedeutscht. Dieser Begriff wurde zuerst beim Abrisieren jüdischen Eigentums in die juristische Praxis umgesetzt. Die gesetzlichen Grundlagen dafür schuf die *Verordnung zur Durchführung der Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen*

Wirtschaftsleben vom 23. November 1938. Es gehört für mich bis heute zum fehlenden kulturellen Gedächtnis der Urheber des Einigungsvertrages, dass ihnen dafür kein anderes sprachliches Vorbild als dieses eingefallen ist, und erklärt in vielen Aspekten auch die Reaktionen der direkt davon Betroffenen (vgl. Küpper 1993, 24f.). Die gerade erst gebildeten Wissenschafts- und Kulturministerien in den neuen Bundesländern nutzten das Instrument der Abwicklung, um sich der ideologisch belasteten Disziplinen der jeweiligen Universitäten und Hochschulen – wie Rechtswissenschaft, Philosophie, Pädagogik, Soziologie und damit große Teile der Geisteswissenschaften – zu entledigen. So wurden nicht die Einrichtungen, jedoch das Personal, das befristete Arbeitsverträge erhielt oder dem gekündigt wurde, abgewickelt. Der Studienbetrieb konnte ohne Unterbrechungen weitergeführt werden. Damit funktionierte das Prinzip der Neueröffnung bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der bestehenden Aufgabenbereiche. Das hatte zur Folge, dass an den ostdeutschen Hochschuleinrichtungen Gründungsdekane – es waren fast ausschließlich Männer aus den alten Bundesländern – bestellt wurden. Berufungs- und Strukturkommissionen unterbreiteten in einer vorgegebenen Zeit Vorschläge für die künftige Personalstruktur sowie für Fächerzuschnitte, Curricula, Studien- und Prüfungsordnungen. Das Grundprinzip lag auf der Hand: Es sollte gefunden und nicht gesucht werden. Damit wurde in Ostdeutschland die realistische Chance vergeben, aus der Vielzahl der anerkannten Wissenschaftler:innen diejenigen zu ermitteln, die künftig strukturbestimmend arbeiten werden. Lediglich die Professor:innen »Neuen Rechts«, die aber materiell und in der Ausstattung der Professuren weitaus schlechter gestellt waren als die neuberufenen Kolleg:innen, bekamen die Gelegenheit der Weiterarbeit. Das hätte eine wirkliche inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsbetrieb der DDR und nicht lediglich eine ideologisch determinierte Draufschau mit der Bekanntgabe von sich wiederholenden Stereotypen bedeutet.

Diese Monate, in denen zum einen alles auf den Prüfstand gehoben und zum anderen die Verunsicherungen immer größer wurden, haben Reformwillen und -fähigkeit des akademischen Mittelbaus unter Beweis gestellt. Die Transformation des westdeutschen Bildungs- und Hierarchiesystems haben hier am zeitigsten zu rigiden Einschnitten geführt, die schließlich auch eine besondere Form der Aktivität mit sich brachten. Die Mittelbauvertretungen vieler Einrichtungen waren maßgeblich an der Diskussion von Um- und Neustrukturierungen beteiligt. Nach den erfolgten Maßnahmen verloren sie jedoch zunehmend sowohl ihre Basis als auch ihre hochschulöffentliche Präsenz. Die Tragik liegt vor allem darin, dass durchaus vergleichbar mit den Hochschulrevolten und -reformen in der Bundesrepublik nach 1968 vor allem diese Statusgruppe die relevanten Differenzen benannt und entsprechend die Forschungen bereichert hat. Frauen des akademischen Mittelbaus brachten neue Fragestellungen in ihre Fachdisziplinen ein. In zahlreichen Studien zu Beginn der neunziger Jahre wurde die Frauen- und Geschlechterfor-

schung vor und nach 1989 aufgearbeitet und wesentliche Differenzen sowie Forschungsansätze benannt. Wesentliche Ansätze auch weiterführender Diskussionen lagen in den Aufsätzen von Irene Dölling (Dölling 1993, 397-407) und Carola Möckel (Möckel 1990, 10-15) als auch in der Dokumentation zur Frauenforschung in Sachsen, die in den Jahren 1993 und 1994 von Wissenschaftlerinnen der Technischen Universität Dresden herausgegeben wurde.

Die Kritiken an diesem Vorgehen setzten bald ein. Dieter Simon, Vorsitzender des Wissenschaftsrates, hielt dazu fest: »Die Wiedervereinigung hat die deutschen Hochschulen entgegen den optimistischen Erwartungen der ersten Jahre sowohl im Osten wie im Westen schweren Belastungen ausgesetzt und sie insgesamt in ihrer Leistungsfähigkeit eher geschwächt als gestärkt« (Simon 1998, 390). Die Gründe wurden sowohl in den »Fehlentscheidungen der Manager des Vereinigungsprozesses« als auch in den »unbeeinflussbaren äußeren Bedingungen« und »nicht steuerbaren selbstläufigen Prozessen« (Simon 1998, 390) gesehen. Der Autor und Publizist Dieter E. Zimmer verdichtete die Situation in den beginnenden neunziger Jahren zu dem Bild: »In jener Herbstnacht des Jahres 1990, als die DDR erlosch, erlosch auch ihr Hochschulsystem« (Zimmer 1994, 45). Die Umstrukturierung, so bewertete es Wolfgang Schluchter, »hatte zur Folge, daß ganze Bereiche der ost-deutschen Hochschulen auf einen Schlag personell verwestlicht und übrigens auch vermännlicht wurden« (Schluchter 1994, 21).

Das in diesem Kapitel Dargelegte führt mich zu zwei Thesen:

1. Ein marodes Bildungssystem in Deutschland West versuchte sich durch die Übernahme eines reformbedürftigen Bildungssystems in Deutschland Ost zu sanieren. Das erwies sich als ein Fehler mit gravierenden Folgen.
2. Der vielfach artikulierte ›Modernisierungsprozess‹ hatte für die Frauen an den Universitäten und Hochschulen gravierende Folgen. Der Umstrukturierungsprozess fand zunächst mit den Frauen, schließlich gegen und ohne sie statt. Das Abdrängen von Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb bedeutete eine ungeheure Verschwendung von erworbenem Wissen, das sich kein Land in diesem Ausmaß leisten konnte. Geistiges Potential lag brach und wurde nicht mehr abgerufen – das Rollback in der Gleichstellung der Geschlechter war in diesem Prozess unübersehbar. Als gefährlich erachte ich bis heute die Entwertung von Lebens- und Wissenschaftsbiografien gerade von Frauen, die in ihrem Leben eine Vereinbarkeitsstrategie gefunden und aller Widrigkeiten zum Trotz auch gelebt hatten. Die Akteurinnen des Ostens mussten die Bühne verlassen, ehe der Vorhang gefallen war.

3. Visionen

Als ich 1994 zur Gleichstellungsbeauftragten der Universität Leipzig berufen wurde, gehörte die Gründung eines Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung zu meinen und unseren vorrangigen Zielen. Zu dieser Zeit existierte lediglich an der Humboldt-Universität zu Berlin das Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung (ZIF); weitere Gründungen waren an den Universitäten Greifswald und Dresden vorgesehen. 72 Frauenforschungsprofessuren in den alten Bundesländern standen lediglich einer an der Universität Potsdam (Irene Dölling) gegenüber. Das hatte zur Folge, dass Frauen- und Geschlechterforschung auch nach den Neustrukturierungen entweder unterrepräsentiert oder gar nicht vorhanden waren. In dem von uns am Ende der neunziger Jahre unveröffentlichten Strategiepapier zur Gründung eines solchen Zentrums haben wir das Defizit in der Forschungslandschaft ausgewiesen.

»Dieses Defizit ist eklatant, zumal in Sachsen keine Professuren mit einer frauen- und geschlechterspezifischen Widmung ausgewiesen sind und darüber hinaus der Frauen- und Geschlechterforschung gerade in den Neuen Bundesländern in Zukunft eine besondere Bedeutung zukommen wird. Das durch die Geschichte der DDR bedingte ›andere‹ Verständnis des Geschlechterverhältnisses, in dem die Gleichberechtigung als verwirklicht schien, weil beide Geschlechter zum Beispiel aufgrund öffentlicher Kinderbetreuung berufstätig und finanziell unabhängig sein konnten, hat in der Vergangenheit eine differenzierte (theoretische) Auseinandersetzung mit Frauen- und Geschlechterfragen erheblich behindert. Trotzdem bestehen eine Reihe bruchstückhafter diskursiver Ansätze – so zu Fragen weiblicher Selbstbestimmung, zu Selbstbildern und zum Sozialprestige von Frauen –, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt, das heißt in einem veränderten politisch-ökonomischen Rahmen, aufgegriffen und analysiert werden müssen.«

Die Absenz eines Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Leipzig am Ende der neunziger Jahre wog zum einen umso schwerer, als hier bereits im ausreichenden Maße die erforderliche Expertise vorhanden war. An neun von 14 Fakultäten wurden nun bereits seit fast zehn Jahren in Einzel- und Teilprojekten, in Drittmittel- und Pilotprojekten zu diesen Themen geforscht. Zum anderen entsprach das Fehlen einer solchen Institution nicht mehr dem internationalen Standard: US-amerikanische Universitäten, mit denen die hiesige Universität in Kontakt stand, meldeten ihr Interesse an diesem Austausch an. Die geographische Lage der Universität legte zudem intensive Kontakte nach Osteuropa und den Beginn bzw. Ausbau von binationalen Forschungsvorhaben zwischen Ost- und Westeuropa nahe. Mit der Gründung des Zentrums wurde weiterhin angestrebt, sämtliche an den anderen Universitäten und Hochschulen des Freistaates Sachsen existierende Forschungsvorhaben zu unterstützen – und das gehörte zu den gro-

ßen Visionen –, den Aufbau eines Sächsischen Zentrums vorzubereiten. Mehr als deutlich wurde somit, dass die Notwendigkeit, sich den sowohl nationalen als auch internationalen Anforderungen zu stellen, auf der Tagesordnung stand.

4. »Mühen der Ebene«

Das im Jahr 2001 gegründete Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Leipzig (FraGes) versteht sich als Ort der interdisziplinären Erforschung von Definitionen und Veränderungen der Geschlechterverhältnisse im soziokulturellen Kontext. Das Zentrum definiert sich als Schnittstelle und vernetzt vorhandene Projekte auf diesem Gebiet und verfolgt somit die dauerhafte Institutionalisierung *gender-* und *diversity* bezogener Forschung und Lehre.³

So entwickelte FraGes das Schlüsselqualifikationsmodul »Genderkompetenzen«, das seit 2006 Inhalte der Gender Studies als fest verankerten Bestandteil des Curriculums fächerübergreifend vermittelt.

Im Jahr 2007 begründeten wir das transdisziplinäre Kolloquium »Gender-Kritik«, das jeweils im Sommersemester stattfand. Diese Vortrags- und Veranstaltungsreihe bot insbesondere Studierenden und Promovend:innen sowie erfahrenen Nachwuchswissenschaftler:innen die Möglichkeit, zeitgenössische Entwicklungen der Genderforschung in einem offenen und multimedialen Darbietungsformat fächerübergreifend zu bündeln. Dieses Format trug vor allem dem Transfergedanken Rechnung.

Von 2006 bis 2014 fanden in regelmäßigen Abständen Veranstaltungen zum Welttag des Mannes statt, die sich vor allem der Männer- bzw. Männlichkeitsforschung als wesentlichen Bestandteil der Genderforschung widmeten und unter anderem zu den Themen »Der junge Mann« (2006), »Neue Väter« (2008), »Männer im Gender Trouble« (2011) und »Kritische Männlichkeitsforschung« (2014) durchgeführt wurden. Die Dokumentationen zu diesen und anderen Veranstaltungen erschienen innerhalb der Reihe »Leipziger Gender-Kritik« in acht Bänden seit 2009 im Peter Lang Verlag.

Zu den weiteren Aufgaben des Zentrums gehörten die Einwerbung von Drittmitteln. Mit diesen Geldern, die vornehmlich von der EU eingeworben wurden, gehörten transdisziplinäre »Gender Mainstreaming Dialogue Projekte« und das

3 Die erste Direktorin war Frau Professorin Dorothee Alfermann aus der Sportwissenschaftlichen Fakultät, ich folgte ihr in diesem Amt im Jahr 2005 und bekleidete die Position bis in das Jahr 2018. Meine Nachfolgerin ist Frau Professorin Anna Artwińska aus der Philologischen Fakultät. Mitglieder des Zentrums können von den Studierenden bis zu den Professor:innen inner- und außerhalb der Universität alle Personen werden, die im Bereich der Geschlechterforschung tätig oder interessiert sind oder die Ziele des Zentrums unterstützen.

sachsenweite Mentoringprojekt, das Mentees und Mentor:innen zusammenführte und mit großem Erfolg abgeschlossen wurde.

Das *Gender Glossar* (Herausgeber:innen sind die Professor:innen Barbara Drinck und Ilse Nagelschmidt) ist ein Online-Glossar, das Definitions- und Einordnungsbeiträge zu genderwissenschaftlich relevanten Begriffen, aber auch zu Personen, gesellschaftlichen und kulturellen Institutionen frei zur Verfügung stellt. Über ein Blind-Review-Verfahren begutachten Expert:innen verschiedener akademischer Disziplinen die Beiträge. Ziel des Gender Glossars ist es, ein zitierfähiges Nachschlagenetzwerk ohne Einschränkungen akademischer Verlässlichkeit auf- und auszubauen, das in der Lage ist, Inhalte auf aktuelle Diskurse abzustimmen (Kontakt: www.gender-glossar.de).

Trotz all dieser erfolgreich abgeschlossenen Vorhaben und Projekte und des internationalen sowie landesweiten Eingebundenseins und des Ausbaus eines gut funktionierenden Netzwerkes sind die Schattenseiten nicht zu übersehen. Das Zentrum muss auch kurz vor seinem Jubiläum noch immer um die finanzielle Unterstützung von Seiten der Universität kämpfen. Zudem behindert die traditionelle Universitätsstruktur viele transdisziplinäre Vorhaben, so dass es sehr schwierig ist, fakultätsübergreifende Promotionsvorhaben anzugehen. Ein drittes und entscheidendes Defizit sehe ich im Fehlen einer Genderprofessur. Dafür gibt es seit Jahren intensive Bestrebungen, es konnte jedoch noch immer keine Berufung erfolgen.

Im nächsten Jahr wird das zwanzigjährige Bestehen des Zentrums begangen. Es gehört zur ›Haben-Seite‹ dass die Institution mit vielen Vorhaben die Forschungslandschaft in Sachsen und Deutschland bereichert hat, die ›Mühen der Ebene‹ sind jedoch bei weitem noch nicht durchschritten.

Bibliografie

- Bierwisch, Manfred: »Konflikte der Erneuerung. Die Universitäten der ehemaligen DDR«, in: Heinz-Ludwig Arnold/Frauke Meyer-Gosau (Hg.), *Die Abwicklung der DDR*, Göttingen: Wallstein 1992, 40-53.
- Bock, Jessica: *Frauenbewegung in Ostdeutschland: Aufbruch, Revolte und Transformation in Leipzig 1980-2000* (= Studien zur Geschichte und Kultur Mitteldeutschlands, Bd. 6), Halle/Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 2020.
- Dahn, Daniela: »Die Widerspenstigen«, in: *Thüringer Allgemeine Zeitung* vom 13.06.1998, 6.
- Diemer, Susanne: »Die Mauer zwischen uns wird immer größer« – Anmerkungen zur DDR-Frauenbewegung im Umbruch«, in: Gerd Meyer/Gerhard Riege/Dieter Strützel (Hg.), *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland*

- (= Jenaer Reden und Schriften, Neue Folge, Bd. 3), Erlangen: Verlag Palm & Enke/Jena: Universitätsverlag 1992, 343-364.
- Dölling, Irene: »Aufschwung nach der Wende – Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern«, in: Gisela Helwig/Hildegard Maria Nickel (Hg.), *Frauen in Deutschland 1945-1992*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1993, 397-407.
- Einigungsvertrag*. 3. überarbeitete Auflage. Sonderdruck aus der Sammlung Das Deutsche Bundesrecht, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1991.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1.1, Leipzig: Verlag S. Hirzel 1854.
- Kenawi, Samirah: *Frauengruppen in der DDR der 80er Jahre. Eine Dokumentation*, Berlin: Dokumentationsstelle GrauZone 1995.
- Klier, Freya: *Abreiß-Kalender. Versuch eines Tagebuchs*, München: Kindler Verlag 1988.
- Klässner, Bärbel: »Beobachtungen im Zusammenhang mit einem Wort«, in: Cordula Kahlau (Hg.): *Aufbruch! Frauenbewegung in der DDR. Dokumentation*, München: Verlag Frauenoffensive 1990, 44-47.
- Küpper, Mechthild: *Die Humboldt-Universität. Einheitsschmerzen zwischen Abwicklung und Selbstreform*, Berlin: Rotbuch Verlag 1993.
- Königsdorf, Helga: *Meine ungehörigen Träume. Geschichten*, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1978.
- Lange, Inge: *Die Frauen – aktive Mitgestalterinnen des Sozialismus. Ausgewählte Reden und Aufsätze*, Berlin: Dietz Verlag 1987.
- Lange, Sigrid: »Frauen aus der DDR im vereinigten Deutschland. »Sachzwänge«, Biographien, offene Fragen«, in: Gerd Meyer/Gerhard Riege/Dieter Strützel (Hg.), *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland* (= Jenaer Reden und Schriften, Neue Folge, Bd. 3), Erlangen: Verlag Palm & Enke/Jena: Universitätsverlag 1992, 457-472.
- Maaz, Hans-Joachim: *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*, München: Droemer Knaur 1992.
- Marx, Karl/Engel, Friedrich: *Manifest der Kommunistischen Partei*, II., MEW Bd. 4, 1848.
- Meyer, Gerd/Riege, Gerhard/Strützel, Dieter (Hg.): *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland* (= Jenaer Reden und Schriften, Neue Folge, Bd. 3), Erlangen: Verlag Palm & Enke/Jena: Universitätsverlag 1992.
- Middell, Mathias: »Überstanden? Einige Nachbemerkenngen zur IV. Hochschulreform der DDR aus der Perspektive des Jahres 1993«, in: Peer Pasternack (Hg.): *IV. Hochschulreform. Wissenschaft und Hochschulen in Ostdeutschland 1989/90. Eine Retrospektive*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1993, 163-180.
- Möckel, Carola: »Subjektiver Blick auf die historische Frauenforschung in der ehemaligen DDR vor und nach dem November 1989«, in: Netzwerk histo-

- risch arbeitender Frauen der Frauen-Anstiftung e.V. (Hg.), Hypatia. Historische Frauenforschung in der Diskussion (Sondernummer 1990), 10-15.
- Nickel, Hildegard Maria: »Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR«, in: Gisela Helwig/Hildegard Maria Nickel (Hg.): *Frauen in Deutschland 1945-1992*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1993, 233-256.
- Schluchter, Wolfgang: »Die Hochschulen in Ostdeutschland vor und nach der Einigung«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 25 (1994), 21.
- Scholz, Hannelore (Hg.): *Die DDR-Frau zwischen Mythos und Realität. Zum Umgang mit der Frauenfrage in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR von 1945-1989*, Schwerin: Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern 1997.
- Schreyer, Claudia: »In den 70er Jahren galt die Frauenfrage als gelöst«, in: *Neues Deutschland* vom 11.03.1998, 6.
- Simon, Dieter: »Wiedervereinigung des deutschen Hochschulwesens«, in: Christoph Führ/Carl Ludwig Furck (Hg.): *1945 bis zur Gegenwart. Deutsche Demokratische Republik und neue Bundesländer* (= Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 6.2), München: Beck 1998, 390-397.
- Szepansky, Gerda: *Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1995.
- Träger, Claus (Hg.): *Wörterbuch der Literaturwissenschaft*, Leipzig: Bibliographisches Institut 1986.
- Winkler, Gunnar (Hg.): *Frauenreport '90*, Berlin: Verlag Die Wirtschaft 1990.
- Zimmer, Dieter E.: »Wunder im Osten. Wurden die ostdeutschen Hochschulen ›plattgemacht‹? Eine erste Analyse widerlegt viele Vorurteile«, in: *Die Zeit* vom 20.05.1994, 45-46.

1989, eine Zäsur – auch in der Geschlechterforschung

Ute Gerhard

1. Frauen scheinen immer wieder am Anfang zu stehen

Sie erinnern sich, am 14. Juni 2019 fand in der Schweiz ein Frauenstreik statt, an dem sich Hunderttausende Frauen an Streik- und Protestaktionen beteiligten. Auch der Schweizerische Gewerkschaftsbund hatte dazu aufgerufen unter dem Motto: »Lohn. Zeit. Respekt: Zeit für Care-Arbeit, Respekt anstelle Sexismus und sexuelle Gewalt.« Die internationale und schweizerische Presse berichtete breit davon (vgl. Nachrichtenagentur APD).

In einem Artikel, den mir meine Kollegin Claudia Honegger zuschickte, ist zu lesen, in welcher Weise sich drei Generationen von Geschlechterforscherinnen praktisch und vor dem Hintergrund unseres inzwischen angehäuften Geschlechter-Wissens deutlich daran beteiligten.

So erinnert sich die Historikerin Caroline Arni:

»Für einen Moment haben sehr viele Frauen in der Schweiz ihre Situationen ins Zentrum der Auseinandersetzungen gerückt, haben sich als Frauen zum politischen Subjekt erhoben [...]. Sie haben sich angemaßt, die Welt, in der sie leben, alles – die Arbeit, die Sexualität, die Beziehungen, die Politik – aus der Perspektive von Frauen anzuschauen. [...] Sie haben sich für einen Moment über ihre Verschiedenheit hinweggesetzt, haben das, was sie trennt und unterscheidet, auf die Seite gestellt und sich verbündet [...], um das Gemeinsame und die Zusammenhänge untereinander zum Thema zu machen. Ein solcher Moment kann gar nicht überschätzt werden: als ein historisches Ereignis, auf das man sich wieder beziehen, und als individuelle Erfahrungen dessen, was man früher Schwesterlichkeit genannt hat [...].« (Zitiert nach Kuhn 2019)

Diese Worte haben in mir eine längst überdeckte Erinnerung wachgerufen, eigene Erfahrungen angerührt, bei denen Frauenbewegung, feministischer Aufruhr und Protest, Neugier und Kritik, Wissenschaft und Politik noch zusammengehörten, einander brauchten und die Erfahrung von Gemeinsamkeit unbefangen zu politischem Handeln befähigten.

Und doch geht es mir mit dieser Erinnerung nicht um Nostalgie, noch weniger um eine falsche Idealisierung oder – wie im Generationenaustausch von den Älteren zu erwarten – um Verklärung der Vergangenheit mit all den Irrtümern, eigenen Fehlern und die dem gesellschaftlichen Standort geschuldeten Auslassungen und Verblendungen. Doch was diesen Streik in unserem Nachbarland so interessant und bedenkenswert macht, ist die Tatsache, dass er auf den Erfahrungen früherer Aufbrüche und dem inzwischen angehäuften Wissen über gesellschaftliche Unerträglichkeiten und Strukturen der Ungleichheit aufbaut. In der Vielfalt der Aktionen – trotz und angesichts der Verschiedenheit der Lebenssituation der Beteiligten – waren die Anlässe und die Schwerpunkt-Themen immer noch oder wieder die uns bekannten, gleichen politischen feministischen Botschaften: Zum einen ging es um die Arbeit (bezahlte und unbezahlte und ihre ungerechte Verteilung), zum zweiten um die Enteignung des weiblichen Körpers bis zu sexueller Gewalt und zum dritten um den fehlenden Respekt gegenüber und die mangelhafte politische Repräsentation von Frauen. Das bedeutet, Frauen scheinen immer wieder am Anfang zu stehen. Die Geschichte der Frauenbewegungen, der Feminismus, ist voll von solchen Anfängen – auch wenn die politischen Kämpfe an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeit entstehen.

2. Das Wissen um die Geschichtlichkeit der Frauenbewegung als ein soziales Kapital

Nun ist die Erfahrung von Gemeinsamkeit in aller Verschiedenheit immer auf Mitteilung und Erzählung angewiesen. Denn auch individuelle Erfahrungen bedienen sich der Sprache und sind in gesellschaftliche Diskurse eingebettet. Sie können grundsätzlich als historische Ereignisse, als Geschichte(n) weitergegeben und auch in der Erfahrung anderer aufgehoben werden.¹ Das Wissen um die Geschichtlichkeit der Frauenbewegung als sozialer Bewegung (die sog. »langen Wellen«) ist darum nicht nur eine Marotte einer rückwärtsgewandten Zunft, sondern ein soziales Kapital, ein Schatz, der immer wieder und erneut zu gegenseitiger Ermächtigung und Ermutigung führen kann.

Dies ist der Grund, warum ich zur wechselseitigen Verständigung über die in Ost- und Westdeutschland getrennte Geschichte die Vorgeschichte des westdeutschen »neuen« Feminismus skizzieren möchte, und zwar in den Stichworten

1 Während der Historiker Reinhart Koselleck Geschichte als »Kunde von fremder Erfahrung« begreift, die durch Generationen und Institutionen vermittelt wird (Koselleck 1979, 354), bezweifelt Joan Scott die Authentizität individueller – hier weiblicher – Erfahrungen, weil sie immer ein Produkt bestimmter Diskurse seien (Scott 1992, 2001; vgl. Gerhard 2001 sowie Opfermann 2007).

meines eigenen Erlebens – nicht im soziologischen Verfahren einer sozialen Bewegungsforschung (vgl. Gerhard 2008).

3. Der westdeutsche Feminismus der 1970er Jahre

Gemeinsamkeiten in den individuellen Erfahrungen zu erkennen und diese zu benennen war die Besonderheit und das mobilisierende Moment des frühen westdeutschen Feminismus. Denn es ist interessant, dass die Frauengruppen in Deutschland, anders als die amerikanischen *consciousness raising groups* ›Selbsterfahrungsgruppen‹ hießen. Der Leitbegriff im Deutschen war also ›Erfahrung‹, nicht nur ›Bewussterwerden‹, die sehr individuell bleiben kann. So entstand in über Gruppen gebildeten Netzwerken ein kollektiver Lernprozess, der durch den Austausch und die Bewussterwerden verallgemeinerbarer weiblicher Unrechtserfahrungen angestoßen wurde und zu weiterer Mobilisierung führte. Das zeigt auch: In den feministischen Selbsterfahrungsgruppen ging es nicht mehr allein um die Erkenntnis struktureller Widersprüche, um Ungleichheit und Krisen des spätkapitalistischen Systems, also um gesellschaftliche Konflikte, die im Sinne der Marx'schen Dialektik Widerstand und Protest aus sich heraustreiben. Hinzu kamen vielmehr soziale und politische Bedingungen, die die soziale Bewegungsforschung »Gelegenheitsstrukturen« genannt hat (vgl. Kitschelt 1999). Dazu gehörten ein politisches Reformklima und neue radikal-demokratische Orientierungen, neue Ressourcen der Wohlstandsgesellschaft, hier insbesondere die erweiterten Bildungschancen für Frauen, die im krassen Gegensatz zu einem Familienrecht standen. Bis 1977 sicherte es die patriarchale Bevormundung und traditionelle Arbeitsteilung der Geschlechter ab. Zusammengefasst mündete die Erkenntnis dieser Widersprüche in den treffenden Slogan »auch das Private ist politisch«.

Unerlässlich für die Mobilisierung, die gemeinsamen Projekte und den Mut, »aus der Rolle zu fallen«, aber war die Herstellung von Solidarität, ein ›Wir‹-Gefühl – denn »Sisterhood is powerful« (Morgan 1970). Dieser Solidarisierungsprozess ist jedoch immer wieder gefährdet und delikater, denn von Anfang an war klar, dass die gesellschaftliche Situation von Frauen nicht allein durch Geschlecht bestimmt wurde und wird. Geschlecht muss immer zusammen mit den anderen gesellschaftlichen Differenzierungen wie *class* und *race* gedacht werden. Letztere Problematik schien damals (fälschlicherweise) eher auf die USA als die BRD zuzutreffen. Im immer wieder aufkommenden ›Schwesternstreit‹ war daher in der BRD vorrangig »The unhappy marriage between socialism and feminism« (Hartmann 1979) der Drehpunkt empirischer und gesellschaftstheoretischer Auseinandersetzungen (FAMA 1985).

Die Studentinnen, Lehrerinnen und Hausfrauen hatten sich zunächst stark in der Studentenbewegung und ›linken‹ Szenen engagiert. In Frauengruppen und Seminaren lasen sie Marx und knüpften damit an die Tradition der proletarischen Frauenbewegung an; diese forderte von Anfang an nicht nur Gleichberechtigung, sondern Emanzipation, meinte aber nicht nur ökonomische Unabhängigkeit. Als unabhängige, explizit »autonome Frauenbewegung« grenzte sie sich bewusst von allen Parteien und insbesondere den etablierten Frauenverbänden ab, deren Wohlfühlen und an die kapitalistischen Verhältnisse angepasste ›Nur-Gleichberechtigungspolitik die neuen Feministinnen vehement ablehnten. Die Distanzierung kommt in den Themen und Kampagnen dieser Jahre zum Ausdruck: »Lohn für Hausarbeit« stellte die bestehende familiäre Arbeitsteilung in Frage, die Aktion § 218 die bestehenden Abtreibungsgesetze.² Daraus folgten die Forderung nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper und die Sichtbarmachung und die Politisierung von Gewalt gegen Frauen.

Für die Zusammenarbeit mussten neue Räume eröffnet werden. Selbsthilfegruppen und Frauenzentren wurden gegründet, Frauenseminare an den Universitäten oder an Volkshochschulen selbst organisiert.

Für Frauen, die (häusliche) Gewalt erfahren hatten, wurden Notrufe und »Frauenhäuser für geschlagene Frauen« eingerichtet. Neue Frauenzeitschriften (unter anderem *Courage* und *Emma*) wurden gegründet und Frauenbuchläden eröffnet. Als »neue Frauenbewegung« von Anbeginn international vernetzt, boten ausländische Lektüren und Übersetzungen wichtige Anregungen und stärkten das feministische Selbstbewusstsein.³

Für mich persönlich waren Texte des ›literarischen Feminismus‹ der DDR sehr wichtig, die – das wird oft zu wenig bedacht – in der BRD zu Bestsellern wurden.⁴ Ein Kernsatz weiblicher Erfahrung »Sieben Jahre Haushalt und ein bisschen Aushilfe im Konsum und schon war man ein Nichtschwimmer...« aus Irmtraud Morgners *Trobadora Beatriz* traf meine Existenz als studierte, aber nicht berufstätige Familienfrau und Mutter wie ein alles erhellender Blitz (Morgner [1974] 1976, 232).⁵

Nicht weniger erklärend, weil es das Problem der ökonomischen Gleichstellung anscheinend hinter sich gelassen hatte, war ein Gedanke aus dem Vorwort

2 Am 6. Juni 1971 titelte der Stern »Ich habe abgetrieben«. Prominente Frauen outeten sich, schon einmal abgetrieben zu haben und forderten die Abschaffung des § 218, der Abtreibungen verbietet. Vgl. hierzu unter anderem Schwarzer 2011. Vgl. den Beitrag von Xenia Wenzel in diesem Band.

3 Prägend waren hier vor allem die Bücher von Simone de Beauvoir, Betty Friedan, Shulamith Firestone oder Kate Millett. Vgl. zu den Einflüssen ›von draußen‹ ausführlich Gerhard 2016.

4 Hier unter anderem Texte von Maxi Wander, Christa Wolf und Irmtraud Morgner.

5 Ihre den Alltag der Diskriminierung treffende kurze Geschichte *Kaffee verkehrt* habe ich später gern als Lektüre-Einstieg in meinen Seminaren benutzt (Morgner 1976, 169f.).

von Christa Wolf zu Maxi Wanders *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR*, das meines Wissens nur in der westdeutschen Ausgabe abgedruckt war:

»Ja, ökonomisch und juristisch sind wir den Männern gleichgestellt [...] [Jedoch] erst wenn Mann und Frau sich nicht mehr um den Wochenlohn streiten [...] und wer die Kinder versorgt, erst wenn die Frau für ihre Arbeit genauso bezahlt wird wie der Mann, erst dann beginnt sie belangvolle Erfahrungen zu machen [...].«
(Wolf 1978, 14)

4. Die 1980er Jahre

In diesem Jahrzehnt erhalten die feministischen Belange vor allem Zulauf aus der Friedensbewegung sowie aus der Ökumene-Bewegung der christlichen Kirchen, die auf der Vollversammlung in Vancouver 1983 das Konzept des »Gender Mainstreaming« einführten. Nicht zuletzt die feministische Theologie bildete über die Frauenforen der Evangelischen Kirchentage eine Brücke feministischer Verständigung zwischen Ost und West-Deutschland. Die Parteien von SPD und Die GRÜNEN nahmen Themen wie Gender Mainstreaming in ihre Parteiprogramme auf, und erste Gleichstellungsstellen wurden auch an den Hochschulen eingerichtet. Zugleich aber wird mit der Kohl-Regierung Mitte der achtziger Jahre in der Familienpolitik eine konservative Wende eingeleitet, die unter dem Schlagwort »neue Mütterlichkeit« weiter gehenden feministischen Forderungen entgegentritt. Dazu gehört 1986 auch die Einführung eines Erziehungsgeldes und die Anerkennung eines Babyjahres im Rentenrecht, das Frauen in ihrer Familienrolle befrieden sollte. Diese unter Rita Süßmuth als der ersten Frauenministerin der BRD erkämpfte Regelung war ökonomisch völlig unzureichend – nicht mehr als ein Trostpflaster, bedeutete jedoch systematisch einen ersten Schritt zur Anerkennung der geschlechtsspezifischen Benachteiligung im Arbeitsleben.

Die Kritik der traditionellen Arbeitsteilung als Kernproblem geschlechtsspezifischer Benachteiligung war 1982 auf dem Soziologentag in Bamberg behandelt worden. Zum Thema »Krise der Arbeitsgesellschaft« waren die Vertreterinnen der 1979 gegründeten Sektion der Frauen- und Geschlechterforschung in mehreren Vorträgen und Foren wissenschaftlich prominent vertreten. Ihre Schlussfolgerung gegenüber der Rede vom Ende der Arbeitsgesellschaft lautete: Der Gesellschaft geht keineswegs die Arbeit aus, sie muss nur unter den Geschlechtern (in Bezug auf Haus- und Lohnarbeit – das Konzept *care* oder Sorgearbeit gab es noch nicht, doch gemeint war dasselbe) anders verteilt werden (vgl. Matthes 1983). Zunehmend fand die Frauenforschung über ihre Themen Eingang in die sozialwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Seminare. Hatte sich die

Sommeruniversität in Berlin 1979 noch heftig mit der Frage auseinandergesetzt,⁶ ob und inwieweit feministische Forschung ihre Radikalität und Autonomie in institutionellen Strukturen bewahren kann, so wurden in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an den westdeutschen Universitäten sehr allmählich und unter großen Widerständen erste Professuren mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung eingerichtet.

5. 1989 und 1990er Jahre – Der Wiedervereinigungsprozess, eine historische Zäsur

Die ›stille‹ oder ›friedliche‹ Revolution und die Vereinigung der beiden deutschen Staaten habe ich als eine historische Zäsur für Frauen, für die Frauenbewegung und Frauenpolitik erlebt, weil sie die politischen Prioritäten und Diskurse in ihren Ausrichtungen grundlegend verändert hat. Die Geschlechterfrage verschwand von der politischen Tagesordnung, wurde angesichts anderer, politischer und ökonomischer Prioritäten beiseitegelegt.

Gelder für feministische Projekte wurden gekürzt oder gar nicht erst gewährt. Wiedervereinigung bedeutete im westdeutschen *common sense* die Anpassung Ostdeutschlands an den westdeutschen Kapitalismus und dessen Arbeitsmarkt. Hauptverliererinnen waren vor allem die ostdeutschen Frauen, deren Sozialisierung als Arbeiterinnen nun durch ihre Arbeitslosigkeit und damit verbundene Rückkehr in die Hausarbeit mehr als einen biografischen Bruch bedeutete. Westdeutsche Regierung und Gewerkschaft wollten dies als notwendigen Anpassungsprozess verstanden wissen.⁷

Feministische Beobachterinnen haben das Vereinigungsgeschäft als eine beipiellose Inszenierung des westdeutschen Patriarchats beschrieben,⁸ als eine Interessenpolitik, die allein auf Männlichkeit, Patriarchat und Ökonomie abzielte.

6 Die Idee zu einer Berliner Sommeruniversität für Frauen entstand bereits Ende 1975 in der Berliner Dozentinnengruppe; im Juli 1976 fand die Sommeruniversität erstmalig statt – und führte in einem Überraschungserfolg gleich mehr als 6.000 Frauen zusammen: Studentinnen, Dozentinnen aus dem Mittelbau der Universitäten, Lehrbeauftragte, Frauen aus den Frauen- und Lesbenzentren und vom Zweiten Bildungsweg. Bis 1983 fanden insgesamt sieben dieser Sommeruniversitäten statt. Siehe: <https://feministberlin.de/sommeruni/sommeruni-fuer-frauen-1976-83/>

7 Vgl. hierzu die Tagung »Frauen in der Geschichte Leipzigs. 150 Jahre Allgemeiner Deutscher Frauenverein«, Leipzig vom 15.–17. Oktober 2015, veranstaltet in Kooperation von der TU Dresden, dem Stadtarchiv Leipzig, dem Leipziger Geschichtsverein, dem Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Leipzig, der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e.V. sowie dem Gleichstellungsbüro der Universität Leipzig (vgl. Schötz/Berg 2019).

8 Vgl. hierzu u.a. Young 1999.

Frauen, erst recht Feministinnen waren in den entscheidenden politischen Gremien ausgeschlossen, nicht zuletzt bei der Abwicklung der ostdeutschen Hochschulen; die institutionelle Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung wurde hier tunlichst vermieden.

Rita Süßmuth, die Vorsitzende des Ausschusses »Deutsche Einheit«, formulierte ihre Erfahrungen sehr zurückhaltend: »Die Vereinigungspolitik des Jahres verbindet sich mit den Namen von Männern, nicht von Frauen« (Süßmuth/Schubert 1992, 44).

Verblüffend war die Gleichzeitigkeit der Umbrüche und Einschnitte im Herbst 1989. Während die westdeutsche Frauenbewegung und Geschlechterforschung im Oktober 1989 unter großer Aufmerksamkeit der Presse in der Frankfurter Paulskirche eine Internationale Frauenkonferenz zum Thema *Die Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht – 200 Jahre Aufklärung – 200 Jahre Französische Revolution* veranstaltet, wird wenige Tage später in Berlin die Mauer geöffnet. Es ereignet sich eine Revolution, die gewaltlos, wenn auch mit Verlusten und Versäumnissen, Geschichte macht. Auf der Frankfurter Konferenz aber brach im Diskurs über die Geschichtlichkeit der Menschenrechte und ihre ungenügende Verwirklichung unvermutet eine Kontroverse darüber auf, wieviel Gleichheit und welche Differenz gerade auch unter Frauen als Maßstab für mehr Gerechtigkeit zu berücksichtigen seien – eine Debatte, die unter Feministinnen bis heute weltweit geführt wird und mehr und mehr die Differenzen aufruft, als auf Gleichberechtigung zu vertrauen (vgl. Gerhard/Jansen/Maihofer/Schmid/Schultz 1990). Immerhin ergriffen dieselben Feministinnen ein Jahr später die Gelegenheit, wiederum in dem historischen Ort der Paulskirche, auf die Wiedervereinigung zu reagieren und sich mit alternativen Entwürfen »für eine neue Verfassung« in die gesamtdeutsche Verfassungsdebatte einzumischen.⁹

Am 3. Dezember 1989 war die ostdeutsche Frauenbewegung, die sich aus verschiedenen oppositionellen Gruppierungen zusammensetzte, dem Aufruf zur Gründung eines »Unabhängigen Frauenverbandes« in der Berliner Volksbühne gefolgt und verabschiedete ein *Manifest für eine autonome Frauenbewegung*¹⁰. Unter dem Motto »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen« ging es um die Interessenwahrnehmung und die Vertretung von Frauen und eine »sozialistische Alternative« zur Wiedervereinigungspolitik und »ein solidarisches Miteinander aller sozialen Gruppen« (Kahlau 1990, 28f.). Vieles schien anfangs möglich zu sein: Westdeutsche Feministinnen – nach wie vor auf kritischer Distanz zu institutionalisierter Politik, an Niederlagen und Marginalisierung gewöhnt – konnten nur staunen, wie schnell ihre ost-

9 Vgl. das Sonderheft *Feministische Studien Extra* (1991) und Hering/Paczensky/Sadrozinski 1990.

10 Vgl. dazu <https://cdn.atrila.nl/epublications/fragen/FFBI-MANIFEST-1989.pdf> Siehe auch den Beitrag über aktuelle feministische Manifeste von Heike Paul in diesem Band.

deutschen Kolleginnen bereit waren, die gewonnene ›Freiheit vom Staat‹ zur direkten ›Teilnahme am Staat‹ als parteipolitisch organisierte Interessenvertretung zu nutzen (Hampele 2000, 20) und zwar nicht nur in der Forderung nach einer Beteiligung am Zentralen Runden Tisch (vgl. Sänger 2005), sondern auch als Partei in gemeinsamer Wahlplattform im Bündnis 90/Die Grünen bei der ersten freien Wahlen zur Volkskammer im März 1990 (vgl. Gerhard 2020, 117ff.).

Wenn ich persönlich an die ersten Begegnungen denke, die auf Einladungen zum Beispiel an die Universität Frankfurt a.M., nach Greifswald oder in den Evangelischen Akademien stattfanden, so erinnere ich mich: Einigkeit bestand schnell in der Analyse der nach wie vor patriarchalen Strukturen in Ost- und West-Deutschland. Unverständnis tat sich auf, weil die Lebenserfahrungen andere waren, insbesondere im Blick auf die Kernforderungen westdeutscher Feministinnen, wie die Abschaffung des § 218 StGB, die Erwerbstätigkeit von Müttern, aber auch die fehlende Absicherung junger Wissenschaftlerinnen im westdeutschen Universittssystem. Missverständnisse entstanden. Gleichberechtigung schien für ostdeutsche Frauen erreicht zu sein bzw. war kontaminiert mit DDR-Frauenpolitik und deshalb verpönt wie der zu radikale bzw. besserwisserische Feminismus des Westdeutschen. Weibliche Sprachformen, um deren Anerkennung westdeutsche Feministinnen z.B. in der Rechts- und Amtssprache, mühsam gerungen hatten, wurden abgewehrt. Trotz gemeinsamer Muttersprache war es schwierig, divergierende Erfahrungen und die 40 Jahre Systemkonkurrenz einer insbesondere im Blick auf die Frauenpolitik getrennten Geschichte zu überwinden.

Während international von der ›dritten Welle‹ der Frauenbewegung gesprochen wurde – so zum Beispiel auf der Menschenrechts- und Weltfrauenkonferenzen 1993 in Wien, wo die Frauen des Globalen Südens eine bewegende Kraft bilden –, war die westdeutsche Frauenbewegung, oder besser die Frauen- und Geschlechterforschung in dieser Zeit vorrangig mit ihrer Profilierung als Fachdisziplin und weltweit mit theoretischen Kontroversen zur Geschlechterdifferenz beschäftigt. Und es wurde zunehmend fraglich, ob sie als gesamtdeutsche Bewegung eine politische Kraft darstellen konnte. Auch international wird in dieser Zeit von einem *backlash* der Frauenbewegungen gesprochen (Faludi 1993).

6. An der Jahrtausendwende: Die Dekonstruktion von Geschlecht und die Grundlagenkrise des Feminismus

Die Dekonstruktion von Geschlecht in den feministischen Theorien und die Infragestellung der Leitkategorie der Frauenbewegung, der ›Frau‹, gehen einher mit der De-Thematisierung von Geschlecht in der politischen Sphere. Ausgelöst wurde die Debatte durch die Kritik Schwarzer Frauen an dem sich universell verstehenden westlichen ›weißen‹ Feminismus. Zu Recht wird seither ausdrücklicher die Berück-

sichtigung und Anerkennung der Differenzen unter Frauen gefordert. Unterfüttert wird das Denken der Geschlechterdifferenz durch die poststrukturalistische Kritik am Subjektbegriff Frau und einer Identitätspolitik, die auf einer Hierarchie der Zweigeschlechtlichkeit und ihren Zwängen und Normen beruht. Judith Butler hat die theoretische Kehrtwende mit ihrem Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) angeführt und zu einer Queertheorie entwickelt, in der von der Vielfalt sozialer Zuschreibungen, Zugehörigkeiten sowie insbesondere unterschiedlichen Geschlechtszugehörigkeiten ausgegangen wird. Doch die Dekonstruktion der Kategorie ›Frau‹, der *Gender trouble*, musste notwendig zu innerfeministischen Kontroversen und auch zu politischer Verunsicherung führen. Der Feminismus an den Universitäten hält es für geboten, sich selbst zu demontieren (McRobbie 2009) – meinten die einen und sprachen von einer Grundlagenkrise des Feminismus.

Auf der andere Seite stehen Erkenntnisgewinne: Die Betonung von Differenzen unter Frauen angesichts der vielfältigen Dimensionen der Ungleichheit und Diskriminierung anderer Lebensformen (*race*, *class* und *gender*, insbesondere auch im Hinblick auf sexuelle Orientierung), die in dem neuen theoretischen Konzept der Intersektionalität in die Analysen eingebracht, aber damit oft auch stillgestellt werden können, verbieten es fortan, von ›den Frauen‹ zu sprechen oder nur noch mit einem Sternchen versehen.

Doch im Blick auf das Unrecht, das in der Welt geschieht, angesichts der nach wie vor systematischen Benachteiligung, der Gewalt gegen Frauen und vielfältigen Formen der Beschneidung von Lebenschancen aus Gründen ihres Geschlechts, können und sollten wir uns nicht »ins Gras legen« (Bloch 1972, 25). Denn hier steht die soziale Gruppe der Frauen, die immer noch weltweit wegen der Zuschreibung ihres Geschlechts ähnliche systematische Unrechtserfahrungen macht, stellvertretend für vielfältige Formen und Erfahrungen von Ungleichheit und Unterdrückung, die die feministische Bewegung und Forschung ans Licht gebracht und analysiert hat. Doch es ist eben nicht beliebig, von welcher Differenz oder sozialen Ungleichheit wir gerade sprechen und in welcher Weise sie miteinander verknüpft bzw. gegeneinander ausgespielt werden – als frei flottierende Player; ein Spiel, das höchstens als Machtspiel aufgefasst wird, während die Strukturen der jeweiligen Herrschaftssysteme aus dem Blick geraten (Klinger 2008, 57f.). Fragen nach dem Recht werden in den Diskursen feministischer Theoretikerinnen in der Regel vernachlässigt, sie sind dennoch unumgänglich, wenn man die Verhältnisse selbst, ihre materiellen Strukturen und Herrschaftsformen verändern will. Weil das Recht sich gerade auch in der Geschichte der Frauen vor allem als Herrschaftsinstrument erwiesen hat, ist Rechtsskepsis von Frauen aufgrund ihrer Unrechtserfahrungen durchaus begründet. Doch mein emphatisches Verständnis von Recht gründet sich auf seinen Doppelcharakter, sowohl ein Mittel der Herrschaft, aber eben auch ein Befreiungsinstrument zu sein. Das hat schließlich die Geschichte der Frauenbewegung

und Kämpfe ums Recht gezeigt. Denn es gilt zu begreifen, dass Gesetzgebung und Rechtsprechung die einzigen Mittel bleiben, ohne Gewalt, durch Verhandlungen und Vereinbarung, für gleiche Rechte und gleiche Freiheit für »Jedermann« und jede Frau zu streiten. Im jeweiligen historischen Kontext ist das geltende Recht daher Ergebnis von Vereinbarungen, gesellschaftlichen Konflikten und Kompromissen und eben auch von Machtverhältnissen. Doch es schafft Regeln für soziale Beziehungen und vermag diese zu verändern, und es ist (idealerweise) Ausdruck der Verbundenheit mit anderen Menschen (auch zum Folgenden Gerhard 2018).

Im endlosen Streit um Gleichheit und/oder Differenz der Geschlechter ist darum immer wieder zu bedenken, dass die Entgegensetzung von Gleichheit und Differenz eine falsche Gegenüberstellung ist (Gerhard 1990). Denn der Gegensatz von Gleichheit ist nicht Differenz, sondern Ungleichheit. Gleichheit aber zielt nicht auf Identität, sondern setzt die Verschiedenheit der Menschen voraus, um sie aus Gründen der Gerechtigkeit in bestimmten, wesentlichen Hinsichten gleich zu behandeln. Als historisch veränderbarer Rechtsbegriff ist Gleichheit somit ein kritisches Prinzip und ein relationales Konzept, das gleiche Rechte trotz und angesichts der Verschiedenheit der Menschen gewährleisten soll. Doch was sind die wesentlichen Hinsichten? Um Maßstäbe für Gerechtigkeit zu finden, ist immer wieder die Diskussion darüber zu führen, welche Unterschiede und Differenzen so wesentlich sind, dass sie aus Gründen der Gerechtigkeit Berücksichtigung finden müssen bzw. eine gleiche Behandlung rechtfertigen. Dabei bleibt die gleiche Freiheit der/des anderen notwendiges Korrektiv. Denn Gleichheit ist ein relationales Konzept, das nur eingedenk der Rechte anderer zu realisieren, »sich am Nächsten konkret erweisen muss« (Bloch 1972, 190).

Auch Chantal Mouffe, die davon ausgeht, dass jeder und jede Einzelne in vielfältige soziale Beziehungen eingebunden ist, begründet ihr Plädoyer für eine pluralistische, multiple und dynamische Gesellschaft mit den politischen Forderungen der verschiedenen sozialen Bewegungen, von Frauen, Arbeiterinnen und Schwarzen. Doch sie besteht darauf, dass ein radikal-demokratisches Projekt nicht alle Differenzen anerkennen kann, sondern die Umsetzung der Prinzipien der Freiheit und Gleichheit gewährleisten muss. »Denn die Anerkennung der Pluralität darf nicht zu Beliebigkeit und Indifferenz führen« (Mouffe 1992, 13).¹¹ Die Anwendung und Entscheidung über Recht kann auf Kategorisierung nicht verzichten, um zu entscheiden, in welcher Hinsicht etwas gleich oder ungleich, gerecht oder ungerecht ist. Die Rechtspraxis treffend resümiert Brigitte Rauschenbach: »Wer vom Geschlecht absieht, kann die Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern nicht fördern, sondern hintertreibt sie« (Rauschenbach 2019, 267).

11 Wenn nicht anders angegeben, stammen die Übersetzungen von mir.

7. Und heute – Sommer 2019?

Zu beobachten ist die Vielfalt feministischer Ansätze oder Theorien und die Ausdifferenzierung in unterschiedliche Feminismen und damit das Auseinandertreten von Feministischer Theorie und Geschlechterforschung, Gleichstellungspolitik und feministischem Alltagshandeln insbesondere junger Frauen. Denn das sogenannte »samtene Viereck« (Lenz 2008), das Zusammenwirken von autonomen Netzwerken der Bewegung mit institutionellen Verbänden, Politikerinnen und Wissenschaftlerinnen blieb ein Ideal. Inzwischen werden die Trennungen zwischen den verschiedenen Akteur:innen und die Ungleichzeitigkeit ihrer Erkenntnisse und sozialen Praxen deutlicher. Deshalb kennzeichnet Angelika Wetterer »drei Spielarten des Feminismus« (Wetterer 2009, 51f.). Sie unterscheidet zwischen feministische Theoretikerinnen, gleichstellungspolitische Expertinnen und dem Alltagshandeln und Alltagswissen der Frauen und Männer auf der Straße. Für alle drei Bereiche sind – hier nur als Thesen – unterschiedliche Bilanzen zu ziehen in Bezug auf:

- Feministisches Alltagswissen: Es ist offensichtlich, dass junge Frauen und Männer und andere Geschlechter heute in der Bundesrepublik selbstverständlich andere Bedingungen im Beruf, im Leben, in Wissenschaft und Politik vorfinden als die Initiatorinnen der »neuen« Frauenbewegung oder deren Nachfolgerinnen in den 1990er Jahren. Ein neues Selbstbewusstsein, autonome Lebensstile und der Zuwachs an Handlungsmöglichkeiten für Frauen sind zu kulturellen Selbstverständlichkeiten geworden, die heute auch als »alltäglicher Feminismus« (Nordmann 2011) oder »Veralltäglichung des Feminismus« beschrieben werden. Während empirische Untersuchungen der 1990er Jahren noch unterschiedliche Konzepte in der Lebensplanung junger Frauen zwischen Tradition und Individualisierung, zwischen Familienorientierung und Berufszentrierung aufzeigten, wobei sich eine deutliche Mehrheit für eine modernisierte Lebensführung zwischen Familie und Beruf entschied (Geissler/Oechsle 1996), dienen emanzipierte Einstellungen und feministisches Wissen, ohne als solches thematisiert oder benannt zu werden, nach der Jahrtausendwende nahezu selbstverständlich der Orientierung und Absicherung eines eigenständigen Lebensentwurfs. Sie bilden einen Deutungsrahmen für die Bewältigung der widersprüchlichen Anforderungen im Alltag, insbesondere der nach wie vor nicht gelösten Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf. Denn, so vielversprechend Sonja Eismann: »Feminismus ist kein abstraktes Konzept, sondern gelebte Alltagskultur, (die) alle Lebensbereiche durchdringt« (Eismann 2008, 12). Immerhin ist dieser Alltagsfeminismus möglicherweise ein Nährboden für neue Protestformen (soziale Medien), Aufbrüche und Allianzen (siehe die junge Bewegung Fridays for Future).

- Gleichstellungspolitik: Die Geschlechterforschung hat in all ihren Disziplinen der Gleichstellungspolitik mit ihrer Expertise seit Jahren wichtige Schützenhilfe geleistet, oft genug das empirische Material für gesetzliche Reformen geliefert. Gleichwohl werden ihre Ergebnisse oft auch nur soweit übernommen, als sie mit eigenen politischen Interessen der politischen Akteur:innen vereinbar sind. Unterschätzt wird jedoch die wichtige Rolle, die die Europäische Union seit den 1990er Jahren auf all ihren institutionellen Ebenen vom EU-Parlament bis zum Europäischen Gerichtshof für die Implementierung von Gleichstellungspolitik und Gender Mainstreaming spielt (vgl. Gerhard 2018, 133ff.). Und doch bleibt noch viel zu tun.
- Geschlechterforschung und feministische Theorie: Die feministischen Diskurse und die Erkenntnisse der Geschlechterforschung haben seit nunmehr 50 Jahren den Anstoß zu einer veränderten Politik, zu mehr Gleichberechtigung und einem neuen und selbstverständlichen Selbstbewusstsein von Frauen und Menschen gegeben und haben vermutlich gerade deswegen gegenwärtig gegen einen unappetitlichen und zerstörerischen Anti-Genderismus zu kämpfen.

Dabei frage ich mich, ob ein theoretischer Insider-Jargon, ausgrenzende Sprachregime und Sprechgebote die richtige Antwort auf die aggressive und verdummende Polemik des Anti-Genderismus sind. Auseinandersetzungen um Geschlechterfragen und Feminismus, die immer und zugleich engagierte Kritik an den Verhältnissen sind, können nicht nur akademisch geführt werden. Vielmehr tut Einmischung not, sind die Vermittlung von Geschlechterwissen und eine zivilisierende Verständlichkeit machtkritisch geboten, wenn Feminismus als demokratisches Projekt und als Praxis zur Befreiung der Benachteiligten und Unterdrückten verstanden wird. Linda Zerilli plädiert, da die Welt zu verändern und nicht nur zu deuten ist, daher für einen »Feminismus als historisch situierte und gemeinschaftliche Freiheitspraxis«, dessen Radikalität auch in einer »zu unterbrechenden Umgangssprache erkennbar« sein muss (Zerilli 2010, 97, 114). Das heißt, es gilt zu überzeugen und zu werben in einer Sprache, die nicht von dem ablenkt, was noch gemeinsam zu tun bleibt, von unserem Wissen und der Sorge für andere und uns selbst.

Bibliografie

- Bloch, Ernst: *Naturrecht und menschliche Würde*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1972.
- Eismann, Sonja (Hg.): *Hot Topic. Popfeminismus heute*, Mainz: Ventil Verlag 2008.

- FAMA – *Feministisch-Theologische Zeitschrift*, Thema Januar-Ausgabe *Schwesternstreit*, 1 (1985), siehe: http://fama.ch/wp-content/uploads/2017/06/1985_1_Schwesternstreit.pdf
- Feministische Studien extra: Frauen für einen neue Verfassung* (Sonderheft 1991).
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild: *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim: VS Verlag für Sozialwissenschaften 1996.
- Gerhard, Ute: *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*, München: Beck 2020.
- Gerhard, Ute: *Für eine andere Gerechtigkeit – Dimensionen feministischer Rechtskritik*, Frankfurt a.M./New York: Campus 2018.
- Gerhard, Ute: »Die ›neue Welle‹ der Frauenbewegung in der BRD. Diskurse und Einflüsse europäischer und US-amerikanischer Feministinnen«, in: Axel Schildt (Hg.), *Von draußen. Ausländische intellektuelle Einflüsse in der Bundesrepublik bis 1990*, Göttingen: Wallstein 2016, 256–270.
- Gerhard, Ute: »Frauenbewegung«, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hg.), *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2008, 187–217.
- Gerhard, Ute: »Kommentar zu Joan W. Scott. Phantasie und Erfahrung«, in: *Feministische Studien* 2 (2001), 89– 94.
- Gerhard, Ute/Jansen, Mechthild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schultz, Irmgard (Hg.): *Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht*, Frankfurt a.M.: Helmer 1990.
- Hampele-Ulrich, Anne: *Der Unabhängige Frauenverband. Ein frauenpolitisches Experiment im deutschen Vereinigungsprozess*, Berlin: Berliner Debatte Wiss.-Verlag 2000.
- Hartmann, Heidi I.: »The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism: Towards a more Progressive Union«, in: *Capital and Class* 3.2 (1979), 1–33.
- Hering, Heide/von Paczensky, Susanne/Sadrozinski, Renate: »Frauen in bester Verfassung«, in: *Streit* 4 (1990).
- Kahlau, Cordula (Hg.): *Aufbruch! Frauenbewegung in der DDR. Dokumentation*, München: Frauenoffensive 1990.
- Kitschelt, Herbert: »Politische Gelegenheitsstrukturen in Theorien sozialer Bewegungen heute«, in: Ansgar Klein/Han-Josef Legrand/Thomas Leif (Hg.): *Neue soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven*, Berlin: Springer Verlag 1999, 144–163.
- Klinger, Cornelia: »Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifen Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte«, in: Cornelia Klinger/Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): *ÜberKreuzungen, Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, Münster: Westfälisches Dampfboot 2008, 38–67.

- Koselleck, Reinhart: »Erfahrungsraum und Erwartungshorizont«, in: ders. (Hg.), *Vergangene Zukunft – Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1979, 349–376.
- Kuhn, Marie-Josée: »Wie kam es zum Frauenstreik?«, siehe: [https://www.workzeitung.ch/2019/06/wie-kam-es-zum-frauenstreik/vom 28.06.2019](https://www.workzeitung.ch/2019/06/wie-kam-es-zum-frauenstreik/vom-28.06.2019).
- Lenz, Ilse (Hg.): *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008.
- Matthes, Joachim (Hg.): *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1983.
- McRobbie, Angela: *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change*, London: Sage 2009.
- Morgan, Robin: *Sisterhood is Powerful: An Anthology of Writings from the Women's Liberation Movement*, New York: Robin Morgan 1970.
- Morgner, Irmtraud: *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura*, Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand 1976.
- Mouffe, Chantal: *Dimensions of Radical Democracy*, London/New York: Verso 1992.
- Rauschenbach, Brigitte: »Das Geschlecht vor dem Recht vor der Sprache«, in: *Feministische Studien* 37.1 (2019), 161–184.
- Sänger, Eva: *Begrenzte Teilhabe. Ostdeutsche Frauenbewegung und Zentraler Runder Tisch in der DDR* (Politik der Geschlechterverhältnisse), Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2005.
- Schötz, Susanne/Berger, Beate (Hg.): *Frauen in der Geschichte Leipzigs*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2019.
- Schwarzer, Alice: »Die Sternaktion und ihre Folgen«, siehe: <https://www.emma.de/artikel/wir-haben-abgetrieben-265457> vom 1. April 2011.
- Scott, Joan Wallach: »The Evidence of Experience«, in: *Critical Inquiry* 17.3 (1991), 773–797.
- Scott, Joan Wallach: »Phantasie und Erfahrung«, in: *Feministische Studien*, 2 (2001), 74–88.
- Wetterer, Angelika: »Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen«, in: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2 (2009), 45–60.
- Wolf, Christa: »Vorwort«, in: Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand Verlag 1978, 9–20.
- Young, Brigitte: *Triumph of the Fatherland: German Unification and the Marginalization of Women*, Ann Arbor: University of Michigan Press 1999.
- Zerilli, Linda: *Feminismus und der Abgrund der Freiheit*, Wien/Berlin: Turia + Kant 2010.

Gender Studies: Politische und ideologische Implikationen

The Authority of Experience and Sisterly Affects

Feminist Manifestos, Past and Present

Heike Paul

1. Introduction

A lot has disappeared from the archive and the repertoire of feminism and feminist activism (to draw on Diana Taylor's useful distinction). Not so long ago, it was reported that even the original document of the *Declaration of (Rights and) Sentiments*—that document which we consider to be one of the earliest manifestos for women's rights in the US dating back to 1848—had gone missing. Under #FindTheSentiments, then United States Chief Technology Officer, Megan Smith, announced a treasure hunt that has elicited many responses. I am tempted to draw on the symbolism of this reported »loss,« this absence in the archive, with an eye to recent developments in the repertoire of the field. Feminism in the lost-and-found?

Mary Beard, British classicist, historian, public intellectual, and savvy social media user has published a booklet titled *Women and Power: A Manifesto*, and in this little volume, Beard harkens back to and reminds us of the feminist archive and resuscitates older forms of feminist critique and strategy: she investigates the »culturally awkward relationship between the voice of women and the public sphere of speech-making, debate and comment: politics in its widest sense« (Beard 2018, 8) and sees public speech as »a—if not the—defining attribute of maleness« (ibid., 17). Like her feminist predecessors, among them certainly the author/s of the *Declaration of Sentiments*, she is concerned with women's voices and authority (ibid., 30) and with the patriarchal »rules of rhetorical operations,« that is with gendered regimes of representation and ideological structures of power asymmetries (ibid., 40). »What we need,« Beard writes, »is some old-fashioned consciousness raising« (ibid., 45). This certainly sounds familiar.

Beard is one among quite a few feminist scholars on both sides of the Atlantic who lately have turned (back) to the feminist manifesto as a genre of feminist expression and intervention (even though we may still debate if Beard's text is a manifesto in the conventional sense). These texts are (re)claiming the label of feminism as they are calling for an interrogation of what we talk about when we talk about feminism today. Not surprisingly, the authors address very different issues under

this label, and their texts range from being written in the form of letters or memoirs to full-fledged manifestos harkening all the way back to Karl Marx and Friedrich Engels' *Communist Manifesto* of 1848. However, what many of them seem to share, as I am going to show in more detail, is a commitment to a kind of rescue work, a new »invention of tradition,« or even a »salvaging« or reinvention of feminism. Salvaging it from what and for whom, we may wonder. Perhaps not surprisingly, in many contemporary »scenarios« (again, Taylor), the political language and work of feminism is at stake, even at risk. Some of the manifestos explicitly state the need for renewing feminist politics under the arc of intergenerational transition, intersectionality, and/or anti-capitalism. Two concepts prominently guide my observations: first, the idea of an »authority of experience« which has been front and center of feminist world making from the beginning and, second, the role of affect in American political culture and, specifically, in feminism, closely connected to mobilizing fellow-feeling and building solidarity in civil society.

I will revisit the history of feminist public protest (of which the *Declaration of Sentiments* is part) through the concept of »the authority of experience.« This notion has had quite a career in feminist history and, in a series of semantic reconstructions and variations, I am addressing the considerable cultural and political work it has done. However, I am not engaging with the category of »experience« per se; instead, I will trace the specific constellation that conjoins »authority« and »experience« and the genealogy of this tandem in US culture. The present moment, like no other, calls for an examination of this concept and its function in a series of publications and political projects that have appeared or are conducted under the label of »feminism.« Notwithstanding its intuitive, common sensical meaning—that experience plays some role in the way we acquire knowledge and that we find certain (truth) claims more legitimate than others based on our own experience—it has quite a winded history and also has been used, time and again, as a strategy of self-empowerment, of unconditional authorization, as an unquestionable ground of explanation, and as ultimate justification (*Letztbegründungsdiskurs*).

For the US, this discourse could be traced all the way back to the *Declaration of Independence*, if you will, and to its Lockean empiricist underpinnings. The *Declaration of Sentiments* mimics these. »The authority of experience« does gain a particular kind of concretization in the context of political agency, activism, and affect. Indeed, I argue that it ties in with conceptualizations of legitimacy, knowledge, and public feeling. At the same time, sentimentality undergirds political claims with references to suffering, anger, and the need for emancipation—it echoes in political documents and protest cultures, imagining relations of belonging and care via (metaphors of) kinship as part of a larger »imagined community« (Anderson 2006). In the history of feminism and its manifestos, a more specific imagined community of women has often been the collectivity of the »sisterhood« (cf. Gerund 2013) as empowerment and claim. This sisterhood puts a shared experience but also a

kind of fellow feeling at the center of feminist activism. Before I address the new feminist manifestos and their political language, let me backtrack a little.

2. »The Authority of Experience«

An obvious reference for what I am alluding to in my title is *The Authority of Experience*, a 1977-feminist classic edited by Arlyn Diamond and Lee R. Edwards for the University of Massachusetts Press with the subtitle *Essays in Feminist Criticism*. The agenda behind this title requires some explanation. Most obviously, the idea of »experience« is closely linked to the practice of »feminism« here and to »feminist criticism« which the volume seeks to define. From today's perspective, the essays in this volume articulate the major concerns of the so-called »second wave feminism« of the 1960s and 70s in the literary field.

First, a considerable number of the chapters engages in a representational critique of depictions of women by male authors (from William Shakespeare to Geoffrey Chaucer, to Ernest Hemingway) in order to either challenge their stereotypical quality or to praise their complexity. (Much like Kate Millett's undertaking in her well-known, yet, at the time controversially discussed book *Sexual Politics*, published in 1969.) Second, some of the remaining essays in the book are concerned with the recognition of female writers and their work (from Kate Chopin and Virginia Woolf to Katherine Anne Porter and Doris Lessing), applauding their representational strategies and aesthetics. (Similar projects of the time were Patricia Meyer Spacks's *The Female Imagination* from 1975 or Elaine Showalter's *A Literature of Their Own* from 1977.) Listening carefully to women's literary voices was considered the logical next step after having scrutinized (and for the most part discarded) the much more dominant (yet »unauthorized« and thus discredited) male voices *about* women. Needless to say, at this point, many texts of a female-authored literary tradition were only, one by one, »re-discovered,« newly made accessible in print (and we are here anticipating the canon debates of the 1980s when all of this literature was, in fact, recovered and available—and was »competing« with the standard selection on the canonical reading lists of colleges and universities). Third, the paratexts of the volume (Foreword, Prologue) address their authors' concern with literature and art as reflective of »life« at large and with the false claim of the »impartiality of criticism;« rather they seek to identify and cherish what Gerda Lerner's anthology, published in the same year, calls *The Female Experience* (1977).

So much for this volume and its cultural and political context. Why, now, call this book *The Authority of Experience*? Is the emphasis on experience—the authority of experience—as opposed to the authority of something else? Patriarchy, for instance? Or is it on the authority of experience—authority rather than powerlessness? Authority here clearly hinges on authorship. Both readings appear to be quite

suggestive. What is at stake in the title (and the collection at large) is the institutionalization of feminist criticism and feminist practices that claims and nobilitates certain kinds of experiences as the basis for new kinds of scholarly practices within a given culture of professionalism; the authority of experience lays claim to »institutionalized forms of authority« (Sawaya 2003, 48) performing a feminist professionalism in literary studies and making women »heard« in the academy and in public.

Still, the publication by Diamond and Edwards documents a debate and a professional culture that is in many ways limited: the volume champions a white middle-class feminist criticism, an uncritical »love of literature,« and an equally problematic sense of the relationship between what the editors call »life« and »art.« It produces the (institutional) authority of white feminism in literary studies. Still, let me quote one paragraph that appears in both the foreword and the prologue, and that has a decidedly activist, even manifesto-ish ring to it, even if, from today's perspective, it appears somewhat modest in its claims:

»We believe that women are not automatically or necessarily inferior to men, that role models for females and males in the current Western societies are inadequate, that equal rights for women are necessary, that it is unclear what by nature either men and women are, that it is a matter for empirical investigation to ascertain what differences follow from the obvious physiological ones.« (Diamond/Edwards 1977, xiv)

It is with the authority of experience (as women?) that they make these observations and these claims. The rhetorical gesture is vaguely signaling both, an empiricist and a mildly essentialist notion of difference.

3. Against the Authority of Experience

15 years later, in 1992, in another volume of feminist essays, the concept of »experience« along with any authority derived from it becomes scrutinized—and ultimately debunked. In the book, *Feminists Theorize the Political*, co-edited by Judith Butler and Joan W. Scott, feminism and feminist practices are not narrowly defined as somehow related to literature (the scope of disciplines represented in this volume is much broader and includes philosophy, history, political science as well as literary and cultural studies—all under the arc of poststructuralism); feminist practices themselves seem to become more complicated and phrases such as »contingent foundation« (Judith Butler), »the end of innocence« (Jane Flax), or »agonistic feminism« (Bonnie Honig) attest to this. (In a similar vein, collections such as *Conflicts in Feminism* (Hirsch/Keller 1990) and *Radically Speaking: Feminism Reclaimed* (Bell/Klein

1996) do similar critical work at the time and share this broad multidisciplinary scope and self-reflexive perspective.)

Co-editor Joan W. Scott devotes her own book chapter to the concept of »experience.« In response to Diamond and Edwards, she writes:

»Documenting the experience of others in this way has been at once a highly successful and limiting strategy for historians of difference. It has been successful because it remains so comfortably within the disciplinary framework of history, working according to rules which permit calling old narratives into question when new evidence is discovered.« (Scott 1992, 24)

But Scott takes issue with the kind of »uncontestable evidence« that the authority of experience allegedly constitutes, hence the limitations. In fact, she cautions against necessarily taking »experience« at face value (she even puts the term in quotation marks) and argues for »the constructed nature of experience« (Scott 1992, 25) and for its »discursive character« (Scott 1992, 31) and production. According to Scott, »the evidence of experience . . . reproduces rather than contests given ideological systems—those that assume that the facts of history speak for themselves« (Scott 1992, 25). In that sense, the explanatory power of »experience« is not any better than that of notions such as »brute facts« or »simple reality« (such simplistic positivism is a rhetorical shortcut and ultimately a refusal to present a more sophisticated argument, any argument.) Experience—and with it any claim of an authority of experience—is dismantled as dangerous feminist fantasy work.

In concluding, thus, Scott puts the (feminist) discussion about experience to date on its head as she argues against its foundational status: »It is not individuals who have experience, but subjects who are constituted through experience« (Scott 1992, 26) or, in Teresa de Lauretis's (1984) words, »experience constructs subjectivity« and thus the category itself is part of/performs ideological work. Therefore, it becomes obvious that experience »is not the origin of our explanation, but that which we want to explain.« (Scott 1992, 38)

In hindsight, we may agree with poststructuralist feminists that »the authority of experience« has not served women (and feminism) well, and that there are many good reasons for the alignment of feminism with poststructuralism. With Scott, we can trace the denigration of feminist radical intellectual thought due to its proclaimed basis in a dubitable »authority of experience.« And in fact, referring to »experience« does different things for different groups. Whereas the notion of knowledge through experience (in those empiricist approaches that contend that all knowledge is derived from the senses and that echo in sentences like »all experience has shown«) is historically dominant in the US, it has (specifically in the context of and in response to feminist claims) often been shortened to subjective feeling or self-awareness (*Selbsterfahrung*) and to a notion of a compromised kind of knowledge. In the hegemonic patriarchal script, women, it seems, never actually

make it all the way from experience to knowledge—they appear to remain stuck in particularity, partiality, and a kind of »secondary« (de Beauvoir 2010) subjectivity that falls short of the status of autonomous subjecthood. The »authority of experience,« in this context, connotes the absence of authority, not authenticity or power. In a gendered discourse (about women), »experience« seems to be less often coupled with »knowledge« or producing knowledge (in a rational mode) and more often with »feeling« and with being affected by the sensual/sentimental/sentiments (often in an irrational way).

The feminist strategy to use the affective mode for projects of self-empowerment and for the instituting of a counter-hegemonic discourse has not always been helpful as it is complicit with the dominant gender regime to such an extent that it, time and again, seems to collapse into the latter. In sum, we may ultimately speak of an affective (and effective) sentimentalization of »experience« in US gender discourses: even as »experience« draws on enlightenment notions (as the *Declaration of Sentiments* from 1848 does), it becomes newly imbricated with 19th century gender models. This imbrication has at times been successfully enlisted for strategies of (self)authorization on the grounds of a dramatic affective investment but has also remained a kind of baggage and an obstacle for social change in the long run. Joan Scott is aware of that. Whether strategic or not, in the context of feminism, a kind of sentimentalization of experience and its authority has often been put to work for but also against the purposes of gender-specific public protest. One of the joint, yes, co-foundational moments of feminism and of sentimentalism certainly is the experience (and capability) to »feel right« about injustice and human suffering (as Harriet Beecher Stowe has it in the afterword to *Uncle Tom's Cabin*), i.e., to experience injustice not only cognitively but also affectively or bodily. It is this primal scene of a feminist civil sentimentalism that still echoes in contemporary feminist culture, for instance in some of the rhetoric of the »Women's Marches« and various kinds of hashtag feminisms.

Clearly, as the late Lauren Berlant has argued, feminism has been complicit in its ongoing sentimentalization in the last decades. 19th century sentimentalism is the backstory of 21st century feminism—as can perhaps be seen even in #MeToo protests. Take, for instance, the narratives of the experience of sexual harassment with Harvey Weinstein as male protagonist and villain. Do they tend to ultimately reinforce female victimhood? Are they echoing the less graphic 19th century sentimental plots of beautiful »damsels in distress,« of glamorous »long suffering heroines,« and of ugly seductions? Susan Watkins contends that this is the case as »tales of his depredations combined ritzy settings, celebrity gossip, prurient details and Schadenfreude at the downfall of mighty men, all wrapped up in impeccably feminist sentiments« (Watkins 2018, 72). It goes without saying that pointing out the specific cultural intelligibility of tales of sexual abuse is not intended in any way to make light of the trauma of its victims.

4. The Return (or Recrudescence) of the Feminist Manifesto

This leap brings me from 1977 and 1992 to the present, and to ask about the ways in which the »authority of experience« (à la 1977) and/or the skepticism about it (à la 1992) are still lingering and where on the scale between these two positions we can locate current feminist work in view of its forceful sentimental undercurrents.

In the following, I refrain from focusing on the different initiatives and highly visible »hashtag-feminisms« we can presently observe, instead I will concentrate on those texts that continue or re-activate the narrative of feminism and feminist politics that began in the 19th century and continued in the 20th century and that contribute to what has been called a new movement. Clearly, the »authority of experience« is still relevant in feminist responses to different kinds of crises in the present moment, and in the past couple of years, quite a number of new books on feminism have been published. Reading them (with a background in feminist theory and feminist criticism), one wonders about their incessantly programmatic gesturing. What many of these recent publications share is that they use two keywords to draw the readers' attention and make themselves understood: the generic label of »feminism« and the genre of the »manifesto.« In fact, feminist manifestos of various kinds have been mushrooming lately as an American and even transatlantic or transnational phenomenon, and they echo a radical feminist discursive mode of earlier decades. To various degrees, the new feminist manifestos engage with feminist movements of the past, with the critical state of the present that still—or once more—leaves much to be desired, with backlash-scenarios, and propositions for further change and political action. Some of these texts that go by the name of manifesto also strike a self-reflexive if not combative and bitter tone. The authority of experience manifests itself against the authority of the powers that be—Fahs even describes feminist manifestos as a »feminism of againstness« (Fahs 2020, 13-14).

Here is a quick survey of some of the new feminist texts claiming the genre of the (political) manifesto: Jennifer Baumgardner and Amy Richards' *Manifesta: Young Women, Feminism, and the Future* (2000); Gillian Anderson and Jennifer Nadel's *We: A Manifesto for Women Everywhere* (2017); Mary Beard's *Women and Power: A Manifesto* (2018); Jessa Crispin's *Why I Am Not A Feminist: A Feminist Manifesto* (2017); Sara Ahmed's *The Feminist Killjoy Manifesto* (in *Living a Feminist Life* [2017]); Claire D. Simone's *That's What Women Do: A Feminist Manifesto* (2014); Marie Rotkopf's *Antirromantisches Manifest. Eine poetische Lösung* (2017); Penny A. Weiss and Megan Brueske's *Feminist Manifestos: A Global Documentary Reader* (2018); Chimamanda Ngozi Adichie's *Dear Ijeawele: A Feminist Manifesto in Fifteen Suggestions* (2017); Breanne Fahs' *Burn It Down!: Feminist Manifestos for the Revolution* (2020); Cinzia Arruzza, Tithi Bhattacharya, and Nancy Fraser's *Feminism for the 99 %: A Manifesto* (2019). Some of these books are anthologies, collecting and canonizing pre-existing

manifestos, and they create a feminist cultural memory and archive; some point to particular anniversaries that have inspired them—of the *Communist Manifesto* of 1848 or the year 1968; yet again others offer a political agenda in the form of advice and self-help; and some present individual viewpoints on the history, the achievement, and the legacy of the feminist movement. Certainly, the feminist manifestos are a larger and quite diverse phenomenon, and I would like to offer some observations on how I conceive of this new trend as both cultural symptom and cultural work.

Taking a step back, some of the archetypes of the genre may be noteworthy: what kind of text do we expect under the label of a manifesto? The political manifesto (as distinguished from an artistic or literary manifesto) usually displays characteristic rhetorical strategies of political language (following the typology of Klatt and Lorenz [2010] and earlier work by Schultz [1981] and Fähnders [1997]): The modern manifesto (as we understand it today) gradually emerged at the end of the 18th century (a major semantical paradigm shift occurred with the French Revolution, in some regards the *Declaration of Independence* was, of course, also a manifesto, at least at the time when it was first presented); it is a form of mass-media communication with clear authorial intent, often seen as propagandistic or demagogical, in any case oppositional to hegemonic discourse; its aim is to reach a larger public and to contribute with its intervention to the shift of public discourse (and the improvement) of civil society and social justice (it is usually independent of ›the government‹ and of institutionalized political parties as such). Its tone is persuasive and didactic, even apodictic at times, urging its readers to action, interpellating them as potential activists often with an imperative command. It suggests pugnacity on one or more current issues of social/political critique and sharply and often quite dichotomously pits one perspective of things against another, opposing view and attacks the latter in no uncertain terms. It is a performative speech act well beyond other kinds of everyday diction. Looking toward the future, it often summons a »language of hope« (Colman 2011, 73).

To sum up, Walter Fähnders identifies four essentials of manifestos. They are programmatic, public, unequivocal, and collective (»Programmatik, Öffentlichkeit, Eindeutigkeit und Gruppencharakter,« Fähnders 1997, 23). The manifesto is usually signed by or on behalf of a collective or a group of people, it is about »a few« addressing »the many.« It connects public protest to civil sentimentalism because it combines civil engagement with an affective and at times civil religious investment in the common good publicly indicting social ills while aiming at a political mobilization of the masses. And finally: the number of manifestos rises in times of political crisis. A search for the term manifesto (from 1950 to 2008) with the GOOGLE Books Ngram Viewer allows us to trace the frequency of manifestos for specific years and epochs. Not surprisingly, it allows for identifying 1968 as a climax in manifesto-writing, in fact Fahs notes in her introduction that »feminist mani-

festos exploded onto the scene from 1967 to 1971» (Fahs 2020, 1-21); my bet is that another peak can soon be expected to rise for the present moment and the years that the GOOGLE Books NGram Viewer does not yet cover.

The feminist manifesto, in particular, draws on and at the same time creates an »affective subjectivity« (Fahs 2020, 74) and seeks »recognition and acknowledgment of historical circumstances and the need for change« (Colman 2011, 78). In the context of the events around 1968, whose anniversaries we have been commemorating not so long ago, we may think of Valerie Solanas's *SCUM-Manifesto* (1968), the *Red-stockings Manifesto*, the *Bitch manifesto*,¹ or even the anthology *Sisterhood is Powerful* edited by Robin Morgan (1970). Many titles imply a female collective: bitches, sisters etc. The feminist manifesto at that time produced »a new literacy for women,« as Rhodes (2005, 28) has it, and »with its clear purpose and context, its ambiguous authorship, and its very public audience, eventually became a preferred method of communicating radical feminism to women ›out there« (Rhodes 2005, 48). Thus, the manifestos of the present tap into an important tradition of political tracts and pamphlets and appropriate the symbolic capital of the feminist manifesto-genre fully formalized some 50 years ago, and they share a sense of urgency. To what end? Why the use of manifesto and why now? Singling out five of those new feminist manifestos, I want to probe the ways in which these texts stick to the generic manifesto prototype—or depart from it.

4.1 Mary Beard's *Women and Power: A Manifesto* (2017)

Mary Beard's *Women and Power: A Manifesto* (mentioned earlier) is the publication of two lectures given by the renowned British classics historian and blogger for the *Times Literary Supplement* as the London Review of Books-Lectures at the British Museum in 2014 and 2017. Acting as a kind of public historian, Beard is concerned with *The Public Voice of Women* and with *Women in Power* (as the titles of the talks indicate). She chronicles the silencing of women from the *Odyssey* (a text that for the first time has recently been translated into English by a woman, Emily Wilson) to contemporary politics, diagnosing the absence of powerful women in the cultural imaginaries of the West, again moving from classical antiquity to the present with suggestive examples from Medusa to Angela Merkel, Theresa May, and Hillary Clinton. Beard in 2017 is (still) concerned with women's voices and authority (Beard 2018, 30) and with those who impede them. Her call for »old-fashioned consciousness raising« (ibid., 45) says it all: reading Beard's text one cannot help but wonder about the year. Consciousness raising was the preferred term and method of radical feminism in the 1960s and 70s. Could this be a publication from 2017? It is, but it is also full of *déjà vu* moments. To »think about power differently« (ibid., 87)

1 These three are among those collected by Breanne Fahs.

seems a vague thing to call for, and her examples—those that are not drawn from antiquity or conservative politicians who happen to be female—include at its most radical the founders of the Black Lives Matter movement whose marginal presence might recall Toni Morrison's critique of »Africanist presences« in white literature (cf. Morrison 1992).

Beard's booklet (which comes in a neat bibliophile appearance) is interpellating women still in the spirit of liberal feminism. Apart from that, it remains unclear what should make these two essays a manifesto: part-history book, part-anecdotal memoir, *Women and Power* certainly does not exhibit many of the characteristic features of the political or even feminist manifesto as we know it. Rather its »trickle-down feminism« points to a minimalist consensus about women's rights and recognition only. Mary Beard was made a Dame Commander of the Order of the British Empire (DBE) in the 2018 Birthday Honours for services to the study of classical civilizations, and her coffee-table booklet is easily the »bestseller« among all the manifestos as she pursues a clear and certainly not unproblematic narrative of progress.

4.2 Chimamanda Ngozi Adichie's *Dear Ijeawele: A Feminist Manifesto in Fifteen Suggestions* (2017)

My second example, Chimamanda Ngozi Adichie's *Dear Ijeawele: A Feminist Manifesto in Fifteen Suggestions* (2017) is another neat little booklet, just like Beard's publication. It is a manifesto by title only, in terms of genre it is actually one long letter the author writes to a childhood friend of hers, who has just become the mother of a girl and who seeks her advice on how to raise her daughter a feminist.

With her letter to her friend, Adichie, the glamorous star of Afropolitanism, well-known as a public speaker and as the author of *Americanah*, positions herself in the neighborhood and halo of other such texts by African American authors in a similar register: Of course, there is James Baldwin's letter to his 14-year old nephew, *The Fire Next Time* (1963), which is also echoed more recently in Ta-Nehesi Coates's *Between the World and Me* (2015); and then there is, closer in style and mood, Barack Obama's children's book dedicated and addressed to his daughters, *Of Thee I Sing: A Letter to My Daughters* (2010). With the latter, Adichie's certainly shares a heavy dose of sentimental pathos.

The letter Adichie has published is a piece of intimate communication that she shares with her audience (the letter form is also a convention of the early sentimental novel, of course) and thus clearly the opposite of a manifesto. Thus, Adichie's »manifesto« is a rather privatized version of »a feminism that focuses dementedly on »self-empowerment« (to quote from another feminist text, Crispin 2017, x). It comes in neat propositions but is actually primarily an advice book in the self-help mold. It is about training and forming a feminist habitus, so to speak,

in raising a daughter. Many sentences are imperatives, such as »Be a full person« (Adichie 2017, 9), »Ask for help,« or »Give yourself room to fail« (ibid., 11), or »Never speak of marriage as an achievement« (ibid., 30). Sentences begin with »Teach her that...« or »You should teach her« or »Teach her to reject likeability« (ibid., 36) or »Teach her about difference« (ibid., 59). While some pieces of advice are rooted in a racialized and/or culture-specific Nigerian context (such as: »Try not to link hair with pain,« ibid., 44), the suggestions overall conform with enlightened US middle-class standards: they are about growing-up, about romance, sex, partnership, clothing (dressing-up) etc.—after all: the personal is political.

4.3 Sara Ahmed's *A Killjoy Manifesto* (2017)

Sara Ahmed's *A Killjoy Manifesto* is published as part of her book *Living a Feminist Life* (Ahmed 2017). Those of who are familiar with Ahmed's work know that she has been posting her »feminist killjoy-blog« (feministkilljoys.com) for the past years and that, out of protest against her university and its »failure to deal with the problem of sexual harassment« (Ahmed's homepage), she resigned her academic post to become an independent scholar and a public speaker.

In *Living a Feminist Life*, Ahmed calls in a newly foundational moment of feminism(s) that re-directs us to the »authority of experience«; it »is built from many moments of beginning again« (Ahmed 2017, 6) and she claims to witness »the buildup of a momentum around feminism« (ibid., 3). Throughout her book she follows a remarkable citation policy: »I do not cite any white men. By *white men* I am referring to an institution . . . My citation policy has given me more room to attend to those feminists who came before me. Citation is feminist memory« (ibid., 15). Thus, the authority of experience is seen as constitutive of the collective in the archive and the repertoire and is used in an essentialist mode for social closure and exclusion. On a formal level, this text appears much more manifestoish than Beard's two essays or Adichie's letter. Unlike Beard, Ahmed has propositions (or should I say articles of faith?), and I will briefly go through them. The ten principles of the manifesto include:

- Principle 1: I am not willing to make happiness my cause.
- Principle 2: I am willing to cause unhappiness.
- Principle 3: I am willing to support others who are willing to cause unhappiness.
- Principle 4: I am not willing to laugh at jokes designed to cause offense.
- Principle 5: I am not willing to get over histories that are not over.
- Principle 6: I am not willing to be included if inclusion means being included in a system that is unjust, violent, and unequal.

- Principle 7: I am willing to live a life that is deemed by others as unhappy and I am willing to reject or to widen the scripts available for what counts as a good life.
- Principle 8: I am willing to put the hap back into happiness.
- Principle 9: I am willing to snap any bonds, however precious, when those bonds are damaging to myself or to others.
- Principle 10: I am willing to participate in a killjoy movement.

Ahmed's »principles« involve consciousness-raising and the recognition of intersectionality. The negativity or »negative affect« of the principles echo Alexis Shotwell's work on implicit understanding and her argument that negative affect can be productive, as »a certain kind of bad feeling can be important for producing meaningful solidarity across difference, particularly for individuals who benefit from racist/social/political structures« (Shotwell 2011, 73). It may be important to feel (or to be made to feel) uncomfortable about one's own privilege in order to be able to identify across from one's own particular social position at all. Ahmed's text certainly comes closer than many others do to the manifestos of radical feminism we know from earlier decades, and it tosses out the »cruel optimism« (Berlant's term) of liberal feminist thought.

4.4 Marie Rotkopf's *Antiromantisches Manifest: Eine poetische Lösung* (2017)

Marie Rotkopf's rather poetic *Antiromantic Manifesto* is a German-language book which is written in prose and lanky verse form. In her collage of texts, the French artist and cultural critic also calls into question the entire project of liberal feminism as such. Rotkopf writes against a »Western romantic ideology« (Rotkopf 2017, 19) that for her is inseparably linked to a »hypocritical unity-discourse about freedom« (»verlogenes Einheitsdenken über die Freiheit«, *ibid.*, 19). »Europe« has already been »decomposed/corroded« by it: »We are no *community*« (*ibid.*, 25—Rotkopf uses the English term in the German-language text). The legacy of feminism is not one to be treasured:

»We remember, in Europe, in May 1968, it was always the women who cleaned up the party headquarters and the community kitchen. We know that women stand up, speak up, answer, and plan the activities. We are certain that this remains the most important thing: that women are to believe and then think that the decisions had been made by themselves . . . We call it *Kinder, Küche, Kirche* (children, kitchen, church) the still present ideology under which German women continue to live—the woman question . . . The daughters of Germany, they are the mothers. The childless protestant chancellor, the secretary of defense a mother of seven

children; we know how much the exception proves the rule . . . The gender-theory has clearly been buried with Alice Schwarzer being charged for tax evasion.« (ibid., 41-42, 45, 49)

Rotkopf's text (at times written in a stream-of-consciousness technique, at times with biting irony) throughout represents a kind of »femino-pessimism« (I am making up this neologism in analogy to Afro-pessimism; »femino« is a term that does not exist in English or German, but it exists in Esperanto), and it is perhaps the most radical version of a broader transatlantic tendency to a profound skepticism about liberal feminism among its (former) exponents. Denying all nostalgic reminiscing while looking back, Rotkopf opts for residing in alienation to available feminist identifications that she finds compromised across the board. Disowning the sentimental, it affirms the »unmotherly« (Fahs 2020, 15) in manifesto culture. It is this position that can also be identified in my last example.

4.5 Cinzia Arruzza, Tithi Bhattacharya, and Nancy Fraser's *Feminism for the 99 %: A Manifesto* (2019)

»Can Feminism for the 99 % succeed as a new kind of populism?« sociologist Akwugo Emejulu asked not so long ago. Linking feminism and populism seems to produce a contradiction in terms. Or maybe not? Emejulu suggests that a new feminist movement currently »seeks to co-opt the languages and practices of populist politics« (Emejulu 2017, 63). The branding of a »populist feminism« in a sentimental cloak may seem problematic, however, the volume by Arruzza, Bhattacharya, and Fraser expands on the »feminism of the 99 %« by describing the emergence of a transnational feminist movement that is articulating a critique of capitalism in the neoliberal age. First, the authors explicitly critique the tradition of liberal feminism (still affirmed, for instance, by Beard) as useless, even harmful for the present moment. Sheryl Sandberg's *Lean In* is referenced as a popular piece of »corporate feminism« which reveals the complicity of liberal feminism with capitalism. Other kinds of feminisms are equally harmful (such as »carceral feminism« [Sandberg 2013, 29] which is complicit with a criminal justice system). Like Beard, this text also invokes Hillary Clinton; yet, the fact that the majority of women did not vote for her is considered to be symptomatic of a crisis in (liberal) feminist politics. Second, the eleven propositions of the book link radical feminist practice to class struggle and seek to bridge identity politics and class politics (Arruzza/Bhattacharya/Fraser 2019, 8); they also show the relevance of feminism in ongoing struggles of decolonization and anti-racism. Third, the authors focus on an international feminist movement that uses the tactic of the strike and other forms of civil disobedience to gain political influence on a global scale.

5. What is Manifestly Feminist in the Feminist Manifestos?

The new feminist manifestos show the concern with ongoing gender discrimination and the need for new critical interventions. At times, the genre of the manifesto serves more as an attention-grabbing (or bookselling) device than as an actual literary formula in order to appeal to a wider audience of women. The comeback of the »authority of experience« is pursued in the name of public protest and a civil sentimentalism of sisterly solidarity. The discursive maneuvering of these texts differs quite a bit, but there are recurring patterns and questions.

First, all the texts engage with the legacy of feminism and feminist achievement, i.e., its history, its erosion, its transformation, and the ongoing relevance of feminist issues. Looking back, some produce a nostalgic longing for feminisms' glorious days in the past and try to work past its pastness, so to speak. Already the investment in this particular genre of the manifesto could be considered somewhat nostalgic. On the other hand, these publications are also themselves part of the transformation processes that they are skeptical about. The rhetorical posturing varies and ranges from re-invigorating, re-affirming, and amplifying feminist »voices« in the tradition of second wave feminism, to a plea for a renovation of feminism or a radicalization, even reversal of a trend.

Second, all texts equally engage in a »salvaging« feminism (as a concept and as a term) of sorts that aims at saving utterances, positions, and programs for a full-fledged feminist archive and at making it accessible to the younger generations. This salvaging is another dimension of retrospection, also remembering past freedom struggles. This may be seen in the lingering and reinvigorated notion that there exists a specific sense of entitlement with regard to women (as feminists), a sense that may harken back to 19th century constructions of women's moral superiority based on suffering and victim status. Manifestos are not only looking back, however, their »romantic quality« (Fahs 2020, 4) also registers in their imagination of the future and of feminist projects to be continued, and it plays out in the sets of principles and demands for political and social justice hammered out in the texts.

Third, unlike most manifestos (including feminist manifestos) of the past, some of the texts have one single, individual author on the cover who is speaking first and foremost for herself and out of her own experience, as academic professional, activist, writer, but claim in more or less indirect ways to be a representative voice based on her respective authority of experience which in turn is presented as somewhat exemplary. Mary Beard encourages a collaborative spirit (rather than individual leadership that needs followers, Beard 2018, 86-87). Perhaps she is speaking as an older professor to younger women about feminism. Adichie speaks as a private person, as a friend to a friend. Cherished fantasies of »sisterhood« are not always fully articulated, and certainly not delivered here. The authority of experience that is claimed here remains highly individualistic and excessively particularistic. Sa-

ra Ahmed uses (and problematizes) the »we,« even as she also speaks of an »I« and a »you.« She positions herself as a drop-out of the academic system and thus as a renegade scholar and feminist activist. Against any privatization of feminist activism, manifesto-books such as the one by Arruzza, Bhattacharya, and Fraser clearly remain within the genre-rule and offer a collective authorship to the reader. They offer more of a self-reflexive discussion of the intersubjective intelligibility of their experience and the conditions for sharing as they outrightly reject the logic of private/individual optimization in the neo-liberal mode as part of feminist projects.

Fourth, due to their anecdotal style and their outspoken didacticism, some of these texts partially appear more in the self-help genre than they adhere to the manifesto-formula; certainly, Ahmed and Adichie can be labelled therapeutic advice literature. Other examples among the larger body of works (such as *We: A Manifesto for Women Everywhere*, Anderson/Nadel 2017) are even reminiscent of Benjamin Franklin's cultivation of virtue and his notorious lists. Thus, while the revolutionary zeal of the second wave feminists is being recalled, their political thrust, epitomized in the rallying cry »the personal is the political,« is being neutralized, if not reversed at times. In the pages of these texts, according to Crispin, we often find »a friendlier version of feminism where political and sociological understanding of the pressure under which women attempt to live their lives is replaced with personal choice« (Crispin 2017, 16). Has feminism really become one more arena for self-optimization and enhancement? The new manifestos cannot always resist and escape the »corporate and popular usurpation« (Fahs 2020, 6) of the label. In many instances, the genre of the manifesto has become awkwardly hybridized.

Fifth, the sisterly effects of the feminist manifesto operate in the »present tense« (ibid., 4) in at least two respects. For one thing, manifestos are not made to become canonical literary texts—even as we hang on to them and some of them become ›classics‹—they are foregrounding their own use value as pamphlets, as *Gebrauchsliteratur* for the moment out of which they emerge. As such, they suggest immediate responses and have little tolerance for stalling and delay. The temporality of the manifesto—even as it looks back to a feminist history and anticipates a utopian futurity—is the here and now, at times inhabiting the present in a quite self-conscious mode.

6. Conclusion

The return of the feminist manifesto can be discussed as a cultural symptom of the general crisis of political language (and of feminist rhetoric more specifically) and as an attempt to work through this crisis—by way of a disavowal of a (liberal) feminist tradition (Rotkopf 2017), a salvaging and continuation of exactly this tradition

(Beard 2018), a privatized feminist sentimentalism (Adichie 2017), or by way of a re-entry and re-engagement (Ahmed 2017; Arruzza/Bhattacharya/Fraser 2019). All four strategies I see as attempts to resist the status quo and various trends in the political arena (including those that have hijacked a feminist rhetoric for ethnonationalist politics, those that Sara R. Farris has referred to as »femonationalist«). As much as we may be tempted to dismiss these new efforts at the manifesto as problematic, biased, too individualistic, and ultimately as lacking in sophistication, their designs can perhaps be appreciated under more pragmatic considerations. All authors use mixed-media formats and employ their manifestos to reach out and connect to a wider public via blogs, twitter, appearances on television, and the radio. Thus, they negotiate different sites of feminist practice for different audiences while they make use of the notion of sisterhood and sisterly affects in political education-projects.

Referring back to the beginning, this essay concludes with a remark on the anecdotal hashtag-initiative *#FindTheSentiments* with which I began. This initiative has not only followers but also critics. While some assert that this campaign draws attention to an important document (with a consciousness-raising strategy), others find the initiative silly and superficial. If the White House wants »to excite Americans about their history or women's history,« Ann D. Gordon (2015) suggests, it could recognize that »Historians of women are a busy lot, and many of them find new evidence or »treasures« every day. Encourage them. Perhaps even read their work.« Gordon goes on to talk about federal programs, funding, and recognition. And she ends: »Engaging citizens in the quest for more historical evidence is a terrific idea that numerous historians already practice but sending them on what is very likely to be a treasureless hunt is not a winning plan.« The challenge or a »winning plan,« if we want to call it that, cannot only entail saving the feminist archive or fondly remembering activism of the past but also finding new ways in which this archive can nourish a feminist (or femino-pessimist) repertoire—in whatever medium or form—whose scenarios are not only nostalgic »re-enactment« but also rehearsal and »pre-enactment« of new collectivities and of social change—to come.

Bibliography

- Adichie, Chimamanda Ngozi: *Dear Ijeawele: A Feminist Manifesto in Fifteen Suggestions*, New York: Alfred A. Knopf 2017.
- Ahmed, Sara: *Living a Feminist Life*, Durham: Duke University Press 2017.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London: Verso Books 2006.
- Anderson, Gillian/Nadel, Jennifer: *We: A Manifesto for Women Everywhere*, New York: Atria Books 2017.

- Arruzza, Cinzia/Bhattacharya, Tithi/Fraser, Nancy: *Feminism for the 99 %: A Manifesto*, London: Verso 2019.
- Baldwin, James: *The Fire Next Time*, New York: The Dial Press 1963.
- Baumgardner, Jennifer/Richards, Amy: *Manifesta: Young Women, Feminism, and the Future*, New York: Farrer, Straus and Giroux 2000.
- Beard, Mary: *Women and Power: A Manifesto*, London: Profile Books 2018.
- Beauvoir, Simone de: *The Second Sex*. Translated by Constance Borde/Sheila Malovany-Chevallier, New York: Alfred A. Knopf 2010.
- Bell, Diane/Klein, Renate (ed.): *Radically Speaking: Feminism Reclaimed*, North Melbourne: Spinifex Press 1996.
- Berlant, Lauren: *Cruel Optimism*, Durham: Duke University Press 2011.
- Butler, Judith: »Contingent Foundations: Feminism and the Question of ›Postmodernism‹«, in: *Praxis International* 11.2 (1991), 150-165.
- Butler, Judith/Scott, Joan W. (ed.): *Feminists Theorize the Political*, New York: Routledge 1992.
- Coates, Ta-Nehesi: *Between the World and Me*, New York: Spiegel and Grau 2015.
- Colman, Felicity: »Notes on the Feminist Manifesto: The Strategic Use of Hope«, in: Rebecca Coleman/Debra Ferreday (ed.), *Hope and Feminist Theory*, London: Routledge 2011, 63-80.
- Crispin, Jessa: *Why I Am Not a Feminist: A Feminist Manifesto*, New York: Melville House 2017.
- Diamond, Arlyn/Edwards, Lee R. (ed.): *The Authority of Experience: Essays in Feminist Criticism*, Amherst: University of Massachusetts Press 1977.
- Emejulu, Akwugo: »Feminism for the 99 %: Towards a populist feminism? Can Feminism for the 99 % succeed as a new kind of populism?«, in: *Soundings: A journal of politics and culture* 66 (2017): 63-67, Project MUSE: muse.jhu.edu/article/668238
- Fähnders, Walter: »Vielleicht ein Manifest«: Zur Entwicklung des Avantgardistischen Manifestes«, in: Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (ed.): *»Die ganze Welt ist eine Manifestation«: Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste*, Darmstadt: wbg 1997, 18-38.
- Fahs, Breanne: *Burn It Down! Feminist Manifestos for the Revolution*, New York: Verso 2020.
- Farris, Sara R.: *In the Name of Women's Rights: The Rise of Femonationalism*, Durham: Duke University Press 2017.
- Flax, Jane: »The End of Innocence«, in: Butler/Scott (Ed.): *Feminists Theorize the Political* (1992), 445-463.
- Gerund, Katharina: »»Alle Menschen werden Schwestern«?: Präsenz, implizites Wissen und feministische Solidarität«, in Christoph Ernst/Heike Paul (ed.): *Präsenz und implizites Wissen: Zur Interdependenz zweier Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript Verlag 2013, 185-209.

- Gordon, Ann D.: »It Depends upon What the Meaning of the Word ›It‹ Is: Tilting at the Declaration of Sentiments,« <https://historicaldetails.wordpress.com/2015/10/22/it-depends-upon-what-the-meaning-of-the-word-it-is-tilting-at-the-declaration-of-sentiments/> from 22 Oct. 2015.
- Hirsch, Marianne/Keller, Evelyn Fox (ed.): *Conflicts in Feminism*, New York: Routledge 1990.
- Honig, Bonnie: »Toward an Agonistic Feminism: Hannah Arendt and the Politics of Identity,« in: Butler/Scott (ed.): *Feminists Theorize the Political* (1992), 215-235.
- Joreen: »Bitch Manifesto,« in: Fahs: *Burn It Down! Feminist Manifestos for the Revolution* (2020), 467-475. See also: <https://www.jofreeman.com/joreen/bitch.htm>
- Klatt, Johanna/Lorenz, Robert: »Politische Manifeste: Randnotizen der Geschichte oder Wegbereiter sozialen Wandels?,« in: Johanna Klatt/Robert Lorenz (ed.), *Manifeste: Geschichte und Gegenwart des Politischen Appells*, Bielefeld: transcript Verlag 2010, 7-45.
- Lauretis, Teresa de: *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema*, Bloomington: Indiana University Press 1984.
- Lerner, Gerda: *The Female Experience: An American Documentary*, Indianapolis: Bobbs-Merrill Educational Publishing 1977.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Manifesto of the Communist Party*. Marxists Internet Archive: www.marxists.org/archive/marx/works/download/pdf/Manifesto.pdf
- Millett, Kate: *Sexual Politics*, New York: Columbia University Press 2016.
- Morgan, Robin (ed.): *Sisterhood is Powerful: An Anthology of Writings from the Women's Liberation Movement*, New York: Random House 1970.
- Morrison, Toni: *Playing in the Dark: Whiteness and the Literary Imagination*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1992.
- Obama, Barack: *Of Thee I Sing: A Letter to My Daughters*. Illustrated by Loren Long, New York: Knopf Books for Young Readers 2010.
- Redstocking Manifesto*, www.redstockings.org/index.php/rs-manifesto
- Rhodes, Jacqueline: *Radical Feminism, Writing, and Critical Agency: From Manifesto to Modem*, Albany: State University of New York Press 2005.
- Rotkopf, Marie: *Antiromantisches Manifest: Eine poetische Lösung*, Hamburg: Edition Nautilus 2017.
- Sandberg, Sheryl/Scovell, Nell: *Lean In: Women, Work, and the Will to Lead*, New York: Alfred A. Knopf 2013.
- Sawaya, Francesca: »The Authority of Experience: Jane Addams and Hull-House,« in: Leslie W. Lewis/Ann L. Ardis (ed.): *Women's Experience of Modernity: 1875-1945*, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2003, 47-62.
- Schultz, Joachim: *Literarische Manifeste der »Belle Epoque.« Frankreich 1886-1909: Versuch einer Gattungsbestimmung*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 1981.

- Scott, Joan W.: »Experience.« *Feminists Theorize the Political*,« in: Judith Butler/Joan W. Scott (ed.): *Feminists Theorize the Political*, New York: Routledge 1992, 22-40.
- Showalter, Elaine: *A Literature of Their Own: British Women Novelists from Brontë to Lessing*, Princeton: Princeton University Press 1977.
- Shotwell, Alexis: *Knowing Otherwise: Race, Gender, and Implicit Understanding*, University Park: Penn State University Press 2011.
- Simone, Claire D.: *That's What Women Do: A Feminist Manifesto*, CreateSpace Independent Publishing Platform 2014.
- Smith, Megan: »The Lost History: Help Us Find the Declaration of Sentiments,« see: obamawhitehouse.archives.gov/blog/find-the-sentiments from 14 Oct. 2015.
- Solanas, Valerie: *SCUM Manifesto*. Commentary by Paul Krassner. Preface by Maurice Girodias, London: Olympia Press 1968.
- Spacks, Patricia Meyer: *The Female Imagination*, Ann Arbor: University of Michigan Press 1975.
- Stanton, Elizabeth Cady: »Declaration of Sentiments. 1848,« see: https://en.wikisource.org/wiki/Declaration_of_Sentiments
- Stowe, Harriet Beecher: *Uncle Tom's Cabin* (1852), New York: Norton 1994.
- Taylor, Diana: *The Archive and the Repertoire: Performing Cultural Memory in the Americas*, Durham: Duke University Press 2003.
- Watkins, Susan: »Which Feminism?,« in: *The New Left Review* 109 (2018), see: newleft-review.org/issues/ii109/articles/susan-watkins-which-feminisms
- Weiss, Penny A./Brueske, Megan (ed.): *Feminist Manifestos: A Global Documentary Reader*, New York: New York University Press 2018.

Gender Studies in Polen¹

Ein unvollendetes Projekt

Agnieszka Mrozik

1. Einleitung: 25 Jahre der polnischen Gender Studies

2021 jährt sich zum 25. Mal die Einführung des ersten Studiengangs Gender Studies in Polen, eines interdisziplinären postgradualen Studiums, das sich mit soziokulturellen Geschlechteridentitäten befasst. An dieser Stelle sei daran erinnert, dass sich die Gender Studies aus der Frauenforschung (*women's studies*) entwickelten, die in den 1960er Jahren an westlichen Universitäten begründet wurde. Auch die Männerforschung (*men's studies*) sowie die Forschung zu geschlechtlichen und nicht-heteronormativen sexuellen Identitäten (*queer* und *LGBTQIA+ studies*) gingen aus der Frauenforschung hervor. Das erste polnische Zentrum für Geschlechteridentitäten wurde 1996 am Institut für angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau gegründet. Die Juristin und Soziologin Prof. Małgorzata Fuszara und die Germanistin Prof. Bożena Chołuj waren maßgeblich an dessen Entstehung beteiligt.²

Dies soll nicht den Eindruck erwecken, dass das Geschlecht vor der Institutionalisierung der Gender Studies als Forschungskategorie in den Geistes- und Sozialwissenschaften abwesend war. Bereits in den 1970er und 1980er Jahren griffen die Literaturwissenschaftlerin Maria Janion, die Historikerin Anna Żarnowska sowie die Soziologinnen Anna Titkow und Renata Siemieńska Fragen zur geschlechtlichen und sexuellen Identität in ihren Arbeiten auf. Noch vor der offiziellen Einrichtung des Studiengangs Gender Studies erschienen zudem zwei Ausgaben der wissenschaftlichen Zeitschrift *Teksty Drugie/Second Texts* (1993 Nr. 4/5/6 unter dem Titel *Śmiech feministek* [Das Lachen der Feministinnen] und 1995 Nr. 3/4 unter dem Titel *Feminizm po polsku* [Feminismus auf Polnisch]) sowie zahlreiche Artikel und Bücher

1 Bei diesem Text handelt es sich um eine erweiterte Version des Artikels *Zwrot genderowy w Polsce: niedokończony projekt* (Mrozik 2016).

2 Die Universität Łódź war eine der ersten Einrichtungen Polens, die feministische Studien in den Lehrplan aufnahm. 1992 entstand dort das Interdisziplinäre Zentrum für Frauenforschung.

– unter anderem von Grażyna Borkowska, Ewa Kraskowska, Krystyna Kłosińska und Anna Nasilowska –, die sich aus literaturwissenschaftlicher Sicht mit der Kategorie Gender beschäftigen.

Inzwischen ist die Gender-Perspektive in der polnischen Wissenschaft relativ fest etabliert; es ist unmöglich – oder zumindest schwer vorstellbar –, Themen und Bereiche wie Arbeitsmarkt, Migration und Repräsentation, die politischen Aspekte des Kanons oder die Geschichte sozialer Bewegungen zu untersuchen, ohne die Diversität des Geschlechts zu berücksichtigen. Um die Historikerin Joan Wallach Scott (1986) zu paraphrasieren: Auch in Polen wurde Gender zu einer nützlichen Forschungskategorie, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die hitzige Debatte über Gender-Fragen, die in den vergangenen Jahren sowohl in den polnischen Medien (vgl. Duda 2016) als auch in wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen aufgekommen ist, beweist zudem, dass die Forschung zu soziokulturellen Geschlechteridentitäten außergewöhnlich dynamisch ist. Sie stellt keineswegs nur eine Modererscheinung in der Wissenschaft dar, sondern bietet eine emotional und intellektuell anregende Perspektive. Wäre es nicht der Fall, dass die Gender-Debatte mit einer erschwerten Integration der Gender Studies in das öffentliche polnische Hochschulsystem einhergeht und folglich auch ihre Anerkennung als Wissenschaftsdisziplin erschwert wird, könnte diese Debatte sogar für erfrischend gehalten werden. Schließlich hat sie dazu geführt, dass die Gender-Forscher:innen ihren akademischen Elfenbeinturm verlassen und sich der Gesellschaft gegenüber geöffnet haben.³ In diesem Zusammenhang wurde klar, dass die Ergebnisse ihrer Arbeit erst dann in der Gesellschaft ankommen und somit aktiv zum Wandel klassischer Familienmodelle, Geschlechterrollen, Sozialisation etc. beitragen können, wenn die Gender Studies zu ihren aufklärerischen Wurzeln als eine allgemeinbildende, engagierte und gesellschaftlich relevante Disziplin zurück-

3 Schon vor einigen Jahren wies ich darauf hin, dass die Gender Studies in Polen ausschließlich als postgraduale Studiengänge oder in Form von Kursen bestehen, die nur an den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten der größten akademischen Einrichtungen organisiert werden. Es handelt sich dabei um kostenpflichtige Studiengänge oder Kurse, was den Zugang zu ihnen zwangsläufig erschwert. Zudem wurden die Gender Studies bisher nicht in das polnische Wissenschaftssystem integriert, weswegen in ihnen auch keine akademischen Grade, Titel oder Positionen vergeben werden. Diese (insbesondere die Professuren) sind jedoch als Grundlage für die Einrichtung von Abteilungen oder Instituten mit dem Schwerpunkt Gender Studies nötig. Die primär didaktisch ausgerichteten Gender Studies versammeln Wissenschaftler:innen verschiedener Disziplinen, die ihre eigene Forschung unter Einbeziehung feministischer, genderbezogener oder queerer Perspektiven meist allein und isoliert von der größeren wissenschaftlichen Community durchführen. Die Finanzierung dieser Forschung ist nicht strukturell verankert und erfolgt dementsprechend nicht aus öffentlichen Mitteln, sondern aus kompetitiven Drittmittelprojekten. (Vgl. Mrozik 2010)

kehren.⁴ Zudem müssen die Gender-Wissenschaftler:innen Überlegungen darüber anstellen, welche Wege und institutionellen sowie wissenschaftlichen Bündnisse notwendig sind, um dieses Ziel zu erreichen.⁵

Unter den vielen Fragen, auf die die Theoretiker:innen und Praktiker:innen der Gender Studies Antworten suchen, scheint die Frage nach der Art und Qualität der Forschung besonders wichtig. Institutionelle Probleme, aber auch die Wahl bestimmter Paradigmen oder Forschungstraditionen führen dazu, dass das Erkenntnispotenzial der Gender Studies in Polen derzeit relativ gering ist. Es handelt sich hierbei um ein Fachgebiet, das die polnische Wissenschaftslandschaft im Zuge einer Transformationswelle und somit einer Öffnung der Wissenschaft für die Errungenschaften westlicher Theorien erreichte. Aus diesem Grund werden im Rahmen der Gender Studies primär im Westen entwickelte Konzepte vermittelt und zur Untersuchung der ›lokalen Spezifik‹ angewandt. Lokale Kontexte und Modelle wiederum sind zu einer Projektionsfläche mutiert, auf der die westlichen Theorien ihre eigenen Erkenntnisse und deren Anwendbarkeit überprüfen.

Der Imperativ des ›Aufholens‹, der mit dem ständigen Verweis auf immer neue Forschungsvorhaben und der Diagnose weiterer methodologischer Turns einhergeht – meist ohne dabei die Entstehungskontexte oder die Spezifik der Zielkultur ausreichend zu berücksichtigen –, führt dazu, dass die Gender Studies in Polen nach wie vor als eine Art Nachhilfe und Weiterbildung für Dozierende fungieren, damit diese wiederum Studierende ausbilden können. Die Gender Studies werden nicht als Wissenschaft angesehen, auf deren Gebiet polnische Forscher:innen in einer gleichberechtigten Beziehung zu Wissenschaftler:innen aus der ganzen (nicht nur westlichen) Welt stehen (vgl. beispielsweise Filipowicz 2009; Ritz 2001

-
- 4 Paradoxerweise trägt der sogenannte ›Gender-Kampf‹, der von rechtskonservativen Kreisen und der katholischen Kirche geführt wird, zu einer Verbreitung des Wissens über das soziokulturelle Geschlecht, den Wandel der Geschlechterrollen und Familienmodelle sowie über Bewegungen für die Rechte geschlechtlicher und sexueller Minderheiten bei. So erschienen unter anderem 2014 *Encyklopedia gender. Płeć w kulturze* (Die Gender-Enzyklopädie. Geschlecht in der Kultur, Rudaś-Grodzka et al. 2014) sowie 2016 der dreibändige Bericht *Gender w podręcznikach* (Gender in Lehrbüchern, Chmura-Rutkowska/Duda/Mazurek/Sołtysiak-Luczak 2016). Publikationen, Konferenzen, Interviews und Podiumsdiskussionen geben Gender-Wissenschaftler:innen die Gelegenheit, die Ergebnisse ihrer meist langjährigen Arbeit vorzustellen und somit die Nützlichkeit – wenn nicht sogar Notwendigkeit – ihrer Forschung für das Verständnis sozialer Wandlungsprozesse in Polen und auf der ganzen Welt unter Beweis zu stellen.
 - 5 Diskussionen zu den institutionellen, wissenschaftlichen und politischen Herausforderungen, denen die Gender Studies begegnen, wurden in den letzten Jahren unter anderem bei den Akademischen Feministischen Kongressen (Ślubice 2009 und Krakau 2011) sowie auf einer wissenschaftlichen Tagung der Polnischen Gender-Gesellschaft zum Thema: Gender an der Weichsel. Die feministische Perspektive 20 Jahre später (Warschau 2015) geführt.

und 2008). Dies ist selbstverständlich kein Problem, das ausschließlich die Gender Studies betrifft, sondern ein Problem der polnischen Geisteswissenschaften als solche, dessen Lösung den Rahmen dieses Artikels allerdings sprengen würde.

In diesem kurzen Abriss des 25-jährigen Bestehens der institutionalisierten Gender Studies in Polen wird jedoch deutlich, dass sie immer noch einen vorwiegend rezeptiven Charakter aufweisen. Das bedeutet, dass sie vielmehr als Labor dienen, in dem in westlichen Forschungseinrichtungen entwickelte Theorien in einem lokalen Kontext überprüft werden, und nicht als Raum, in dem interpretative Konzepte und Theorien ausgearbeitet werden, die das Verständnis von jahrzehntelangen Entwicklungen im Bereich der Rechte geschlechtlicher und sexueller Minderheiten in Politik, Kultur, Wissenschaft etc. als Teil globaler Modernisierungsprozesse ermöglichen würden. Dadurch könnten beispielsweise Parallelen zwischen der polnischen Modernisierungsdynamik und dem Rhythmus der Veränderungen in Europa und der Welt erkannt werden (um an die Einführung des Frauenwahlrechts 1918 zu erinnern) – und selbst wenn die Dynamik einen anderen Verlauf aufwiese, würde sie das nicht schlechter oder zivilisatorisch rückständig machen. So weisen Historikerinnen der Frauengeschichte in der Volksrepublik Polen (*Polska Rzeczpospolita Ludowa*/PRL) beispielsweise darauf hin, dass alle in den ersten 15 Nachkriegsjahren zu beobachtenden Entwicklungen in Bezug auf den Arbeitsmarkt und die Reproduktionsrechte⁶ den in westlichen Ländern umgesetzten Lösungen um viele Jahre voraus waren (vgl. beispielsweise Czajkowska 2012; Ignaciuk 2019; Jarska 2015).

2. Volksrepublik Polen revisited

In diesem Artikel soll es jedoch nicht um die Kritik an der polnischen Forschung zu soziokulturellen Geschlechteridentitäten gehen (vgl. Mrozik 2014), sondern vielmehr darum, Wege aufzuzeigen, mithilfe derer sich die polnischen Gender Studies aus ihrer akademischen Sackgasse hinausmanövrieren können. Eine offene, gründliche Auseinandersetzung mit der PRL wäre einer dieser Wege, um polnische Komplexe gegenüber dem Westen – vor allem in Bezug auf die Implementierung

6 Zu den Neuerungen auf dem Arbeitsmarkt gehörten unter anderem die Abschaffung der Einteilung in Männer- und Frauenberufe, die Aufhebung des für Frauen geltenden Verbots, in sogenannten »Männerberufen« zu arbeiten, die Einführung des bezahlten Mutterschaftsurlaubs sowie die Krippen- und Kindergartenbetreuung. Zudem wurde den polnischen Bürgerinnen 1956 das Recht auf Abtreibung zugesprochen: Die Regierung erließ ein Gesetz, das den Schwangerschaftsabbruch zuließ, wenn die Gesundheit oder das Leben der Frau gefährdet war, eine schwere Erkrankung oder Entwicklungsstörung des Fötus bestand, die Schwangerschaft aus einem Verbrechen resultierte oder sogenannte sozioökonomische Gründe zutraten.

von Forschungsinstrumenten – zumindest teilweise zu überwinden. Sie könnte zudem dazu beitragen, polnische feministische und genderbezogene Theorien in die internationale Forschung aufzunehmen. In der polnischen Geschichte nach 1945 findet sich nämlich eine ganze Reihe von Phänomenen, deren Analyse sich als produktiv für das theoretische Potential und die Entwicklung der sozialen Praktiken der polnischen Gender Studies erweisen könnte.

Zunächst lässt sich feststellen, dass eine unvoreingenommene Auseinandersetzung mit der PRL den Impuls für eine eingehende, dem gängigen Narrativ gegenüber kritische Betrachtung der Genealogie der polnischen Gender Studies als einer Disziplin, die auf die Untersuchung soziokultureller geschlechtlicher und sexueller Identitäten ausgerichtet ist, geben könnte. In der derzeitigen Forschung wird angenommen, dass die Gender Studies, die sich im Zuge der westlichen Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre herausbildeten, erst nach der Wende 1989 den Sprung nach Polen und in die anderen Staaten des ehemaligen ›Ostblocks‹ schafften. Damit wird die Migrationsrichtung wissenschaftlicher Gender-Theorien klar als von West nach Ost verlaufend definiert. Dementsprechend wird die Etablierung der Gender Studies als Modernisierung Polens im westlichen Sinne begriffen und die Disziplin selbst als eines der Werkzeuge, mithilfe dessen das Land aus seiner ›zivilisatorischen Rückständigkeit‹ (eine übliche Beschreibung für die PRL während der 1990er Jahre) herausgeführt werden kann.⁷

Inzwischen ist es jedoch dank des gegenwärtigen Aufschwungs der Archivforschung möglich herauszufinden, wie die Gender Studies (insbesondere die Frauenforschung) in Polen vor 1989 praktiziert wurden, welches Wissen erzeugt wurde und inwiefern Frauen und andere geschlechtliche und sexuelle Minderheiten an der Produktion dieses Wissens beteiligt waren. Zwei hervorragende Beispiele für eine so verstandene Forschung zur Entwicklung der polnischen Gender Studies sind Agnieszka Kościańskas Buch *Płeć, przyjemność i przemoc* (2014) (Geschlecht, Vergnügen und Gewalt) über die Herausbildung von Expert:innenwissen zu Sexualität in Polen sowie Nina Seilers Arbeit *Privatisierte Weiblichkeit* (2018) über die Genealogien und Verortungsstrategien feministischer Kritik im postsozialistischen Polen. Kościańska setzt sich mit den Untersuchungen von in der PRL praktizierenden Sexualwissenschaftler:innen – unter anderem Kazimierz Imieliński, Zbigniew Lew-Starowicz und Michalina Wisłocka – auseinander und zeigt auf, dass die im Sozialismus entstandene polnische Schule der Sexualwissenschaft in den 1960er und 1970er Jahren in der Forschung zur menschlichen Sexualität international tonangebend war. Seiler weist in dem Teil ihrer Arbeit, der sich mit den in der PRL liegen-

7 Der Diskurs über die westliche Modernisierung als »Transformationstechnologie« wird unter anderem bei Charkiewicz 2007 dargestellt.

den Wurzeln der Forschung beschäftigt,⁸ ausdrücklich darauf hin, dass der Wandel des emanzipatorischen Diskurses, der sich von einem universalistischen zu einem differenzierten Projekt entwickelte und verstärkt Geschlechterunterschiede akzentuierte, vor allem ab den 1960er Jahren Eingang in die Forschung fand. Dies zeigte sich insbesondere in den Arbeiten der Soziologin Magdalena Sokołowska, der Historikerin Dionizja Wawrzykowska-Wierciochowa und der Literaturwissenschaftlerin Maria Janion. Auch der Artikel *Biographical Experience and Knowledge Production* (2020) von Barbara Klich-Kluczevska und Katarzyna Stańczak-Wiślicz ist diesbezüglich von großer Relevanz. Darin zeigen die Autorinnen auf, wie in den Arbeiten der polnischen Soziologinnen Magdalena Sokołowska, Barbara Tryfan, Barbara Łobodzińska und Maria Jarosz ab den 1960er Jahren Fragen zu Geschlechterungleichheiten durch die Untersuchung der Aufgabenteilung im Haushalt, der Machtverhältnisse in Familien und auf dem Arbeitsmarkt sowie der Berufstätigkeit und des Zeitbudgets von Frauen problematisiert wurden. Dies geschah zu einer Zeit, als die Soziologie – sowohl in westlichen Staaten als auch im ›Ostblock‹ – Gender noch nicht als relevante Analysekategorie wahrnahm. Obwohl die polnischen Soziologinnen ihre Theorien selbst nicht als ›feministisch‹ bezeichneten, lassen sowohl der Gegenstand ihrer Arbeiten als auch die verwendeten Forschungsinstrumente darauf schließen, dass ihnen die entsprechende Problematik und Methodologie, die sich in der Forschungslandschaft Westeuropas erst während der ›zweiten Welle‹ des Feminismus durchsetzten, bestens vertraut waren.

Die Betrachtung der in der PRL betriebenen Forschung zu Geschlechteridentitäten und Sexualitäten könnte die These stützen, dass die polnischen Gender-Theorien nicht ausschließlich auf westlichen Quellen beruhten. Sie könnte außerdem dazu anregen, über die Dauer und Stetigkeit dieser Forschung im kulturellen Kontext Polens nachzudenken – auch wenn sie zweifelsohne in einem etwas anderen Rahmen als die westlichen Gender Studies zu verorten ist. Es lässt sich schließlich nicht leugnen, dass die Konstruktion von Wissen über Geschlecht und Sexualität sowie die Produktion von Subjekten (im Foucault'schen Sinne), die mit diesem Wissen in Beziehung stehen, im Sozialismus auf anderen Forschungskategorien und -fragen sowie Konzeptualisierungen als im Kapitalismus beruhten, ganz zu schweigen von abweichenden Forschungsbedingungen und Untersuchungsmethoden. Auf längere Sicht bietet das Hinterfragen der Art und Weise, wie bestimmte – für die Frauenforschung und die Gender Studies besonders relevante – Kategorien wie Agency, Subjektivität, Emanzipation,

8 Der besagte Teil entstand am Institut für Literaturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau, wo seit 2008 das Aufbaustudium Gender Studies (*Podypłomowe Studia Gender im. Marii Konopnickiej i Marii Dulsbianki*) angeboten wird. Ich selbst hatte die Möglichkeit, mich mit den Thesen Nina Seilers vertraut zu machen, als sie 2015-2016 Stipendiatin in Warschau war.

Aktivismus und Repräsentation in der PRL konzeptualisiert wurden, daher die Chance, die Möglichkeiten einer (in Hinblick auf westliche Paradigmen) alternativen Forschung zu Geschlechteridentitäten und Sexualitäten auszuloten. Darüber hinaus könnte dadurch die Hegemonie jenes Paradigmas infrage gestellt werden, das auf dem individualistischen, auf (Geschlechts-)Unterschieden basierenden Konzept der Subjektivität beruht und unter den Bedingungen einer liberalen, marktwirtschaftlichen Demokratie entwickelt wurde.

Wissenschaftlerinnen, die sich auf diese Weise kritisch mit der PRL auseinandersetzen, sind beispielsweise die Historikerin Małgorzata Fidelis, die Soziologin Magdalena Grabowska sowie die Filmwissenschaftlerin Monika Talarczyk-Gubała: Fidelis ist Autorin eines Buches über polnische Arbeiterinnen, die als Bürgerinnen eines sozialistischen Staats ihre eigene Subjektivität im Verhältnis zur Regierung der PRL aushandelten (2010); Grabowska forscht zur Agency von Aktivistinnen sozialistischer Frauenorganisationen in der PRL (2018) und Talarczyk-Gubała verfasste eine Biografie über die Filmregisseurin Wanda Jakubowska, in der sie ausführlich analysiert, wie Frauen an der Gestaltung der Kulturpolitik im Sozialismus beteiligt waren (2015).

Die Arbeiten dieser Autorinnen sind nicht nur als ein weiteres Beispiel für die Untersuchung der Geschichte der PRL (diesmal mit den Mitteln der Gender Studies und der feministischen Forschung) zu verstehen, sondern vor allem als eine Art kritische Metareflexion darüber, warum bestimmte Typen von Quellen, Beschreibungsstilen oder Definitionen von Forschungskategorien als verlässlich und daher legitim anerkannt werden, während andere in ihrer Glaubwürdigkeit infrage gestellt und somit ihrer Legitimität beraubt werden. In den genannten Texten geht es nicht nur darum, die Instrumente der feministischen Kritik und der Gender Studies zur Analyse der PRL zu nutzen: Sie veranschaulichen zum einen die Art und Weise, durch die die PRL (genauso wie der Sozialismus und Kommunismus) als ›das Andere‹ konstruiert wurde, um das neoliberale Projekt der polnischen Transformation zu rechtfertigen. Zum anderen thematisieren sie jene polnischen und westlichen Traditionen,⁹ in denen die Gender-Wissenschaftler:innen und Feminist:innen Polens gerne ihre Wurzeln, Bezugspunkte und Grundlagen für Denk- und Handlungsmuster sehen – und die häufig den nationalistischen und neoliberalen Status quo stärken (vgl. Mrozik 2011).

9 Zu den polnischen Traditionen gehört unter anderem das Konzept einer egalitären nationalen Gemeinschaft im Sinne der *Solidarność* (vgl. Sowa 2015); ein Beispiel westlicher Traditionen ist das angelsächsische Modell der liberalen, marktwirtschaftlichen Demokratie in den 1990er Jahren (vgl. Walczewska 2005).

3. Das Paradigma des Kalten Kriegs und die feministische Historiografie des Sozialismus

Der niederländischen Historikerin Francisca de Haan (2010) zufolge setzen zeitgenössische, aus einer Gender-Perspektive verfasste Narrative über den Realsozialismus das Paradigma des Kalten Kriegs fort, in dem der »zivilisierte Westen« dem »rückständigen Osten« gegenübergestellt wird: der rationale Kapitalismus gegen den irrationalen und ineffizienten Sozialismus; die selbstbestimmte Tätigkeit feministischer Organisationen in der liberalen Demokratie gegen die anonyme und durch die Staatsgewalt kontrollierte Aktivität von Frauenorganisationen, die ein für die autoritären Länder des »Ostblocks« typisches Top-Down-Szenario der Emanzipation verwirklichen.

In der Forschung besteht das Paradigma des Kalten Kriegs im Bereich der Wissensproduktion auch lange nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus fort. Infolgedessen werden die Errungenschaften sozialistischer Staaten in Bezug auf die Emanzipation sowie die Aufstiegsmöglichkeiten unterprivilegierter Gesellschaftsklassen (z.B. Arbeiter und Bauern) entwertet oder zumindest geschwächt. Zudem werden die Agency und Subjektivität feministischer Aktivistinnen oder im weiteren Sinne der Angestellten öffentlicher Institutionen, für die die Emanzipation eine der Säulen der sozialistischen Agenda war, nicht anerkannt. Auch die russische Historikerin Anna Krylova (2021) weist darauf hin, dass in der zeitgenössischen feministischen Historiografie des Sozialismus ein Eigentümliches Erbe des Kalten Kriegs fortlebt, indem westliche Narrative dazu genutzt werden, bestimmte Phänomene und Prozesse in Ost- und Ostmitteleuropa nach 1945 zu erklären. Eines dieser Narrative stellt die progressiven Tendenzen der sowjetrussischen Revolutionszeit den reaktionären Maßnahmen der stalinistischen Periode gegenüber – die Einführung des Frauenwahlrechts und die Entkriminalisierung der Abtreibung und Homosexualität im Zuge der Revolution 1917 im Vergleich zu der Verschärfung des Abtreibungsgesetzes sowie des Verbots homosexueller Praktiken unter Stalin. Ein weiteres Narrativ kontrastiert das feministische und sozialistische Verständnis von Emanzipation miteinander und spricht Sozialistinnen und Kommunistinnen dabei gewissermaßen ab, Fürsprecherinnen für Frauenrechte gewesen zu sein.

Im polnischen Kontext analysierte Magdalena Grabowska (2018) das Phänomen der Delegitimierung des Sozialismus als emanzipatorisches Projekt. Sie unterscheidet drei führende feministische Narrative zu diesem Thema: das Narrativ der Abwesenheit, das Narrativ der Konvergenz und das antikommunistische Narrativ. Das Narrativ der Abwesenheit geht davon aus, dass das Fehlen einer modernen, von unten initiierten Frauenbewegung nach 1989 auf die PRL zurückzuführen sei, da in der PRL vermeintlich nur von der kommunistischen Partei abhängige Organisationen bestehen konnten, wodurch polnische Aktivistinnen von einer größeren sozialen und politischen Tätigkeit abgehalten wurden. Das Narrativ der

Konvergenz besagt, dass erst das Abschütteln des ›kommunistischen Jochs‹ und die Rückkehr in den Einflussbereich des Westens die polnischen Frauen (sowie die Gesellschaft insgesamt) befreite und ein zivilgesellschaftliches Engagement von unten ermöglichte, wodurch Polen den ›Rückstand aufholte‹, in den es seit Kriegsende geraten war. Das antikommunistische Narrativ schließlich nimmt an, dass die sozialistische Emanzipation der Frauen von oben erzwungen wurde – zudem sei sie oberflächlich und ideologisiert gewesen und hätte den Frauen letztendlich nichts gebracht. Dieses dritte Narrativ verknüpft die beiden zuvor genannten miteinander und postuliert, dass die Ziele feministischer Bewegungen nur in einer liberalen Demokratie erreicht werden können, in der freie, autonome Subjekte handeln, um ihr eigenes Los zu verbessern.

Dabei lässt sich feststellen, dass der gegenwärtige Antikommunismus in Polen mit der Antihaltung gegenüber der PRL identisch ist. Im Kern geht es darum, den Nachkriegsstaat als ein im Wesentlichen konservatives, von ›fremden Mächten‹ beherrschtes Land infrage zu stellen, in dem – und das ist für die liberalen Begründer:innen der Gender Studies wichtig – auch die individuelle Freiheit unterdrückt und die Emanzipation strategisch von oben forciert wurde. Der so verstandene Antikommunismus ist Teil des »Generationserlebnisses« (im Mannheim'schen Sinne) von Personen, die sich mit dem Transformationsprojekt identifizierten und es mitgestalteten, indem sie beispielsweise Zentren für Gender Studies gründeten, an ihnen lehrten und/oder deren intellektuelle Grundlagen schufen (vgl. Graff 2020). Zudem stellt er eine eigentümliche ›Kategorie der polnischen Kultur‹ dar, die durch die Medien und Popkultur beinahe rituell reproduziert wird, im öffentlichen Diskurs präsent ist und von Personen verschiedener Milieus und unterschiedlichen Alters weitergetragen wird, die oft keine persönliche, direkte Beziehung zur PRL haben.

Verschiedene Varianten des antikommunistischen Narrativs finden sich beispielsweise in neuesten wissenschaftlichen Texten über die Geschichte der Frauen und Frauenbewegungen im Polen des 20. Jahrhunderts, die aus feministischer und sozialbewusster Perspektive geschrieben wurden und dieses Wissen in die Gesellschaft tragen. Dabei handelt es sich vor allem um die Arbeiten junger Kulturwissenschaftlerinnen, Journalistinnen und Historikerinnen. Ihnen gemein ist die klare Gegenüberstellung der Interessen von Frauen auf der einen Seite und der Arbeit feministischer Aktivistinnen auf der anderen, bezeichnenderweise besonders der Aktivistinnen aus (radikalen) linken Kreisen. Sozialistinnen und Kommunistinnen – vor allem solche, die mit der Regierung in Verbindung standen – kommen in diesen Erzählungen entweder gar nicht vor oder werden als wenig einflussreich und zudem bezüglich der Probleme ›einfacher Polinnen‹ schlecht informiert dargestellt.

In ihrem Buch (2018) über polnische Arbeiterinnen um die Jahrhundertwende beschreibt Alicja Urbanik-Kopeć, dass der intellektuelle Hintergrund feminis-

tischer Aktivistinnen, die der Intelligenzija entstammten, diese in den Augen der ›Frauen aus dem Volk‹ in Misskredit brachte und unglaublich erscheinen ließ; schließlich hätten sie die alltäglichen Probleme der Frauen nicht aus eigener Erfahrung gekannt. Auch Marta Madejska (2019) argumentiert in ihrem Werk über den Alltag der Textilarbeiterinnen in Łódź ab ca. 1850, dass sämtliche Verbesserungen ihrer Lage auf die eigenständigen Bemühungen der Arbeiterinnen zurückzuführen seien, und nicht auf die Tätigkeit von Frauenrechtlerinnen oder die politischen Maßnahmen, die die (kommunistischen) Herrschaftsorgane umsetzten. Diese werden eher als entfremdend dargestellt, da sie die arbeitenden Frauen aus ihrer natürlichen Umgebung herausrissen und ihrer Handlungsfähigkeit beraubten. In diesem Zusammenhang wird beispielhaft das Leben von Wanda Gościmińska beschrieben, die zunächst als ›Heldin der Arbeit‹ in einer Fabrik in Łódź tätig war, bevor sie Anfang der 1950er Jahre Abgeordnete des Sejms wurde. Majewska entwirft ein vereinfachtes Bild von Gościmińska als kämpferische Arbeiterin, die sich zu einer distinguierten Staatsfunktionärin wandelte und dabei geschickt die Rolle spielte, die ihr die Partei zugewiesen hatte.

Dabei handelt es sich nur um eine von vielen Arbeiten, in denen die sozialistische Modernisierung nach 1945 – und somit auch die Emanzipation als eines ihrer Vorzeigeprojekte – hart kritisiert und als unvollendet beziehungsweise geradezu misslungen beurteilt wird. Ihre Autor:innen entwerfen starke Gegensätze (z.B. Kommunistinnen versus Frauen aus dem Volk), ohne dabei die dargestellten Prozesse und Phänomene zu kontextualisieren. Zudem verwenden sie in der Beschreibung moderne Definitionen für Kategorien und Begriffe wie Agency, Subjektivität oder Emanzipation. Somit fehlt diesen Arbeiten ein umfassenderer Blickwinkel, der über den polnischen Kontext hinausgeht und die beschriebenen Prozesse und Phänomene zu den globalen Ereignissen der Zeit in Beziehung setzt.

4. Die Vorteile des revisionistischen Paradigmas. Ein Fazit

Die polnischen Gender Studies könnten erheblich davon profitieren, die sozialistische Modernisierung sowie die Errungenschaften und Defizite der damaligen Emanzipationspolitik zu überdenken. Wenn zudem das Grundkonzept der Gender Studies – nämlich der Wandel hin zu einer egalitären sozialen und geschlechtlichen Ordnung sowie die Toleranz und Akzeptanz für das Andere – berücksichtigt würde, scheint diese Reflexion sogar unverzichtbar. Um die polnische Gesellschaft mit ihrer Botschaft zu erreichen, dürfen Gender-Wissenschaftler:innen nicht den Kontext außer Acht lassen, in dem diese Gesellschaft funktioniert und der seine Wurzeln vor allem in der Politik der PRL hat. Dieser Abschnitt der polnischen Geschichte darf nicht länger als »schwarzes Loch«, »fehlendes Bindeglied« oder »Leerstelle« behandelt werden, die gefüllt werden muss (vgl. Diskussion *Feminizm a lewica*

2000). Die Geschichte der PRL sollte stattdessen als eine methodologisch wie inhaltlich bereichernde Materie betrachtet werden, die die internationale Forschung zu soziokulturellen Geschlechteridentitäten und Sexualitäten erheblich bereichern könnte.¹⁰

Zu dieser Thematik wird schon seit einiger Zeit sowohl in Ost- und Osteuropa als auch darüber hinaus geforscht (vgl. beispielsweise Chase 2015; Ghodsee 2014; Lišková 2018; Wang 2016). Die Forschung stellt das homogene Bild sozialistischer Staaten als getreue Realisierung des sowjetischen Modells infrage, auch im Hinblick auf die Emanzipation der Frauen. Zudem regt sie dazu an, staatliche Frauenorganisationen, die die Gleichstellung von Frauen und Männern im Sinne der sozialistischen Agenda anstrebten, als feministische Bewegungen anzuerkennen. Eine solche Organisation war die 1913 gegründete Liga Kobiet Polskich (Liga polnischer Frauen), die nach dem Ersten Weltkrieg im Auftrag der kommunistischen Partei ein emanzipatorisches Programm verfolgte und daher bei zeitgenössischen Frauenforscherinnen als subjekt- und erfolgloses Bestreben gilt, das aus der Geschichte des polnischen Feminismus gestrichen werden sollte (vgl. Grabowska 2018). Neueste Untersuchungen folgen jedoch einem revisionistischen Paradigma und werfen den sozialistischen und kommunistischen Frauenrechtlerinnen nicht länger vor, sich die einzig ›legitime‹ Tradition der Emanzipation – die Tradition des liberalen Vorkriegsfeminismus (vgl. Havelková und Oates-Indruchová 2014) – angeeignet zu haben. Stattdessen sehen sie in deren Bestrebungen einen anderen emanzipatorischen Ansatz und erkennen ihre Subjektivität und Agency an. »Linke Feministinnen« – um die amerikanische Historikerin Ellen Carol DuBois (1991) zu zitieren – sahen eine enge Verbindung zwischen der Unterdrückung der Frauen und anderen Formen der Oppression, die sich nur durch systemische Lösungen und nicht durch einen von unten organisierten Aktivismus bekämpfen ließen.

Zudem hinterfragen diese Untersuchungen das aus dem Kalten Krieg stammende Narrativ einer polarisierten Welt, in der die Rechte von Frauen und anderen Minderheiten lediglich eines von vielen Werkzeugen im politischen Spiel zwischen dem kapitalistischen Westen und dem sozialistischen Osten darstellten. Texte wie Kristen Ghodsees Buch *Second World, Second Sex* (2019) beleuchten die Zusammenarbeit zwischen der Zweiten und Dritten Welt bezüglich der Umsetzung ihrer Gleichstellungspolitik im Rahmen internationaler Foren wie der Vereinten Nationen oder der Internationalen Demokratischen Frauenföderation. Somit bildeten die sozialistischen und ›Entwicklungsländer‹ ein Gegenwicht zu kapitalistischen Staaten und erweiterten die Bedeutung von Begriffen wie Emanzipation,

10 Die Forschung wird bisher zum einen durch westliche Paradigmen und zum anderen durch die Postcolonial Studies dominiert, die seit den 1980er Jahren die Spannungen zwischen der sogenannten Ersten und Dritten Welt herausarbeiten (vgl. Grabowska 2012).

Fortschritt und Gleichberechtigung, vor allem während des Internationalen Jahres der Frau (1975) und der ersten Jahre der UN-Dekade der Frau (1976-1985). Interessanterweise setzten sich linke polnische Aktivistinnen auch auf internationaler Ebene aktiv für Frauenrechte ein: So gehörte beispielsweise Zofia Dembińska von 1951 bis 1968 mit Unterbrechungen der Frauenrechtskommission der Vereinten Nationen an und agierte dort als Initiatorin und Hauptautorin der 1967 von der Generalversammlung abgegebenen Erklärung zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau. Ihr Wirken wird jedoch selten von polnischen Forscherinnen der Frauengeschichte und -bewegungen analysiert, sondern hauptsächlich von Wissenschaftler:innen aus anderen Kulturräumen (vgl. de Haan 2018). Auch in diesem Bereich muss sich in Polen also noch viel tun.

Die internationale, interdisziplinäre Forschung zur feministischen und/oder queeren Geschichte des Sozialismus, an der sich auch polnische Wissenschaftler:innen beteiligen (vgl. Artwińska/Mrozik 2020; Basiuk/Burszta 2020), ist ein ausgezeichnete Ort, um bisher gebräuchliche Kategorien, Begriffe, Fragen und theoretische Probleme auf den Prüfstand zu stellen, und bietet zudem die Möglichkeit institutioneller Zusammenarbeit und erfolgreicher Forschungsvernetzung. In Zeiten, in denen die radikale Rechte zum ›Schutz des traditionellen Familienmodells‹ weltweit die Rechte von Frauen und anderen geschlechtlichen und sexuellen Minderheiten ins Visier nimmt und den Kampf gegen sie zum Schlüsselement ihrer Agenda macht, ist die Vertiefung der inter- und transnationalen Zusammenarbeit besonders wichtig (vgl. Korolczuk/Graff 2018; Köttig/Bitzan/Petö 2017).

Entwicklungen wie der durch den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán erzwungene Standortwechsel der Central European University von Budapest nach Wien im Jahr 2018¹¹ sowie das Verbot der Gender Studies an rumänischen Schulen und Universitäten im Juni 2020 finden auch in Polen Widerhall, wo die konservative Rechte und die katholische Kirche die Gender-Forschung schon seit Jahren als ›neomarxistische Ideologie‹ bekämpfen. In den Ländern des ehemaligen ›Ostblocks‹ werden diese Angriffe auf die Gender Studies zum einen durch einen aggressiven Antikommunismus geschürt, der in ihnen ein Werkzeug zur ›Vernichtung der Familie‹ sieht, welches an die von oben erzwungene sozialistische Gleichstellungspolitik erinnert, und zum anderen durch Ressentiments gegen den ›faulenden Westen‹, dessen Verkörperung die Europäische Union mit ihrer Politik zum Schutz von Frauen- und Minderheitenrechten ist. In rechtsextremen Kreisen gilt das ›Brüsseler Diktat‹ als direkte Fortsetzung des ›Moskauer Diktats‹, das über Fragen entscheidet, die für das nationale Überleben von fundamentaler Bedeutung sind (z.B. traditionelles Familienmodell, Geschlechterrollen und Kindererziehung).

11 Der erzwungene Standortwechsel erfolgte auf Grundlage eines Beschlusses von 2017 und wurde als »Kampf gegen die Gender-Ideologie« dargestellt.

Um solche Angriffe erfolgreich abzuwehren, sollten sich Gender-Wissenschaftler:innen kritisch mit beiden Phänomenen auseinandersetzen – besonders mit dem Antikommunismus, der in vielen Ländern Ost- und Osteuropas eine eigene ›kulturelle Kategorie‹ darstellt, die auch von den Wissenschaftler:innen selbst reproduziert wird (vgl. Mrozik 2019). Das Paradoxe ist, dass der vor allem als Ablehnung des Realsozialismus verstandene Antikommunismus nach 1989 zur treibenden Kraft für die Einrichtung moderner, nach westlichem Vorbild ausgerichteter Zentren für Gender Studies in den postsozialistischen Staaten wurde, während der Antikommunismus heute – 30 Jahre nach der Transformation – *de facto* Menschenrechte infrage stellt und somit die Hauptursache für die Verdrängung der Gender Studies aus diesen Ländern ist.

Aus dem Polnischen übersetzt von Saskia Krüger.

Bibliografie

- Artwińska, Anna/Mrozik, Agnieszka (Hg.): *Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond*, New York/London: Routledge 2020.
- Basiuk, Tomasz/Burszta, Jędrzej (Hg.): *Queers in State Socialism: Cruising 1970s Poland*, New York: Routledge 2020.
- Charkiewicz, Ewa: »Od komunizmu do neoliberalizmu. Technologie transformacji«, in: Ewa Majewska/Jan Sowa (Hg.): *Zniewolony umysł 2. Neoliberalizm i jego krytyki*, Krakau: Wydawnictwo Korporacja Ha!art 2007, 23–84.
- Chase, Michelle: *Revolution within the Revolution: Women and Gender Politics in Cuba. 1952-1962*, Chapel Hill: University of North Carolina Press 2015.
- Chmura-Rutkowska, Iwona/Duda, Maciej/Mazurek, Marta/Sołtysiak-Łuczak, Aleksandra (Hg.): *Gender w podręcznikach. Projekt badawczy*, Bd. 1-3, Warschau: Wydawnictwo Feminoteka 2016.
- Czajkowska, Aleksandra: »O dopuszczalności przerywania ciąży. Ustawa z dnia 27 kwietnia 1956 r. i towarzyszące jej dyskusje«, in: Marcin Kula (Hg.): *Kłopoty z seksem w PRL. Rodzenie nie całkiem po ludzku, aborcja, choroby, odmienności*, Warschau: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego 2012, 99–186.
- de Haan, Francisca: »The Global Left-feminist 1960s: From Copenhagen to Moscow and New York«, in: Chen Jian/Martin Klimke/Masha Kirasirova/Mary Nolan/Marilyn Young/Joanna Waley-Cohen (Hg.): *The Routledge Handbook of the Global Sixties: Between Protest and Nation-building*, London/New York: Routledge 2018, 230–242.
- de Haan, Francisca: »Continuing Cold War Paradigms in Western Historiography of Transnational Women's Organisations: The Case of the Women's International Democratic Federation«, in: *Women's History Review* 19.4 (2010), 547–573.

- DuBois, Ellen C.: »Eleanor Flexner and the History of American Feminism«, in: *Gender and History* 3.1 (1991), 239-251.
- Duda, Maciej: *Dogmat płci. Polska wojna z gender*, Gdańsk: Katedra 2016.
- »Feminizm a lewica, czyli kobiety żyją w PRL-u«, in: *Res Publica Nowa* 1-2 (2000), Diskussion mit Agata Araszkiewicz, Agnieszka Graff, Teresa Oleszczuk, Kinga Dunin, Bożena Umińska, Kazimiera Szczuka, 27-37.
- Fidelis, Małgorzata: *Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland*, Cambridge: Cambridge University Press 2010.
- Filipowicz, Halina: »Pułapki, paradoksy i wyzwania gender studies«, in: *Ruch Literacki* 2 (2009), 101-108.
- Ghodsee, Kristen: *Second World, Second Sex: Socialist Women's Activism and Global Solidarity during the Cold War*, Durham, NC: Duke University Press 2019.
- Ghodsee, Kristen: »Pressuring the Politburo: The Committee of the Bulgarian Women's Movement and State Socialist Feminism«, in: *Slavic Review* 73.3 (2014), 538-562.
- Grabowska, Magdalena: *Zerwana genealogia. Działalność społeczna i polityczna kobiet po 1945 roku a współczesny polski ruch kobiecy*, Warschau: Scholar 2018.
- Grabowska, Magdalena: »Bringing Second World In: Conservative Revolution(s), Socialist Legacies and Transnational Silences in the Trajectories of Polish Feminism«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 37.2 (2012), 385-411.
- Graff, Agnieszka: »Blaming Feminists Is Not Understanding History: A Critical Rejoinder to Ghodsee's Take on Feminism, Neoliberalism and Nationalism in Eastern Europe«, in: Katharina Bluhm/Gertrud Pickhan/Justyna Stypinska/Agnieszka Wiercholska (Hg.): *Gender and Power in Eastern Europe: Changing Concepts of Femininity and Masculinity in Power Relations*, Cham: Springer Verlag 2020, 25-33.
- Havelková, Hana/Oates-Indruchová, Libora (Hg.): *The Politics of Gender Culture under State Socialism: An Expropriated Voice*, London/New York: Routledge 2014.
- Ignaciuk, Agata: »No Man's Land? Gendering Contraception in Family Planning Advice Literature in State-Socialist Poland (1950s–1980s)«, in: *Social History of Medicine* (2019), 1327-1349.
- Jarska, Natalia: *Kobiety z marmuru. Robotnice w Polsce w latach 1945-1960*, Warschau: Instytut Pamięci Narodowej 2015.
- Klich-Kluczevska, Barbara/Stańczak-Wiślicz, Katarzyna: »Biographical Experience and Knowledge Production: Women Sociologists and Gender Issues in Communist Poland«, in: Anna Artwińska/Agnieszka Mrozik (Hg.): *Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond*, New York/London: Routledge 2020, 146-165.
- Korolczuk, Elżbieta/Graff, Agnieszka: »Gender as ›Ebola from Brussels‹: The Anti-colonial Frame and the Rise of Illiberal Populism«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 43.4 (2018), 797-821.

- Kościańska, Agnieszka: *Płeć, przyjemność i przemoc. Kształtowanie wiedzy eksperckiej o seksualności w Polsce*, Warszaw: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego 2014.
- Köttig, Michaela/Bitzan, Renate/Petö, Andrea (Hg.): *Gender and Far Right Politics in Europe*, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2017.
- Krylova, Anna: »Legacies of the Cold War and the Future of Gender in Feminist Histories of Socialism«, in: Mara Lazda/Katalin Fábán/Janet Elise Johnson (Hg.): *The Routledge Handbook of Gender in Central-Eastern Europe and Eurasia*, New York/London: Routledge 2021, 41-51.
- Lišková, Kateřina: *Sexual Liberation, Socialist Style: Communist Czechoslovakia and the Science of Desire. 1945-1989*, Cambridge: Cambridge University Press 2018.
- Madajka, Marta: *Aleja Włóknarek*, Wołowiec: Czarne 2019.
- Mrozik, Agnieszka: »Anti-Communism: It's High Time to Diagnose and Counter-act«, in: *Praktyka Teoretyczna* 3.1 (2019), 178-184.
- Mrozik, Agnieszka, »Zwrot genderowy w Polsce: niedokończony projekt«, in: Zdzisław Łapiński/Anna Nasiłowska (Hg.): *Projekt na daleką metę. Prace ofiarowane Ryszardowi Nyczowi*, Warszaw: Wydawnictwo IBL PAN 2016, 145-152.
- Mrozik, Agnieszka: »Gender studies w Polsce: perspektywy, ograniczenia, wyzwania«, in: Jaś Kapela (Hg.): *Gender. Przewodnik Krytyki Politycznej*, Warszaw: Wydawnictwo Krytyki Politycznej 2014, 180-199.
- Mrozik, Agnieszka: »Akuszerki transformacji. Stosunek do PRL-u jako element polityki tożsamości polskiego feminizmu po 1989 roku«, in: Katarzyna Chmielewska/Grzegorz Wołowiec (Hg.): *Opowiedzieć PRL*, Warszaw: Wydawnictwo IBL PAN 2011, 145-158.
- Mrozik, Agnieszka: »Gender Studies in Poland: Prospects, Limitations, Challenges«, in: *Dialogue and Universalism* 5-6 (2010), 19-29.
- Ritz, German: »Gender studies dziś. Budowanie teorii i wędrowanie teorii«, in: *Teksty Drugie* 5 (2008), 9-15.
- Ritz, German, »Granice i perspektywy gender studies«. Übersetzt von Małgorzata Łukasiewicz, in: Małgorzata Radkiewicz (Hg.): *Gender w humanistyce*, Krakau: Rabid 2001, 213-222.
- Rudaś-Grodzka, Monika et al. (Hg.): *Encyklopedia gender. Płeć w kulturze*, Warszaw: Czarna Owca 2014.
- Scott, Joan Walach: »Gender: A Useful Category of Historical Analysis«, in: *The American Historical Review* 91.5 (1986), 1053-1075.
- Seiler, Nina: *Privatisierte Weiblichkeit. Genealogien und Einbettungsstrategien feministischer Kritik im postsozialistischen Polen*, Bielefeld: transcript Verlag 2018.
- Sowa, Jan: *Inna Rzeczpospolita jest możliwa. Widma przeszłości, wizje przyszłości*, Warszaw: Grupa Wydawnicza Foksal 2015.
- Talarczyk-Gubała, Monika: *Wanda Jakubowska. Od nowa*, Warszaw: Wydawnictwo Krytyki Politycznej 2015.

- Urbanik-Kopeć, Alicja: *Anioł w domu, mrówka w fabryce*, Warschau: Wydawnictwo Krytyki Politycznej 2018.
- Walczeńska, Sławomira (Hg.): *Feministki własnym głosem o sobie*, Krakau: Wydawnictwo eFka 2005.
- Wang, Zheng: *Finding Women in the State: A Socialist Feminist Revolution in the People's Republic of China. 1949-1964*, Berkeley: University of California Press 2016.

Lost between the Waves

Postkoloniale Perspektiven auf Geschlechterforschung in Ostmitteleuropa am Beispiel polnischer Feminismen nach 1989

Luisa Klatte

1. Kein Feminismus in Ostmitteleuropa?

2003 veröffentlichte die polnische Literaturwissenschaftlerin und Feministin Agnieszka Graff unter dem Titel *Lost between the Waves* einen Artikel zu den Paradoxien des Feminismus in Polen. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die Feststellung, dass die Existenz eines Feminismus *à la polonaise* von wohlmeinenden Besucher:innen aus dem Westen noch immer angezweifelt werde, da in Polen doch alle so zutiefst konservativ und so sehr katholisch seien (Graff 2003, 100). Ein Argumentationsmuster, das bis heute die mediale wie wissenschaftliche Beschäftigung mit feministischem Engagement in Polen, aber auch anderen Ländern Ostmitteleuropas prägt.

In deutschen Medien wird über Gleichstellungsbestrebungen oder Engagement zur Anerkennung diverser geschlechtlicher Identitäten aus Ostmitteleuropa in der Regel nur dann berichtet, wenn politische Entscheidungen die Rechte von Frauen und LGBTIQ;-Personen weiter zu beschneiden drohen. Ein geeignetes Beispiel dafür bildet die mediale Berichterstattung über die polnischen Proteste gegen eine drohende Verschärfung des Abtreibungsgesetzes aus den Jahren 2016 und 2020. In beiden Fällen entstanden als Reaktion auf politische Entscheidungen beispiellose Protestbewegungen, die zehntausende Pol:innen mobilisierten. In deutschen Medien wurde über die Demonstrationen berichtet, jedoch nicht ohne das geltende polnische Recht in ein Verhältnis zu (west-)europäischen Standards zu setzen. Faktisch zählt das polnische Abtreibungsrecht zu den restriktivsten in Europa. Jedoch reflektieren die wenigsten Medienberichte, dass in kaum einem europäischen Staat Schwangerschaftsabbrüche vollständig entkriminalisiert sind. Die polnische Rechtsprechung wird stets als negativer Bezugspunkt in Abtreibungsdiskursen angeführt, wodurch Trennlinien zwischen West- und Osteuropa in Bezug auf Geschlechterfragen eröffnet werden. Francisca de Haan, die zu transnationaler Ge-

schlechtergeschichte forsch, sieht darin eine Fortführung des im Kalten Krieg begründeten Paradigmas, nach dem das sozialistische Ostmitteleuropa auch in Bezug auf Frauenaktivismus als weniger fortschrittlich als der Westen konstruiert wird. Daraus resultiert eine einseitige Betonung westlicher Entwicklungen, die den gegenwärtigen Zustand des ›Nichtwissens‹ über historische wie aktuelle Frauenorganisationen im östlichen Europa bedingt (vgl. de Haan 2010).

Das zeigen deutsche Medienberichte im besonderen Maße, denen vielfach ein differenzierter Blick auf feministische Akteur:innen und Organisationen aus Polen fehlt, die sich teilweise seit Jahrzehnten für eine Liberalisierung des polnischen Abtreibungsgesetzes engagieren. Die ausbleibende Kontextualisierung vermittelt den Eindruck einer singulären Protestbewegung in Polen, die sich gegen eine weitere Beschneidung, nicht aber für das generelle Recht auf reproduktive Selbstbestimmung einsetzt.

Ähnliches ist in der Berichterstattung zu den Rechten von LGBTIQ:-Personen insbesondere in Polen und Ungarn zu beobachten. Die jüngsten Diskriminierungen in Form von Gesetzesverabschiedungen, Polizeigewalt oder unverhältnismäßig langen Inhaftierungen werden zu Recht kritisiert. Für besonderes Aufsehen sorgte die Errichtung sogenannter ›LGBT-ideologiefreier Zonen‹ im Sommer 2019, die mittlerweile fast ein Drittel des polnischen Staatsgebietes ausmachen. Aus juristischer Sicht sind diese Deklarationen kaum haltbar, ihr symbolischer Gehalt umso verheerender: In Polen werden die Stigmatisierung und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer Sexualität oder geschlechtlichen Identität politisch gebilligt, im Fall der amtierenden polnischen Partei Recht und Gerechtigkeit (Prawo i Sprawiedliwość – PiS) sogar öffentlich unterstützt. Diese Entwicklungen müssen kommentiert und kritisiert werden. Doch wird der von der polnischen Regierung vorangetriebene ›Anti-Genderismus‹ in der Regel zur in Polen vorherrschenden gesellschaftlichen Norm stilisiert und mit Hilfe verkürzter Analysemuster aus Konservatismus, Katholizismus und Nationalismus erklärt. Ohne Frage sind alle drei Bewegungen eng mit der polnischen Identität verwoben. Doch die stete Aktualisierung dieser gängigen Stereotype reicht nicht aus, um die Komplexität der Geschlechterverhältnisse in Polen vollständig zu erfassen. Grundsätzlich dominiert in medialen Darstellungen ein Blick von außen und Stimmen von Betroffenen und Expert:innen aus Polen fehlen. Die ausbleibenden Kontextualisierungen suggerieren Rückständigkeit und Aufholbedarf und es scheint, als würde Polen in Gleichstellungsbestrebungen auch 30 Jahre nach dem Ende des Sozialismus westlichen Idealen weiter hinterherhinken.

In ihrem Aufsatz versucht Graff zu ergründen, woher diese westeuropäische Skepsis gegenüber geschlechtergerechtem Engagement in Polen rührt. Graff lehrt als Dozentin für Gender Studies an der Universität Warschau, hat zahlreiche Ar-

beiten zu polnischen Feminismen¹ veröffentlicht und engagiert sich als Aktivistin in Polen. Bereits der Titel ihres Artikels *Lost between the Waves* deutet Zweifel an der Vergleichbarkeit zwischen polnischen Feminismen und Entwicklungen aus dem westeuropäischen bzw. anglo-amerikanischen Raum an: Der Begriff von Wellen, der sich vornehmlich auf die Chronologie der Frauenbewegung in den USA und Westeuropa bezieht, scheint in Polen nicht zu funktionieren. Anhand der Neukonstituierung feministischer Strömungen nach 1989 in Polen will Graff die länderspezifischen Eigenheiten des polnischen Feminismus ausloten. Dabei legt sie einen besonderen Fokus auf jene Herausforderungen, die mit der Demokratisierung und Europäisierung Polens einhergehen.

Dieser Beitrag will diskutieren, woher das von Graff konstatierte West-Ost-Gefälle rührt, das bis heute Medienberichte und wissenschaftliche Arbeiten über Geschlecht und Sexualität in Ostmitteleuropa dominiert. Dazu wird in einem ersten Schritt der Forschungsstand zu Postkolonialismus sowohl in Bezug auf Gender Studies als auch innerhalb der auf Ostmitteleuropa bezogenen Regionalforschung umrissen. Geeignetes Beispiel für die Anwendung postkolonialer Kritik am ostmitteleuropäischen Geschlechterdiskurs ist die Institutionalisierung der akademischen Gender Studies nach 1989. Da Gender Studies und Feminismus, wie andere sozialkritische Forschungsfelder, eng mit zivilgesellschaftlichem Engagement verbunden sind, werden vereinzelt Rückgriffe auf politische, soziale und mediale Entwicklungen vorgenommen. Anschließend wird anhand der Arbeiten von vorwiegend polnischen Wissenschaftler:innen herausgearbeitet, welche Normsetzungen sich aus der Etablierung der Gender Studies nach westlichem Vorbild für polnische Feminismen ergaben. Ziel ist es, einen Beitrag zur Auflösung des nach wie vor bestehenden West-Ost-Gefälles innerhalb der Geschlechterforschung zu leisten, dessen Folgen anhand des polnischen Abtreibungsdiskurses skizziert werden.

Anstelle von Gender Studies wird in diesem Beitrag der Begriff Geschlechterforschung verwendet, sofern sich die Ausführungen auf die Forschungsrichtung und kein explizites Studienprogramm beziehen. Denn das englische Wort *gender* impliziert ein Verständnis von Geschlecht als sozial konstruierter Kategorie, das sich vornehmlich in Westeuropa und den USA aus den feministischen Ansätzen der 1960er und 70er Jahre entwickelte. Diese sogenannte Zweite Welle der Frauenbewegung wollte im westeuropäischen und anglo-amerikanischen Raum die spezielle Lebenssituation von Frauen erforschen. Ab den 80er Jahren begann sich die Betrachtung von Geschlecht als sozial und kulturell konstruierter Kategorie durchzusetzen. Die wissenschaftliche Frauenforschung (engl.: *women's studies*) wurde zur Geschlechterforschung (engl.: *gender studies*). Gender Studies erforschten zu-

1 Da Feminismen divers und vielfältig sind, wird Feminismus im Plural verwendet oder von feministischer Kritik, feministischen Strömungen etc. geschrieben. Feminismus im Singular wird nur dann übernommen, wenn er dem Wortlaut der zitierten Quelle entspricht.

nächst die Konstruktion von weiblichen bzw. männlichen Geschlechtskategorien, die mittlerweile und im Sinne der Queer Studies auch die Auflösung eines festen binären Geschlechtersystems einschließen und diverse geschlechtliche sowie sexuelle Identitäten untersuchen. Die Abbildung unterschiedlicher Erfahrungsräume soll der Begriff der Geschlechterforschung bzw. des Geschlechterdiskurses leisten, der Feminismus, Gender und Queer Studies gleichberechtigt einschließt. Dies ist für den polnischen Geschlechterdiskurs entscheidend. Während in Westeuropa und den USA in Vergangenheit wie Gegenwart häufig Trennlinien zwischen Feminismus und Gender bzw. Queer Studies eröffnet wurden, sei dies laut Graff in Polen nicht zu erkennen. »[...] Polish feminism did not go through a homophobic stage: it joined a rainbow coalition without ever considering identity politics«. Als Beispiel nennt sie das erste öffentliche Erscheinen einer Regenbogenfahne bei einer feministischen Demonstration im Rahmen des Weltfrauentages am 8. März 2000 in Polen (Graff 2003, 103).

Dieser Beitrag will postkoloniale Perspektiven auf den ostmitteleuropäischen Geschlechterdiskurs anhand der Entwicklung polnischer Feminismen nach 1989 erörtern. Dies soll keine Verkürzung von Geschlechterfragen auf Frauen darstellen, sondern vielmehr kritische Perspektiven eröffnen, die auch auf polnische und ostmitteleuropäische Queer-Diskurse angewendet werden können.

2. Postkoloniale Geschlechter- und Ostmitteleuropaforschung

Die wissenschaftliche Geschlechterforschung will bestehende Machtverhältnisse und Diskriminierungsformen ausgehend von der Kategorie Geschlecht analysieren. Innerhalb der kritischen Geschlechterforschung haben intersektionale Ansätze an Bedeutung gewonnen. Diese sind auf den Black Feminism zurückzuführen, der sich ausgehend von der Zweiten Welle der Frauenbewegung in den 1960er und 70er Jahren in den USA konstituierte. Schwarze Feminist:innen sahen sich durch den überwiegend ›weißen‹ Feminismus nicht repräsentiert und forderten das Zusammendenken verschiedener Diskriminierungskategorien, da die soziale Situation von Schwarzen Frauen nicht vollständig erfasst werden könne, solange *gender* isoliert von *race* und *class* betrachtet werde (vgl. unter anderem Davis 1983; Clarke 1981; Smith 1983). Daran anschließend benannte und konzeptualisierte Kimberlé Williams Crenshaw Ende der 1980er Jahre den Begriff der Intersektionalität, der die Wirkungsmechanismen verschiedener Diskriminierungskategorien in ihrer Interdependenz zu anderen Ausschlussmechanismen untersuchen will (vgl. Crenshaw 1989). Das Ziel intersektionaler Ansätze ist es, Gleichzeitigkeiten und Verschränkungen verschiedener Diskriminierungskategorien sichtbar zu machen, um strukturelle Machtverhältnisse in ihrer Gänze verstehen und

kritisch hinterfragen zu können.² Neben *race* und *class* schließen intersektionale Ansätze heute weitere Bereiche ein. So schlagen Gabriele Winker und Nina Degele beispielweise einen ›Intersektionalen Mehrebenenansatz‹ zur Erfassung von Vielschichtigkeiten und Widersprüchlichkeiten klassistischer, sexistischer, rassistischer und bodyistischer Diskriminierungen vor (vgl. Degele/Winker 2010).

Einige postkoloniale Theoretiker:innen verweisen in diesem Zusammenhang auf untrennbare Verknüpfungen zwischen Kolonialismus bzw. Imperialismus mit der Konstituierung von Gender als Analysekategorie. Demnach müsse »jede Aussage zu Gender als Kategorie [...] daraufhin befragt werden, ob und wie mit dieser Bezugnahme Universalisierungen aufgemacht werden, die bestimmte, in der Regel weiße Vorstellungen zu einer allgemeinen, pauschalen, universalisierenden Norm erklären« (Hornscheidt 2012, 218).

Eben jene Universalisierungen sind für die Ausweitung postkolonialer Perspektiven auf die ostmitteleuropäische Geschlechterforschung entscheidend, die weniger auf ›weißen‹ Vorstellungen als auf einem westlichen Verständnis von Feminismus bzw. *gender* beruhen. Die von Graff kritisierte Erzählung der Frauenbewegung in Wellen bildet ein geeignetes Beispiel, da sie Entwicklungen im Westen als unreflektierte und standardisierte Norm voraussetzt, ohne regionale Spezifika zu erforschen. Durch den Zusatz postkolonial sollen innerhalb der Geschlechterforschung neue Sprech- und Erfahrungsräume geöffnet werden, die aufgrund bestehender imperialer Machtasymmetrien bislang unterrepräsentiert geblieben sind.

Als zentral für die Entwicklung der akademischen Postcolonial Studies erwies sich Edward W. Said's *Orientalism: Western Concepts of the Orient*, das 1978 erstmals erschien. Darin analysiert Said, wie der Orient aus einer eurozentrischen Perspektive konstruiert, exotisiert bzw. orientalisiert und schließlich in Abgrenzung zum Okzident abgewertet wird. Die Konstruktion eines Überlegenheitsgefühls des aufgeklärten und zivilisierten Westens gegenüber dem vermeintlich wilden Orient führt Said auf die Praktik des *othering* zurück, bei dem das übergeordnete und als positiv verstandene Eigene in Abgrenzung zum untergeordneten Anderen konstruiert wird. Dadurch werden Machtverhältnisse (re-)produziert, sich dem übergeordneten Stellenwert des Eigenen vergewissert und gleichzeitig dem Anderen Teilhabe und Gleichberechtigung durch Ausschluss verwehrt. Dies kann Individuen, Bevölkerungsgruppen wie ganze Regionen gleichermaßen betreffen (vgl. Said 1995).

2 Siehe unter anderem: »Inhaltlich bzw. thematisch wird die Annahme isolierter sozialer Kategorien oder trennbarer struktureller Machtverhältnisse kritisch hinterfragt. Diese müssen stattdessen jeweils in ihrer Interdependenz betrachtet werden. Jede Aussage zu Gender als Kategorie muss daraufhin befragt werden, ob und wie mit dieser Bezugnahme Universalisierungen aufgemacht werden, die bestimmte, in der Regel weiße Vorstellungen zu einer allgemeinen, pauschalen, universalisierenden Norm erklären.« (Hornscheidt 2012, 218)

Mit Blick auf die Kolonialgeschichte ist das Gefälle eindeutig: Die Kolonialmächte stehen als Zentren den kolonialisierten Peripherien gegenüber. Erweitert wurde diese Annahme unter anderem durch Immanuel Wallersteins *World-System Analysis* (1982), wonach ein zweiteiliges Modell nicht ausreichen würde, um die Komplexität globaler Zusammenhänge zu erfassen. Wallerstein erweiterte die Unterteilung der streng hierarchisch geordneten Weltwirtschaft in Zentren und Peripherien um Semi-Peripherien. Diese würden von den Zentren nicht im selben Maße wie die Peripherien ausgebeutet, aufgrund niedriger Lohnverhältnisse und ungleicher Produktionsbedingungen jedoch ebenso zur Machtstabilisierung der Zentren beitragen. Zu den Semi-Peripherien zählte Wallerstein in den 1970er Jahren weite Teile Osteuropas. Neben der ›freien‹ bzw. ›modernen‹ Ersten und der ›traditionellen‹, ›rückständigen‹ Dritten Welt bestünde auch die kommunistische Zweite Welt, die bis 1989 von Propaganda und Ideologie kontrolliert wurde (Wallerstein 1976, 462-466).

Im deutschsprachigen Raum wird das Potenzial postkolonialer Perspektiven innerhalb der auf Osteuropa bezogenen Regionalforschung insbesondere in historischen Arbeiten betont, »widersetzt sich [das östliche Europa, LK] doch durch seine komplexe Struktur dichotomen Betrachtungsweisen« (Kraft 2015, 171). Postkoloniale Perspektiven kritisieren, dass bei der Betrachtung Ostmitteleuropas nach 1989 noch immer zeitliche wie räumliche Trennlinien eröffnet werden. Vielmehr solle das Potenzial der Postcolonial Studies genutzt werden, um »kulturelle Essentialisierungen – seien sie an räumliche (›Osten‹) oder zeitliche Verortungen (›ehemals sozialistisch‹) gekettet – zu dekonstruieren« (ebd., 178). Die strikte Trennung zwischen dem kapitalistischen Westen und dem (ehemals) sozialistischen Osteuropa sowie die Trennung zwischen der Zeit vor 1989 und danach müsse aufgehoben werden. Sonst laufe der postsozialistische Osten Gefahr zu einem geschichtslosen Raum zu werden, in dem die Zeit des Kommunismus nicht kontextualisiert und damit entwertet werde. Das wird insbesondere bei der Betrachtung der Entwicklungen nach 1989 als Übergangsphase deutlich, die zu einem klar skizzierten Gesellschaftsmodell nach westeuropäischen Standards hinführt. Dadurch wird dem Osten seine eigene Zeitlichkeit entzogen. Würde hingegen das ›post‹ in postkolonial bzw. postsozialistisch gestärkt, also ostmitteleuropäische Erfahrungen einbezogen, Kontinuitäten und Gleichzeitigkeiten, aber auch Ambivalenzen erforscht werden, könne dies zu einer Dezentrierung des idealisierten (West-)Europas führen (ebd., 180). Der Transfer postkolonialer Theorien auf ostmitteleuropäische Räume wurde auch in der literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung in den vergangenen Jahren rezipiert. Neben Fragen der Vergleichbarkeit zwischen Postkolonialismus und Postsozialismus diskutieren literaturwissenschaftliche Arbeiten auch die Tendenz der Selbstorientalisierung zeitgenössischer Autor:innen aus Ostmitteleuropa (vgl. unter anderem Smola/Uffelman 2017; Artwińska 2021; Pucherova/Gafrik 2015).

Während ein umfassender Paradigmenwechsel innerhalb der Gender Studies in Bezug auf postsozialistische Räume in der deutschsprachigen Wissenschaft bislang nicht zu erkennen ist, kritisieren ostmitteleuropäische Wissenschaftler:innen die westliche Dominanz im ostmitteleuropäischen Geschlechterdiskurs, der sich an der Etablierung der akademischen Gender Studies nach 1989/90 deutlich zeigt.

3. Die Etablierung der akademischen Gender Studies nach 1989

Frauenrechtsaktivismus konnte sich im kommunistischen Polen aufgrund seiner spezifischen Ausprägung und anders als im Westen zu keiner breiten Protestbewegung formieren. Elementar für den polnischen Frauenrechtsdiskurs zu Zeiten der Volksrepublik Polen war zum einen die offizielle Gleichstellung beider Geschlechter, die sich insbesondere durch den prinzipiell geschlechtsunabhängigen Zugang zu Ausbildung und Arbeit konstituierte, obgleich einzelne Berufe für Frauen – insbesondere in der Chemieindustrie und Untertage – verboten wurden (Fidelis 2010, 216). Der Emanzipation durch Erwerbstätigkeit lag das offizielle Dogma zu Grunde, »dass einzig die Gesetzgebung kapitalistischer Staaten die Frauen diskriminieren könne« (Walczewska 2015, 61). In der Realität konnten Frauen ihre offiziellen Rechte infolge von Doppelbelastung aus Arbeit und Familie in bedeutend geringerem Maße wahrnehmen als Männer. Zum anderen nahm der polnische Freiheitskampf gegen das als Fremdherrschaft verstandene kommunistische Regime erheblichen Einfluss auf die Situation von Frauen. Der Kampf für Unabhängigkeit ist fest im kulturellen Gedächtnis Polens verankert und führte während der Teilungszeit im 19. Jahrhundert zur Herausbildung des Mythos der *Matka Polka* (Mutter Polin).³ Diese Tradition gilt bis heute als gängiges Referenzbild zur Identitätskonstruktion, in der sich religiöse und geschlechterstereotype mit nationalpatriotischen Motiven verflechten. Der Mythos besagt, dass in Zeiten der Nichtexistenz des polnischen Staates die Mutter Polin »für die patriotische Erziehung des Nachwuchses und den Erhalt des Polentums, der polnischen Kulturtradition und katholischer Werte« verantwortlich sei (Seiler 2018, 44). Darin wird Frauen gesellschaftliche Teilhabe ausschließlich in ihrer Rolle als Mutter garantiert. Im Zuge des polnischen Protestes gegen das kommunistische Regime erfuhr der Mythos ab den 1970er Jahren eine Reaktualisierung. Entgegen der kommunistischen Gleichstellungsbestrebungen wurde die Familie als soziale Grundstruktur im polnischen

3 Der Mythos der *Matka Polka* ist auf den polnischen Nationaldichter Adam Mickiewicz zurückzuführen. In seinem 1830 und während der Teilungszeit veröffentlichten Gedicht *Do matki Polki* (*An die Mutter Polin*) sieht er polnische Mütter in der Pflicht, das Überleben der polnischen Kultur in der häuslichen Sphäre zu sichern, während Männer und Söhne für die Befreiung der polnischen Nation kämpfen sollten.

Narrativ betont, wodurch Frauen vielfach in die private und familiäre Sphäre zurückverwiesen wurden (Borodziej 2010, 374; Keinz 2008, 105).

Die zunehmende Frustration der Frauen über den Ausschluss aus der Öffentlichkeit führte in der Volksrepublik Polen zu vereinzelt Reflektionen über dieses »Emanzipationsdilemma« (Walczevska 2015, 61). Im akademischen Diskurs wurde die Geschlechterfrage vor allem in der Literatur- und Kulturwissenschaft aufgegriffen (Zimmermann 2007, 133). Als Wegbereiterin der feministischen Kritik in Polen gilt die Literaturwissenschaftlerin Maria Janion, die in ihren Arbeiten »Hierarchisierungsmechanismen im literarischen Diskurs in ihrer Wechselwirkung mit sozialen Realitäten und politischen Narrativen« untersucht (Seiler 2018, 89). Zentraler Schwerpunkt von Janions Forschung bildet die literarische Epoche der polnischen Romantik, die während der Teilungszeit zu verorten ist und sich aufgrund der politischen Umstände nicht auf künstlerische Belange beschränken lässt. Vielmehr ist die Romantik in Polen als identitätsstiftende Epoche zu verstehen, die in Bezug auf symbolische Geschlechterordnungen bis heute als diskursformend gilt. In ihrer Arbeit unterzieht Janion die Romantik einer kritischen Reflektion und verhandelt Geschlecht als wichtige, aber nicht ausschließliche Analysekatégorie. Auf die Herausbildung feministischer Polonistik haben neben Janion auch die Literaturwissenschaftlerinnen Inga Iwasiów, Grażyna Borkowska, Ewa Kraskowska und Krystyna Kłosińska Einfluss genommen (vgl. Seiler 2018).

Folglich darf nicht angenommen werden, dass sich Frauen- und Geschlechterforschung in Polen und anderen Staaten Ostmitteleuropas nach 1989 aus dem Nichts gründete. Das zeigt die Eröffnung erster universitärer Zentren für Frauen- und Geschlechterforschung in Polen bereits Anfang der 1990er Jahre und nur kurze Zeit nach dem Ende des Sozialismus. Wie beispielsweise das im Jahr 1992 gegründete und bis heute existierende Women's Studies Centre an der Universität in Łódź.

Der einsetzende Systemwandel führte mit der Neukonstituierung der polnischen Regierung 1989 zu einer Abkehr vom Sozialismus und der Weg hin zu Demokratie und Marktwirtschaft wurde eingeleitet. Dieser Prozess bedingte in Polen vielseitige Spaltungs- und Differenzierungsprozesse auf parteipolitischer wie gesellschaftlicher Ebene und bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verschärften sich (Borodziej 2010, 390). Die konsequente Ausgrenzung führte zu einem Rückzug der Frauen aus der Politik. Während der Frauenanteil im letzten Sejm der Volksrepublik, dem Unterhaus des polnischen Parlaments, knapp über 20 % lag, waren es 1998 und knapp zehn Jahre später nur noch die Hälfte (Walczevska 2015, 61).

Auf universitärer Ebene hingegen wurde die Kategorie Geschlecht in Forschung und Lehre gestärkt. Bis Mitte der 90er Jahre lassen sich Bemühungen zur Etablierung von Frauen- und Geschlechterstudien primär auf einzelne Individuen zurückführen (Zimmermann 2007, 135). Ein umfassender Geschlechterdiskurs konn-

te sich zu der Zeit weder in Polen noch in anderen ehemals kommunistischen Staaten etablieren. Vielmehr förderte der steigende Nationalismus das Erstarken binärer Geschlechterverständnisse. Dem gegenüber veränderten der einsetzende Systemwandel und die Öffnung gen Westen den akademischen Frauenrechtsdiskurs in Polen wesentlich. Grundlagenwerke der westlichen Frauenbewegung wurden ins Polnische übersetzt, der akademische Wissenstransfer gefördert und politisches wie soziales Engagement nach westlichem Vorbild übernommen. Die verschiedenen Ansätze »der westlichen Geschlechterforschung wurden (in postsozialistischen Gesellschaften, L.K.) quasi zeitgleich und parallel rezipiert« (Seiler 2018, 13). Eine lineare Entwicklung wie im kapitalistischen Westen fand nicht statt, stattdessen drang alles auf einmal in die ehemals kommunistischen Länder ein, ohne die verschiedenen Konzepte einer Eignungsprüfung für den (mittel-)osteuropäischen Kontext zu unterziehen (Mizielińska/Kulpa 2011, 14).

In der Wissenschaft zeigt sich die Ambivalenz dieser Entwicklung im besonderen Maße: Im Vergleich zum vorherigen Jahrzehnt kam es in den 90er Jahren zu einem regelrechten Boom an wissenschaftlichen Arbeiten mit Geschlechterbezug in Polen (Seiler 2018, 18ff.). Diese Entwicklung wurde durch die flächendeckende Etablierung von Frauen- und Geschlechterstudien an privaten Hochschulen und staatlichen Universitäten im ostmitteleuropäischen Raum ab Mitte der 90er Jahre begünstigt. Auf die systematische Institutionalisierung der Gender Studies nahmen in erster Linie Stiftungen und Institutionen aus den USA erheblichen Einfluss, in dem sie sowohl die Errichtung privater Hochschulen nach angelsächsischem Vorbild als auch sogenannter Centers of Excellence an staatlichen Universitäten finanziell ermöglichten. Ein besonders prominentes Beispiel ist die Central European University (CEU), die 1991 von dem im Ungarn geborenen US-Amerikaner George Soros in New York gegründet wurde. An verschiedenen Standorten in Ostmitteleuropa (Budapest, Prag und später Warschau) sollten im Sinne amerikanischer Wissenschaftstraditionen Studierende aus Ostmitteleuropa ausgebildet werden. Ein Ansatz, der bis heute das Selbstverständnis der Universität prägt. Ziel war die Errichtung einer internationalen Universität, die den Übergang von der Diktatur zur Demokratie in Ostmitteleuropa und der ehemaligen Sowjetunion erleichtern sollte.⁴ Ab 1995 fand der Lehrbetrieb ausschließlich in Budapest statt. Aufgrund einer Veränderung des ungarischen Hochschulgesetzes zieht der Hauptcampus der Universität aktuell von Budapest nach Wien um. An der CEU, genau wie an weiteren privaten Hochschulen, staatlichen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Ostmitteleuropa, wurde es insbesondere west-

4 »In 1989, a group of visionary intellectuals – most of them prominent members of the anti-totalitarian democratic opposition – conceptualized an international university that would help facilitate the transition from dictatorship to democracy in Central and Eastern Europe and the former Soviet Union.« (Siehe: <https://www.ceu.edu/about/history>)

lichen Wissenschaftler:innen mit Expertise in den Gender Studies ermöglicht, eigene Studienprogramme zur Geschlechterforschung zu errichten. Vereinzelt wurden auch Zentren unter der Führung inländischer Wissenschaftler:innen gegründet, ebenfalls finanziert durch private Geldgeber:innen aus dem Westen (vgl. Zimmermann 2007).

Grundsätzlich positiv zu bewerten ist, dass die Kategorie Geschlecht in Ostmitteleuropa an akademischer Relevanz gewann. Eine Vielzahl feministischer Wissenschaftler:innen reflektieren die Rezeption westlicher Feminismen in den 1990er Jahren rückblickend als »Erweckungsmoment« (Kraskowska 2012, 74). Jedoch misslang es den westlichen Förder:innen, Frauen- und Geschlechterstudien in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten dauerhaft institutionell zu verankern. Vielmehr wurde die Kategorie Gender zu einem Instrument, um die Bildungssysteme des östlichen Europas den Standards kapitalistisch-wirtschaftsliberaler Länder anzupassen, und Geschlecht wurde auf wissenschaftlicher, zivilgesellschaftlicher und politischer Ebene zu einem symbolischen Marker zur Messung des Bekenntnisses zu einer liberalen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung (Zimmermann 2007, 140).

4. Differenzierung regionaler Feminismen in Polen

Die Implementierung der Gender Studies nach westlichem Vorbild nahm im höchsten Maße Einfluss auf die Arbeiten ostmitteleuropäischer Wissenschaftler:innen. In Polen waren viele Feminist:innen Mitte der 90er Jahre überzeugt, dass Feminismus in Polen schlicht nicht existiere. 1996 erschien ein Artikel von Agnieszka Graff im *Pelny m glosem*, einem feministischen Magazin, das im Zuge des Demokratisierungsprozesses in Polen entstand. Darin erklärt Graff den polnischen Feminismus für nicht existent und führt das fehlende feministische Bewusstsein auf das in der polnischen Kultur fest verankerte Misstrauen gegenüber Individualismus zurück. Andere Beiträge derselben Ausgabe fallen ähnlich vernichtende Urteile über die zu der Zeit beobachtbare feministische Resistenz: Frauen dieser Kulturen hätten weder eine Gruppenidentität entwickelt noch Diskriminierungen realisiert oder ihre Loyalität gegenüber der Familie als Institution in Frage gestellt (Graff 2003, 101). Bezugnehmend auf im Westen entwickelte feministische Theorien werteten polnische Feminist:innen ihre eigene Identität ab, wodurch speziell polnische Erfahrungen kaum Eingang in den Geschlechterdiskurs fanden.

Dieser Pessimismus wurde durch realpolitische Entwicklungen in Polen gestärkt. Die Hoffnungen auf eine kritische Neuaushandlung der ›Frauen‹-Frage schwanden, da die sich allmählich etablierende demokratische Regierung der Situation von Frauen auf politischer Ebene kaum Bedeutung beimaß. 1993 wurde

das bis heute geltende und restriktive Abtreibungsgesetz in Polen verabschiedet, welches Schwangerschaftsabbrüche in nur drei Fällen erlaubt und schwangeren Personen das Recht auf Selbstbestimmung nahezu entzieht. Zwar arbeiteten von 1995 bis 1997 Juristinnen an dem feministischen Projekt eines polnischen Gleichstellungsgesetzes: »Entsprechend der im liberalen Feminismus präsenten Idee der Bindung der Frauenrechte an die realen Lebenswelten mit ihren Beschränkungen« sollte der Entwurf über die Gleichberechtigung hinausgehen, da »in der Situation einer faktischen Diskriminierung der Frauen [...] die gleichen Rechte sogar bestehende Ungleichheiten absegnen« könne (Walczewska 2015, 63). Doch wurde schließlich ein Gesetz gegen die Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt verabschiedet, das durch die Schaffung eines Gleichstellungs-Ministeriums garantiert werden sollte. Folglich fanden weder die inhaltlichen Überlegungen der Verfasserinnen zur nachhaltigen Gleichstellung Berücksichtigung, noch ging das Gesetz über die im Staatssozialismus dominierende Auffassung von Gleichberechtigung durch Arbeit hinaus.

Erst die Etablierung lokaler und von westlichen Fördergeldern relativ unabhängiger Forschungsgruppen ermöglichte die Begründung einer Tradition anti-hegemonialer und sozialkritischer Geschlechterstudien in Ostmitteleuropa, die spezifische regionale Probleme priorisieren (Zimmermann 2007, 144). Der westliche Einfluss auf die Institutionalisierung und inhaltliche Ausgestaltung der Gender Studies in Ostmitteleuropa scheint unter feministischen Wissenschaftler:innen aus der Region bis heute umstritten. Fragen nach dem kommunistischen Erbe in Geschlechterfragen spalten die feministische Wissenschaft: Während einige Wissenschaftler:innen die Existenz von geschlechtergerechtem Engagement während der Volksrepublik verneinen und argumentieren, dass die Emanzipation als Teil des politischen Projekts von oben verordnet wurde, nimmt gleichzeitig die Forschung zu sozialistischem Frauenaktivismus und Frauenverbänden zu.⁵

Ende der 90er Jahre kam es zu kritischen Reflexionen und polnische Feminist:innen forderten eine konsequente Erkundung des ›polnischen‹ Feminismus jenseits dessen, was aus anderen Sprachen und Kulturen bekannt sei (Chowaniec 2012, 16). Fortan wurde die Existenz eines polnischen Geschlechterdiskurses nicht länger grundlegend in Frage gestellt. Vielmehr brachte der bis dahin vorherrschende Pessimismus in Bezug auf die Existenz eines polnischen, feministischen Bewusstseins zwei produktive Strategien hervor, die für den polnischen Geschlechterdiskurs bis heute konstituierend sind: Zum einen wurde der Erforschung einer polnisch-feministischen Tradition besondere Bedeutung beigemessen, wobei die Suche nach der eigenen Genealogie den Kommunismus weitestgehend ausschloss und sich in erster Linie auf die Zwischenkriegszeit bezog. Zum anderen wurden die jüngeren Entwicklungen einer selbstkritischen Reflexion unterzogen.

5 Siehe auch den Beitrag von Agnieszka Mrozik in diesem Band.

Rückblickend stellt Agnieszka Graff fest, dass Mitte der 1990er Jahre Feminist:innen in Polen über wenig Bewusstsein ihrer eigenen Vergangenheit verfügten, da die Sichtweise des Feminismus als westlicher Import schlicht als common sense galt (Graff 2003, 104).

Entscheidend zu der Erforschung einer polnisch-feministischen Tradition trug Slawomira Walczewskas Publikation *Damy, rycerze i feministki* (*Damen, Ritter und Feministinnen*) von 1999 bei, die seit 2015 in deutscher Übersetzung vorliegt. Darin untersucht die Philosophin den polnischen Frauenrechtsdiskurs auf Kontinuitäten sowie Ambivalenzen von seinen Anfängen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Die Geschichte des polnischen Frauenrechtsdiskurses rekonstruiert Walczewska anhand einzelner Frauen der polnischen Geschichte, die in der männlich-dominierten polnischen Kulturtradition bislang kaum überliefert sind. Diese Wiederentdeckung weiblicher Kultur und Literatur ist für die Arbeiten feministischer Kritiker:innen in Polen Ende der 90er Jahre kennzeichnend und führte zweifelsfrei die zu einem steigenden Selbstbewusstsein polnischer Feminist:innen, das sich an der Kritik an lokalen wie internationalen Dynamiken zeigte, die nach 1989 Einfluss auf den polnischen Geschlechterdiskurs nahmen.⁶

Aus feministischer Sicht vielfach kritisiert wurde das während der Teilungszeit begründete und durch die polnische Romantik gestärkte Motiv des polnischen Freiheitskampfes. »Sie [die polnische Romantik, LK] forderte zwar von den Männern wie Frauen Selbstaufopferung, doch von den Frauen forderte die romantische Literatur völlige Hingabe an die Sache Polens, weit über das Engagement der Männer hinaus« (Walczewska 2015, 42). Neben Walczewska begannen auch weitere Wissenschaftler:innen die Folgen der Reaktualisierung des polnischen Befreiungsmotivs durch den Protest gegen das kommunistische Regime für den polnischen Geschlechterdiskurs zu reflektieren. Feministische Stimmen machten die 200-jährige Tradition, den Kampf für politische Freiheit über alle anderen Belange zu stellen, dafür verantwortlich, dass viele Aspekte der westlichen Gegenkultur in Polen Anklang fanden, die Frauenrechtsbewegung jedoch nur wenig Unterstützung erfuhr (Kraskowska 2012, 70). Diese Unterordnung der Frauenrechte führte Maria Janion 1999 für das Ausbleiben einer breiten Protestbewegung an: »*Solidarność* [...] has to first win independence and democracy for the entire society, and only later will we tackle together the issue of women« (Kraskowska 2012, 69). Eine Hoffnung, die von den frei gewählten politischen Regierungen der 1990er nicht bestätigt, sondern gar ins Gegenteil verkehrt wurde. Zudem schien der polnische Demokratisierungsprozess immun gegen Radikalität und Feminismus zu sein, da

6 Auf eine ausführliche Darstellung dieses *re-reading*, *re-writing* und *re-interpreting* der polnischen (Literatur-)Geschichte wird an dieser Stelle verzichtet. Siehe dazu unter anderem Chowanec 2012, 14.

die politische Kultur postkommunistischer Staaten von einer Abneigung gegen alles geprägt war, das auch nur vage an Marxismus erinnerte (Graff 2003, 104).

Als eine Besonderheit des sich konstituierenden feministischen Selbstbewusstseins im ausgehenden Jahrhundert ist seine hohe Selbstreflexivität zu betrachten. Wissenschaftliche Arbeiten nahmen nicht nur gesamtgesellschaftliche und politische Prozesse in den Blick, sondern unterzogen auch die feministischen Strömungen innerhalb Polens einer radikalen Selbstkritik. So stellt Graff fest, dass die Herausbildung eines feministischen Bewusstseins in Polen nach 1989 durch die Negierung seiner eigenen Existenz begann, wodurch Selbstzweifel geschürt wurden (Graff 2003, 114). Diese Selbstzweifel sind sowohl als Folge der wiederkehrenden Neuaushandlung polnischer Feminismen wie auch im Kontext hegemonialer Machtansprüche zu reflektieren.

Der Einfluss westlicher Theorien auf den polnischen Geschlechterdiskurs wurde, wenn auch zögerlich, in Frage gestellt. 2003 plädierte Graff noch für die Beibehaltung der Erzählung der Frauenbewegung in Wellen, in deren Chronologie der polnische Feminismus als eine Verschränkung aus Strategien der Dritten Welle zum Erreichen von Zielen der Zweiten Welle gesehen werden muss. Arbeiten der folgenden Jahre stellten westlich geprägte Metaphern und Begrifflichkeiten grundlegend in Frage. Insbesondere die Erzählung der vermeintlich universellen Frauenbewegung in Wellen geriet vermehrt in die Kritik, da diese westliche Entwicklungen als Norm setzen und speziell ostmitteleuropäische Erfahrungen darin keine Berücksichtigung finden würden. Im Sinne des *transnational feminism*⁷ fordern ostmitteleuropäische Wissenschaftler:innen für den internationalen Geschlechterdiskurs eine stärkere Fokussierung auf regionale Spezifika, um unterschiedliche subjektive Positionierungen und Erfahrungen mit Geschlechterungleichheit kenntlich machen und erforschen zu können (Mizielińska/Kulpa 2011).

Außerdem wurde die Annahme vom Feminismus als einer aus dem Westen importierten Forschungstradition reflektiert, die nicht ausschließlich auf das Erstarken nationaler Narrative zurückzuführen ist. Vielmehr wurde und wird die Ursache auch bei westlichen Feminist:innen gesehen, die ihre eigene Meinung durch den unerschütterlichen Glauben an ihre eigene Überlegenheit in einer imperialistischen Weise durchzusetzen versuchten (Marsh 2012, 57).

7 Der *transnational feminism* fordert ausgehend von der zunehmenden Vielfalt weltweiter Feminismen eine Differenzierung der Kategorie Geschlecht, die den Einfluss globaler wirtschaftlicher Systeme und ihrer Prozesse, unter anderem neoliberale Normsetzungen, berücksichtigen. Der *transnational feminism* deutet auf ein Scheitern intersektionaler Feminismen hin, solange regionale Differenzen nicht ausreichend behandelt werden (siehe Gupta 2006; Mohanty 1986; Mendoza 2002).

Eine umfassende Kritik an der Durchsetzung hegemonialer Machtansprüche durch die Kategorie Gender ist in der auf Ostmitteleuropa bezogenen Regionalforschung bislang nicht zu erkennen. Eine Ausnahme bildet der Sammelband *De-Centring Western Sexualities* (Mizielińska/Kulpa 2011), der ostmitteleuropäische Perspektiven in der westlich dominierten akademischen Literatur über Sexualitäten stärkt. Die polnischen Herausgeber:innen Joanna Mizielińska und Robert Kulpa kritisieren die Konzeptualisierung einer ostmitteleuropäischen Zeitlichkeit. Demnach werde Ostmitteleuropa geographisch Europa zugeordnet, jedoch nicht als ausreichend fortschrittlich anerkannt, um dem ›westlichen Klub‹ gleichberechtigt beitreten zu können. Auch zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Kommunismus wird die westliche Gegenwart nach wie vor als östliche Zukunft konstruiert und den Regionen bleibt eine gemeinsame Zeitlichkeit verwehrt:

»[...] it is forcing the ›Western present‹ as a ›CEE future‹ to be achieved. Consequently the ›CEE present‹ is coerced as ›past‹, although since 1989, the ›CEE present‹ and ›Western present‹ are one. [...] It is this constant ›transformation‹ through which CEE supposedly ›has been going‹ (present perfect continuous is much at home here) that allows the West do place itself ›above‹/›before‹, as the mentoring force which CEE should look up to. How and who is to decide when the ›transition‹ ends? When the CEE will no longer ›transform‹ anything; when will it join the Western club?« (Mizielińska/Kulpa 2011, 17f.)

Mizielińska und Kulpa schlagen die Einbeziehung lokaler Narrative im universellen Geschlechterdiskurs vor, damit bestimmte Modelle (insbesondere westlich/amerikanische), nicht länger als einzig ›richtige‹, sondern als eine Möglichkeit unter vielen wahrgenommen wird. Die Einbeziehung lokaler Erfahrungen ist aus einer machtkritischen Perspektive, welche die Geschlechterforschung für sich beansprucht, absolut notwendig. Zudem erweist sich die Aufrechterhaltung globaler Trennlinien als kontraproduktiv, da sie keine Verbesserung der realen Lebensumstände bewirkt und zusätzlich die Gefahr birgt, universelle Ausschlussmechanismen nicht ausreichend zu berücksichtigen. Dies wird abschließend anhand des polnischen Kampfes gegen das restriktive Abtreibungsgesetz verdeutlicht.

5. Der polnische Abtreibungsdiskurs nach 1989

Ein geeignetes Beispiel für die komplexe Verstrickung von lokalen Gleichstellungskämpfen innerhalb globaler Machtasymmetrien bildet der polnische

Kampf für die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen nach 1989.⁸ Rechtlich waren Schwangerschaftsabbrüche zu Beginn der 90er in Polen durch ein Gesetz von 1956 erlaubt, welches dem Schutz der Gesundheit der Frau oberste Priorität einräumte. Mit dem einsetzenden Systemwandel veränderten sich die sozialen und politischen Umstände und bedingten einen gesellschaftlichen Trend zum Konservatismus, der im höchsten Maße Einfluss auf die Lebensrealitäten von Frauen nahm (Marsh 2012, 50). Frauen wurden von der neuen politischen Elite konsequent aus Entscheidungsprozessen ausgegrenzt, unter anderem wurde die Frauensektion der *Solidarność* zu Beginn der 1990er Jahre geschlossen. Diese setzte sich zuletzt vor allem gegen die drohende Verschärfung des polnischen Abtreibungsgesetzes ein (Graff 2003, 109).

1993 wurde das bis heute geltende Gesetz zum ›Schutz menschlichen Lebens‹ verabschiedet. Gemeint ist damit nicht länger der Schutz der Gesundheit der schwangeren Frau, sondern ausschließlich der Fötus als ungeborenes Leben. Während zur Zeit der Volksrepublik nur Abbrüche unter ungeeigneten medizinischen Bedingungen strafrechtlich verfolgbar waren, stellen seit 1993 sämtliche Abbrüche eine prinzipiell kriminelle Handlung dar, die in drei Fällen jedoch straffrei bleibt: Wenn entweder die Gesundheit der Frau bzw. die des Fötus in Gefahr ist oder die Schwangerschaft auf eine Straftat zurückzuführen ist. Individuelle Lebensumstände galten nicht länger als legitimer Abbruchgrund, wodurch potenziell Schwangeren in Polen ein Recht entzogen wurde, das jahrzehntelang als Selbstverständlichkeit galt. Dies führte zu zivilgesellschaftlichem und politischem Protest. Nach 1993 versuchten verschiedene Gesetzesinitiativen die Bedingungen für einen rechtmäßigen Schwangerschaftsabbruch um soziale Indikationen zu erweitern. Nahezu alle Initiativen wurden abgelehnt. Lediglich ein Gesetzesvorschlag trat 1997 in Kraft, der Abbrüche aufgrund sozialer Indikationen erlaubte. Nur wenige Monate später wurde dieser jedoch – nach einer Verfassungsklage überwiegend männlicher Senator:innen – für verfassungswidrig erklärt (*Federacja na rzecz Kobiet i Planowania Rodziny* 2013, 52–58).

Seit den 90er Jahren bildet der Kampf für reproduktive Selbstbestimmung das zentrale Motiv der polnischen Frauenrechtsbewegung, das von rechtlichen Rückschlägen und einem erstarkenden politischen wie gesellschaftlichen Konservatismus geprägt ist. Hierbei bilden Polens Beitrittsverhandlungen zur Europäischen Union das größte Paradox: Viele Feminist:innen sahen in der Aufnahme eine große Chance für die polnischen Frauenrechte. Gleichzeitig durften sie ihre Forderung nicht zu laut artikulieren, um Polens Beitrittspläne nicht zu gefährden (Graff 2003, 109). Die Tradition der Unterwerfung des Frauenkampfes unter vermeintlich größere nationale Belange wiederholte sich. Mehr noch löste die damalige Regierung

8 Über den literarischen Abtreibungsdiskurs siehe den Beitrag von Anna Artwińska in diesem Band.

unter Führung des postkommunistischen Bundes der Demokratischen Linken (Sojus Lewicy Demokratycznej– SLD) ihr Versprechen nicht ein, das Abtreibungsgesetz zu liberalisieren. Vielmehr sicherte sich die Partei durch die Beibehaltung des Status Quo die Unterstützung der katholischen Kirche für den geplanten EU-Beitritt.

Ausgelöst durch die Verschärfung des polnischen Abtreibungsrechts gründeten sich eine Vielzahl an Organisationen und Initiativen, die sich für eine Liberalisierung des Abtreibungsgesetzes einsetzen, Rechtsbeistand leisten und telefonische Beratungen anbieten. Unter anderem ist seit 1993 die Föderation für Frauen und Familienplanung (Federacja na rzecz Kobiet i Planowania Rodziny) als eine Art Dachorganisation für die polnische Pro-Choice-Bewegung aktiv, die regelmäßige Berichte über rechtliche Entwicklungen veröffentlicht, als Anlaufstelle für Betroffene fungiert und über Schwangerschaftsabbrüche aufklärt. Außerdem gründete sich im Jahr 2000 die Gruppe »Frauenabkommen 8. März« (Porozumienie Kobiet 8 Marca), die in erster Linie öffentlichkeitswirksame Aktionen wie Demonstrationen und Petitionen organisiert.

Seit 2015 regiert in Polen die nationalkonservative und rechtspopulistische PiS-Partei. Knapp ein Jahr nach den Parlamentswahlen wurde die Gesetzesinitiative »Abtreibungsstopp« (Stop Aborcji) in erster Lesung im polnischen Parlament genehmigt, die ein vollständiges Abtreibungsverbot in Polen erwirken wollte. Daraufhin formierten sich Proteste im ganzen Land. Demonstrierende gingen zu Hunderttausenden auf die Straße, die Gruppierung »Nationaler Frauenstreik« (Ogólnopolski Strajk Kobiet) gründete sich und der Vorschlag zur Gesetzesänderung wurde wenige Tage später und mit einer großen parlamentarischen Mehrheit abgelehnt.

Ende Oktober 2020, erneut ein Jahr nach den wiederholt von der PiS-Partei gewonnenen Parlamentswahlen, erklärte das polnische Verfassungsgericht jene Abbrüche für verfassungswidrig, die aufgrund einer schweren Beeinträchtigung des Fötus stattfinden. Dieses Urteil kommt einem nahezu vollständigen Abtreibungsverbot gleich. Trotz geltender Kontaktbeschränkungen während der Corona-Pandemie kam es erneut zu Protesten im ganzen Land. Der »Nationale Frauenstreik« initiierte einen Konsultationsrat, der auf politischer Ebene Einfluss auf die polnische Gesetzgebung nehmen will. Anfang 2021 wurde das Urteil im Amtsblatt veröffentlicht und die Gesetzesverschärfung trat offiziell in Kraft.

An diesem Beispiel zeigt sich, dass der polnische Geschlechterdiskurs nach 1989 über völlig andere Voraussetzungen als im Westen verfügte; starke politische Umbrüche, die insbesondere mit der Transformation vom Staatssozialismus hin zu einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung einhergingen, führten zu vielfältigen politischen Rückschlägen und Neuaushandlungsprozessen sozialer Realitäten. Diese werden in Medienberichten und wissenschaftlichen Arbeiten nicht ausreichend berücksichtigt, sondern in der Regel das Stereotyp des rückständigen Ostens im Vergleich zum fortschrittlichen Westen be-

tont, ohne regionale Besonderheiten in den Blick zu nehmen oder zu reflektieren, dass grundlegende feministische Forderungen in beiden Fällen nicht erwirkt wurden. Die Berichterstattung über die rechtliche Situation von Schwangerschaftsabbrüchen in Polen macht dies besonders deutlich: Durch die Betonung der polnischen Gesetzgebung als restriktivste Europas wird Polen zum negativen Referenzrahmen. Die politischen Entwicklungen in Polen müssen kritisiert werden, doch verbergen sich hinter der Berichterstattung vielfach Argumentationsmuster, die nicht nur die im Kalten Krieg begründeten Trennlinien zwischen West- und Osteuropa aufrechterhalten und die Rückständigkeit Ostmitteleuropas gegenüber des vermeintlich fortschrittlichen Westens reproduzieren. Zusätzlich wird durch die Anführung Polens als Negativbeispiel eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Gesetzgebung zu Schwangerschaftsabbrüchen im eigenen Land verhindert. Auch in Deutschland stehen Schwangerschaftsabbrüche nach wie vor unter Strafe, auch wenn der Zugang aufgrund erweiterter Ausnahmeregelungen leichter als in Polen ist. Es wird häufig verkannt, dass der gesellschaftliche und rechtliche Umgang mit Schwangerschaftsabbrüchen in Deutschland wie Polen von denselben Ausschlussmechanismen gekennzeichnet ist: Kriminalisierung bedeutet Ausgrenzung, wodurch Betroffene Stigmatisierung sowie Tabuisierung erleben und die medizinische Versorgung, gerade im ländlichen Raum, nicht ausreichend gewährleistet wird.

In einer ähnlichen Tradition ist die jüngste Erklärung der Europäischen Union als ›LGBTIQ Freedom Zone‹ durch das Europaparlament zu sehen. Diese Reaktion auf die Einführung der sogenannten ›LGBT-ideologiefreien Zonen‹ in Polen und der zunehmenden Diskriminierung von queeren Personen durch die Regierung in Ungarn soll ein Zeichen für die Rechte von queeren Menschen in der EU setzen. Zweifelsohne muss politischen und rechtlichen Diskriminierungen eine klare Absage erteilt werden. Doch suggeriert die Deklaration der EU als ›LGBTIQ Freedom Zone‹ nicht nur die Rückständigkeit der beiden ostmitteleuropäischen Mitgliedsstaaten. Auch verwundert es, dass konservative Politiker:innen, wie beispielsweise Ursula von der Leyen als Präsidentin der Europäischen Kommission, plötzlich zum Sprachrohr von queeren Menschen werden, obwohl ihre Politik bislang kaum als progressiv in Hinblick auf Gleichstellung und Schutz von LGBTIQ:-Personen bezeichnet werden kann.

Gleichzeitig stellt sich unausweichlich die Frage, ob diese erneute Grenzziehung eine Verbesserung der realen Lebensumstände von queeren Personen in der Europäischen Union erwirkt. Wahrscheinlicher scheint das Szenario, dass jene Länder, die diesen Schritt der EU unterstützen, die Deklaration als Ausdruck ihrer LGBTIQ:-freundlichen Politik konstruieren, der von nach wie vor bestehenden Ungleichbehandlungen in Politik und Gesellschaft ablenkt. Demgegenüber argumentieren die rechtspopulistischen Regierungen in Polen und Ungarn, dass Gender eine aus dem Westen stammende Ideologie sei und die EU

als Zusammenschluss westlicher Länder nicht das Recht hätte in ihre nationalen Politiken einzugreifen (vgl. Rawłuszko 2019). Ein wirklicher Fortschritt ist sowohl in Ostmittel- als auch Westeuropa nicht zu erkennen. Eine öffentlichkeitswirksame Solidarisierung mit queerem Aktivismus in den betroffenen Ländern wäre sinnvoller, die Organisationen und Initiativen sichtbar macht, die Wahrnehmung des vermeintlich rückständigen Ostens in Westeuropa aufbricht und zeigen könnte, wie divers ostmitteleuropäische Gesellschaften sind.

6. »Our time which is not yours is not ours« – Schlussbetrachtung

Geschlechterforschung fragt nach den Mechanismen von Hierarchisierung, Differenzierung und Stereotypisierung in (heteronormativen) Gesellschaften und analysiert die Diskriminierung diverser geschlechtlicher Identitäten. Zentrales Element bildet die Kritik an bestehenden Machtverhältnissen, die zum Ausschluss bestimmter Erfahrungen aus dem öffentlichen Diskurs führen. Für die Analyse der Kategorie Geschlecht in seinen vielfältigen Dimensionen im spezifischen ostmitteleuropäischen Kontext ist die konsequente Ausweitung machtkritischer Perspektiven auf globale Machtasymmetrien notwendig. In Bezug auf polnische Feminismen müssen positive Effekte (Etablierung von Frauen- und Geschlechterstudien an Universitäten, Zunahme an wissenschaftlichen Arbeiten mit Geschlechterbezug) ebenso wie negative Folgen (Verleugnung der Existenz polnischer, bzw. ostmitteleuropäischer Feminismen, Selbstzweifel, fehlende internationale Anerkennung) Berücksichtigung erfahren. Zudem müssen in der internationalen Geschlechterforschung Sprachräume für Wissenschaftler:innen aus Ostmitteleuropa geöffnet werden. Die Entstehung und Artikulation eines universellen Geschlechterdiskurs, der Erfahrungen aus unterschiedlichen Kontexten gleichberechtigt einschließt, ist erst möglich, wenn lokale Narrative aus Ostmitteleuropa und anderen marginalisierten Regionen gleichberechtigt neben westlichen Entwicklungen stehen können und nicht nach ihnen bewertet werden. So plädieren Mizelińska und Kulpa für ein neues Verständnis von Zeitlichkeit in Geschlechterdiskursen. Ihre Feststellung »our time which is not yours is not ours« deutet auf die Notwendigkeit hin, dass die grundlegende anderes gelagerte Zeitlichkeit des Ostens anerkannt werden muss, in der Ereignisse anders als im Westen nicht in Sequenzen aufeinander folgen, sondern nach 1989 zeitgleich stattgefunden haben, dadurch aber nicht abgewertet werden dürfen (Mizelińska/Kulpa 2011, 16).

Für das Beispiel der polnischen Feminismen nach 1989 bedeutet dies, dass spezifische Voraussetzungen und regionale Erfahrungen erforscht werden müssen. Die Entwicklung polnischer Feminismen nach 1989 ist durch einen nicht linearen Verlauf, gesellschaftliche Umbrüche und politische Rückschläge gekennzeichnet. Der Demokratisierungsprozess Polens veränderte die Voraussetzungen für die fe-

ministische Bewegung grundlegend. Aus der kommunistischen Volksrepublik, in der unter anderem die offizielle Gleichstellung der Geschlechter und der erstarkende Nationalismus die polnische Frauenrechtsbewegung hemmten, wurde die demokratische Republik Polen, die durch konservative Tendenzen in Gesellschaft und Politik sowie der Rückkehr zu traditionellen und binären Geschlechterverständnissen geprägt ist. Der feministischen Resignation Mitte der 1990er Jahre folgte eine bis heute andauernde Zeit der Neukonstituierung durch Selbstreflexion auf drei Ebenen: Die feministische Vergangenheit der polnischen Gesellschaft wurde erforscht, wiederkehrende und die polnische Frauenrechtsbewegung schwächende kulturelle Motive wie der Mythos der *Matka Polka* analysiert sowie innerpolnische wie globale Dynamiken innerhalb der Geschlechterforschung kritisiert.

Diese Entwicklungen müssen Eingang in den internationalen Geschlechterdiskurs finden, um anschließend an die Eröffnung postkolonialer Perspektiven auf Geschlechterverhältnisse in Ostmitteleuropa einen kontextsensiblen Umgang mit Gender als vermeintlich universell gültiger Analysekategorie zu erwirken. Diskriminierende politische Entscheidungen oder die (Re-)Traditionalisierung von Geschlechterrollen müssen kritisiert werden, doch darf dies ausschließlich vor dem Hintergrund regionaler Spezifika erfolgen. Denn erst die Einbeziehung lokaler Erfahrungen ermöglicht Reflektionen von globalen Ambivalenzen und Kontinuitäten, die einen nachhaltigen Beitrag zu Gleichstellung und Anti-Diskriminierung leisten können.

Bibliografie

- Artwińska, Anna: »Doing Orient? (Selbst-)Orientalisierung und Ostmitteleuropa – am Beispiel von Jáchym Topols *Supermarket sovětských hrdinů*«, in: Stephanie Bremerich/Dieter Burdorf/Abdalla Eldimagh (Hg.): *Orientalismus heute. Perspektiven arabisch-deutscher Literatur- und Kulturwissenschaft*, Berlin: De Gruyter Verlag 2021, 165-180.
- Borodziej, Włodzimierz: *Geschichte Polens im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck Verlag 2012.
- Chowaniec, Urszula/Phillips, Ursula (Hg.): *Womens Voices and Feminism in Polish Cultural Memory*, Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2012.
- Chowaniec, Urszula: »Listening to Women's Voices: Historical Overview of Women's Right to Write in Poland«, in: Urszula Chowaniec/Ursula Phillips (Hg.): *Womens Voices and Feminism in Polish Cultural Memory*, Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2012, 26-46.
- Clarke, Cheryl L.: »Lesbianism: An Act of Resistance«, in: Cherríe Moraga/Gloria Anzaldúa (Hg.): *This Bridge Called My Back – Writings by Radical Women of Color*, Watertown: Persephone Press 1981.

- Crenshaw, Kimberlé Williams: »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: *University of Chicago Legal Forum* 1 (1989), 139-167.
- Davis, Angela: *Women, Race & Class*, New York: Vintage Books 1983.
- de Haan, Francisca: »Continuing Cold War Paradigms in Western Historiography of Transnational Women's Organisations: the Case of the Women's International Democratic Federation«, in: *Women's History Review* 19 (2010), 547-573.
- Federacja na rzecz Kobiet i Planowania Rodziny: 20 lat tzw. ustawy antyaborcyjnej w Polsce, Raport 2013, siehe https://federa.org.pl/wp-content/uploads/2017/07/raport_federacja_2013.pdf
- Fidelis, Małgorzata: *Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland*, Cambridge/New York: Cambridge University Press 2013.
- Graff, Agnieszka: »Lost between the Waves? The Paradoxes of Feminist Chronology and Activism in Contemporary Poland«, in: *Journal of International Women's Studies* 4 (2003), 100-116.
- Gupta, Jyotsna Agnihotri: »Towards Transnational Feminisms«, in: *European Journal of Women's Studies* 13 (2006), 23-38.
- Hornscheidt, Lann: »Postkoloniale Gender-Forschung. Ansätze feministischer postkolonialer Studien«, in: Julia Reuter/Alexandra Karentzos (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*, Wiesbaden: Springer VS 2012, 215-228.
- Keinz, Annika: *Polens Andere. Verhandlungen von Geschlecht und Sexualität in Polen nach 1989*, Bielefeld: transcript Verlag 2008.
- Kraft, Claudia: »Phantomgrenzen und Zeitschichten im Postsozialismus. Ist der Postsozialismus postkolonial?«, in: Béatrice von Hirschhausen/Hannes Grandits/Claudia Kraft (Hg.): *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*, Göttingen: Wallstein 2015.
- Kraskowska, Ewa: »Feminism Polish Style: Our Tradition or a Borrowed one?«, in: Urszula Chowaniec/Ursula Phillips (Hg.): *Womens Voices and Feminism in Polish Cultural Memory*, Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2012, 67-75.
- Marsh, Rosalind: »Polish Feminism in East-West-Context«, in: Urszula Chowaniec/Ursula Phillips (Hg.): *Womens Voices and Feminism in Polish Cultural Memory*, Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2012, 47-66.
- Mendoza, Breny: »Transnational feminisms in question«, in: *Feminist Theory* 3 (2012), 295-314.
- Mizielińska, Joanna/Kulpa, Robert: »»Contemporary Peripheries: Queer Studies, Circulation of Knowledge and East/West Divide«, in: dies. (Hg.): *De-Centring Western Sexualities: Central and Eastern European Perspectives*, London: Routledge 2011, 11-26.
- Mohanty, Chandra Talpade: »Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses«, in: *Boundary* 12 (1987), 333-358.

- Pucherova, Dobrota/Gafrik, Robert (Hg.): *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Culture*, Leiden: Brill 2015.
- Pawlusko, Marta: »And If the Opponents of Gender Ideology Are Right? Gender Politics, Europeanization, and the Democratic Deficit«, in: *Politics & Gender* 17 (2019), 301-323.
- Said, Edward W.: *Orientalism. Western Concepts of the Orient*, London: Penguin Books 1995.
- Seiler, Nina: *Privatisierte Weiblichkeit Genealogien und Einbettungsstrategien feministischer Kritik im postsozialistischen Polen*, Bielefeld: transcript Verlag 2018.
- Smith, Barbara (Hg.): *Home Girls: A Black Feminist Anthology*, New York: Kitchen Table: Women of Color Press, 1983.
- Smola, Klavdia/Uffelman, Dirk (Hg.): *Postcolonial Slavic Literatures After Communism*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 2017.
- Walczevska, Sławomira: *Damen, Ritter und Feministinnen. Zum Frauenrechtsdiskurs in Polen*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015.
- Wallerstein, Immanuel/Hopkins, Terence K.: *World-systems analysis: Theory and methodology*, Beverly Hills: Sage 1982.
- Wallerstein, Immanuel: »Semi-Peripheral Countries and the Contemporary World Crisis«, in: *Theory and Society* 3 (1976), 461-483.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina: *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld: transcript Verlag 2010.
- Zimmermann, Susann: »The Institutionalization of Women's and Gender Studies in Higher Education in Central and Eastern Europe and the Former Soviet Union: Asymmetric Politics and the Regional-Transnational Configuration«, in: *East central Europe. L'Europe du centre-est* 34 (2007), 131-160.

A wie Abtreibung

Literarische Diskurse nach 1989/1991 im polnisch-russischen Vergleich

Anna Artwińska

1. Wende und (Frauen-)literatur

Die Frage, ob die politische Wende 1989/1991¹ auch im Literaturbereich eine ›Wende‹ initiierte, wurde im Hinblick auf die slawischen Literaturen schon mehrmals diskutiert. Trotz der Skepsis gegenüber der Gleichsetzung politischer und literarischer Dynamiken lässt sich nicht abstreiten, dass der Zerfall des Kommunismus und der Übergang von Plan- zur Marktwirtschaft in Ost- und Ostmitteleuropa nicht ohne Einfluss auf die literarische Produktion geblieben ist. Auch wenn viele ästhetische Umbrüche bereits vor 1989/1991 vollzogen wurden und somit der politischen Wende voraus waren, kann man im Kontext der Transformationszeit dennoch von einem Paradigmenwechsel sprechen.² Mit der neuen politischen Situation und der Aufhebung der Zensur eröffneten sich für die Literatur und Kultur neue Handlungsspielräume, angefangen bei der Revidierung der bisherigen Künstlerkonzepte über die Rehabilitierung der Popkultur bis hin zur Entstehung neuer

1 Während in Polen das Jahr 1989 als das ›Wende-Jahr‹ gilt – 1989 hat sich die erste nicht-kommunistische Regierung unter der Führung von Tadeusz Mazowiecki etabliert – beendet erst das Jahr 1991 den durch die Perestrojka initiierten Prozess des Zerfalls der Sowjetunion. Die Auflösung der Sowjetunion und die Entstehung der Nachfolgestaaten wurden am 21. Dezember 1991 in der Erklärung von Alma-Ata festgeschrieben.

2 Christine Engel weist darauf hin, dass ab 1990 »der gesamte Literaturbetrieb wesentlich stärker institutionellen und finanziellen Transformation ausgesetzt war, als dies in den Jahren der Perestrojka beabsichtigt oder abzusehen war« (Engel 2011, 397). Nach Engel hat sich zudem die russische Literatur nach 1990 von ihren politischen Verpflichtungen befreit und war keine direkte Projektionsfläche mehr für Religion, Philosophie und Soziologie (ebd., 398). Przemysław Czapliński stellt im Hinblick auf die Situation in Polen fest, dass zwar die Erwartung, dass einer Wende in der Politik eine literarisch-kulturelle folgen muss, Beispiel für ein »mechanisches Denken« ist, dennoch davon ausgegangen wird, dass Literatur als solche die Kraft besitzt, über eine neue Situation zu reflektieren und Hinweise darauf zu geben, wie über diese gesprochen werden kann. (Czapliński/Śliwiński 2002, 210)

medialer Formate, Poetiken und Schreibweisen. In vielerlei Hinsicht erfolgte der Paradigmenwechsel im Zeichen der Postmoderne: Dieses Konzept wurde zwar sowohl in der polnischen als auch in der russischen Literatur bereits vor der ›Wende‹ rezipiert, seine Wirkmacht hat sich jedoch in den 1990er Jahren intensiviert, sodass viele Zweige der postsozialistischen Literaturen durch postmoderne Verfahren wie Ironie, Sprachexperimente, Zitate, Collage, Inter- und Metatextualität oder *ready-mades* dominiert wurden. Das subversive Potenzial der postmodernen Literatur richtete sich dabei gegen »große Erzählungen« (Jean-François Lyotard) sowie gegen den durch die Moderne tradierten Realitätsbegriff.³

Ein Feld, in dem die politische Wende 1989/1991 als Zäsur besonders gut sichtbar war, ist zweifelsohne die Literatur von Frauen. »Frauenprosa ist in vielen osteuropäischen Literaturen nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus zu einer wichtigen, wenn nicht dominanten literarischen Erscheinung geworden«, stellt zu Recht der Slawist und Literaturwissenschaftler German Ritz fest (Ritz 1996, 268). In der Wendezeit fand nicht nur eine intensive Rezeption des westlichen Feminismus in Ost- und Ostmitteleuropa statt, sondern auch – durch das Aufkommen einer neuen Welle von schreibenden Frauen – die Erweiterung des im Sozialismus eher männlich konnotierten Autorbegriffs.⁴ Zwar behandelten nicht alle nach 1989/1991 publizierten Autorinnen automatisch Themen, die man als feministisch bezeichnen würde, und sie bedienten sich nicht immer der Konventionen des »weiblichen Schreibens«⁵, dennoch war ihre Rolle beim Hinterfragen der bisherigen literarischen Ordnung und ihr »andere[r] Blick auf die Gesellschaft« (Ebert 2004, 114) nicht zu übersehen. Viele der damals veröffentlichten Texte gehören heute zum Kanon. Es waren Manuela Gretkowska, Izabela Filipiak, Olga Tokarczuk, Natasza Goerke, Zyta Rudzka – um bei den bekanntesten Namen zu bleiben – die die polnische literarische Szene durch neue Schreibweisen bereicherten. Fast alle gehören zu der gleichen Generation, die zwischen 1960 (Goerke) und 1964 (Gretkowska) geboren wurde und nach der Wende debütierte. In Russland hingegen war die literarische ›Wende‹ durch (teilweise) erfahrene Schriftstellerinnen älterer Generation definiert, wie Tatjana Tolstaja (Jahrgang 1951), Valeria Narbikova (Jahrgang 1958), Ljudmila Petruschewskaja (Jahrgang 1938) oder Ljudmila Ulitzkaja (Jahrgang 1943).

Trotz aller Unterschiede zwischen der Situation in Russland und Polen war die Atmosphäre rund um die neue Literatur von Frauen in beiden Ländern ähnlich:

-
- 3 Es würde den Rahmen sprengen, die Komplexität der jeweiligen Postmoderne in Polen und in Russland hier differenziert zu diskutieren. Siehe dazu Eshelman 1997; Nycz 1998.
 - 4 Das Novum der postsozialistischen Situation bestand nicht nur darin, dass viele Bücher von Autorinnen verfasst wurden, sondern dass das Geschlecht als Beschreibungs- und Analysekategorie ins Zentrum der Debatten rückte.
 - 5 Zum Konzept des weiblichen Schreibens (*écriture féminine*) siehe Cixous 2013 und Dahlke 2008.

Es dominierte die Rhetorik des Skandals. Die Kritik wusste sehr schnell den Sinn einer ›weiblichen‹ Literatur zu hinterfragen und die Autorinnen ins Lächerliche zu ziehen,⁶ indem sie ihr Schreiben in Opposition zu der ›richtigen‹, d.h. durch die Tradition legitimierte Literatur von Männern stellte. Eine andere Strategie bestand darin, die Lyrik und Autobiografie als Domäne von Frauen zu erklären, als ob, um mit Rosalind Marsh zu sprechen, »there has been general agreement that there have been no outstanding Russian women novelist« (Marsh 1996, 11). Das Bewusstsein von einer weiblichen Erzähltradition wurde auch in Polen gern ignoriert, und dass obwohl

»[...] Schriftstellerinnen eine wichtige Rolle im ganzen langen ›Jahrhundert des Romans‹ gespielt haben: Es war eine Art Moderne der Frauen, die 1846 mit dem Erscheinen von Narcyza Żmichowskas Romans *Poganka* (*Die Heidin*) begann und 1954 mit dem Tod Zofia Nałkowskas endete, mit einem Höhepunkt der weiblichen Erzählprosa in der Periode der Zwischenkriegszeit [...]. In den Jahren der Volksrepublik Polen ging diese Tradition zu Ende.« (Magnone 2016, 369)⁷

Während im postsozialistischen Polen der Begriff der Frauenliteratur (*literatura kobieca* bzw. *literatura feministyczna*) trotz der abwertenden Haltung mancher Kritiker immer mehr an Bedeutung gewann – was sicher mit der Etablierung der feministischen Kritik an den Universitäten einherging – war in der russischen Kultur dieser Begriff (*żeńskaja proza*) noch lange »gemeinhin mit Körperlichkeit und ›viel

6 Diese Attacken kamen übrigens auch von Frauen, was die postsozialistische Situation besonders interessant macht. Christa Ebert weist darauf hin, dass gerade in Russland sehr häufig kein Zusammenhang zwischen Feminismus und Frauenliteratur besteht: »Gerade die bekannten Autorinnen geben sich in ihren persönlichen Statements häufig betont antifeministisch« (Ebert 2004, 114). Trotz dieser Haltung gelingt es ihnen, in ihren Texten Gender-Stereotype zu brechen und interessante Einblicke in Frauenschicksale zu liefern. Vgl. Marsh 1996, 16–17.

7 Die Gründe für diesen Bruch werden meistens durch die kommunistische Gleichberechtigung, die die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nivellieren wollte, erklärt. Des Weiteren wird darauf hingewiesen, dass die Propaganda des kommunistischen Staates keinen Platz für ›weibliche‹ Themen übrig hatte (vgl. unter anderem Iwaszów 2002, 32). Diese Argumente sind schlüssig, dennoch habe ich den Eindruck, dass sie primär durch eine antikommunistische Haltung motiviert sind. In der Volksrepublik Polen gab es zweifelsohne weniger schreibende Frauen – umso sichtbarer wurden sie nach der Wende – und sie haben sich tatsächlich nicht immer in der Tradition, die »von Żmichowska zu Nałkowska« verläuft, gesehen. Dennoch gehört auch diese Literatur (zum Beispiel die Memoiren von Kommunistinnen) zu dem Strang der Frauenliteratur. Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, dass nicht die kommunistische Propaganda, sondern die neoliberale Kritik nach 1989 das Debüt von Frauen sehr abwertend kommentiert hat. Im polnischen Kontext ist der Begriff »Menstruationsliteratur«, der wahrscheinlich von Jan Błoński als Beschreibungskategorie der neuen Frauenliteratur stammte, das selbsterklärende Beispiel für die damalige Semantik.

zu viel Gefühl« assoziiert» (Engel 2009, 6).⁸ Dies war mit ein Grund, warum sich die russischen Schriftstellerinnen weniger als die polnischen der feministischen Bewegung zugehörig fühlten.⁹ Anders als im Fall der polnischen Frauenliteratur wurden ihre Texte aber nicht per se in Opposition zu den sozialistischen Erzählmodellen gesehen: Wie Christa Ebert gezeigt hat, haben viele von ihnen bewusst an die sogenannte »lebensnahe Literatur« (*bytovaja prosa*), die sich nach dem Tauwetter etablierte und die Alltagswelt in den Vordergrund der Erzählung rückte, angeknüpft (Ebert 2004, 113-115). Der weibliche Alltag nahm in dieser Literatur einen wichtigen Platz ein: Es ging um solche Themen wie die Doppelbelastung von Beruf und Familie, Probleme mit den Wohnungen oder private Lebenskrisen. Die Geschlechterverhältnisse *sensu stricto* wurden dabei nicht thematisiert – es ging nicht darum, dass »eine Männergesellschaft die Frauen unterdrückt, sondern dass ein patriarchal geprägtes, machtbewusstes Denken alle Lebensbereiche auf eine totalisierende Art und Weise durchdringt« (Engel 2009, 8). Der weibliche Blick auf den Alltag macht diese Texte spannend und erlaubt, sie durch das Prisma der Geschlechterforschung zu interpretieren.

1.1 Feministisch-kritische Funktion der Literatur von Frauen

Im Folgenden möchte ich zwei Fallbeispiele für postsozialistische Literatur von Frauen aus Polen und Russland diskutieren. Obwohl weder das eine noch das andere Werk direkt in der Wendezeit entstanden ist, tragen beide der Umbruchsituation Rechnung und sind in ihrem Kontext zu verorten.¹⁰ Zum einen handelt es sich um die Kurzprosa *Ślad po mamie* (2002/2006, Spur einer Mutter)¹¹ der polnischen Autorin Marta Dzido, die am Beispiel der jungen Protagonistin Anna die Probleme von Frauen im postsozialistischen Polen darstellt. Zum anderen geht es um die Familiensaga *Kazus Kukockogo* (2000, Reise in den siebenten Himmel, 2001) der russischen Autorin Ljudmila Ulitzkaja, in der anhand der Familiengeschichte des Arztes

8 Eine wichtige Plattform für die feministischen Diskurse in Russland war die Zeitschrift *Preobrażenie* (Die Verwandlung). Vgl. Ebert 2004, 207-227.

9 Ähnlich sah die Situation in Ostdeutschland aus. Wie Ilse Nagelschmidt herausgearbeitet hat, nahm die Frauenbewegung der DDR eigentlich ihren Anfang in literarischen Texten – und dennoch findet sich der Begriff der Frauenliteratur kaum als ein eigenes Genre. Vgl. den Beitrag von Ilse Nagelschmidt in diesem Band.

10 Im Jahr 2008 schrieb die Literaturkritikerin Kazimiera Szczuka über die Situation in Polen: »Der wahre Umbruch in der Frauenliteratur, dessen Vorboten sich Anfang der neunziger Jahre zeigten, ist erst heute erfolgt. Die jüngsten Bücher einiger Schriftstellerinnen sind ein Beleg dafür« (Szczuka 2009). Der Text ist 2009 auf Deutsch erschienen.

11 Das Buch wurde zuerst im Jahr 2002 in der Anthologie *Proza życia* (Lebensprosa) veröffentlicht, die ausgezeichnete Texte aus einem literarischen Wettbewerb versammelt. Eine separate Ausgabe erschien 2006, versehen mit dem Vorwort *Dziewczynka* (Das Mädchen).

Paweł Alexejewitsch Kukotzki die Geschichte der Sowjetunion im 20. Jahrhundert retrospektivisch erzählt wird. Diese beiden grundsätzlich sehr unterschiedlichen und somit nur bedingt vergleichbaren Texte haben eine Gemeinsamkeit: Beide widmen sich dem Problem des Schwangerschaftsabbruchs, diskutiert im Kontext einer Familiengeschichte. Während sich aber Ulitzkaja dem Thema historisch annähert und ihre Kritik an dem sowjetischen, restriktiven Abtreibungsgesetz mit der Kritik des Stalinismus verbindet, versteht sich der Text von Dzido als das autofiktionale Coming-out einer jungen Frau, die selbst kurz zuvor eine Abtreibung hatte. Beide Autorinnen sehen in dem Recht auf Abtreibung ein menschliches Grundrecht, beleuchten aber auch die möglichen traumatischen Seiten einer vorzeitig beendeten Schwangerschaft. So lassen sich ihre Positionen nicht gänzlich der Pro-Choice-Bewegung zuordnen.

In beiden Texten wird die Nachwende-Perspektive sichtbar. Der Erzähler in *Kazus Kukockogo* blickt auf die Entwicklungen der Sowjetunion als eine abgeschlossene Geschichte zurück – der Zeitrahmen des Romans erstreckt sich vom Zweiten Weltkrieg bis zur Perestrojka. Dzido hingegen konzentriert sich auf Vergleiche zwischen der Zeit vor und nach 1989. Im Fall der Familiensaga *Kazus Kukockogo* findet dank dieser Perspektive eine kritische Abrechnung mit der sozialistischen Vergangenheit, auch im Hinblick auf die geschlechtsbedingten Machtverhältnisse, statt. Ulitzkajas Buch bestätigt die These, dass »der Zusammenhang von Totalitarismus und Patriarchat eine der wichtigsten Säulen des postsowjetischen feministischen Diskurses« (Ebert 2004, 116) war – auch im Medium der fiktionalen Literatur. Darüber hinaus erweitert Ulitzkaja die Gattungsgrenze, indem sie das realistische Erzählen durch phantastische Elemente ergänzt und den weiblichen Figuren die zentrale Rolle in der erzählten Familiengeschichte zuschreibt. *Ślad po mamie* führt hingegen direkt in eine postsozialistische Lebensgeschichte ein und setzt bewusst auf Provokation und Tabubruch: Das Buch bleibt in Polen bis heute die einzige literarische Erzählung, in der »die Erfahrung der Abtreibung in der aktuellen Situation angesiedelt ist und in einem quasi-autobiografischen Modus wiedergegeben wird«¹² (Nowacki 2017, 92). Die Vergangenheit ist bei Dzido nur insofern wichtig, als sie das eigene »Hier und Jetzt« zu verstehen vermag.

2. »Das Mädchen weiß, dass in dieser Diskussion keiner ›ich‹ und ›ich habe abgetrieben‹ sagt.« – Marta Dzidos literarisches Coming-out

Die polnische Literatur nach 1989 – so das Selbstverständnis der Forschung – hat mit der Tradition des emanzipatorischen Schreibens, das sich in der Zwischen-

12 Wenn nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen von mir.

kriegszeit 1918-1939 etablierte und in dem das Recht auf Abtreibung eine zentrale Thematik war, demonstrativ gebrochen (vgl. Szczuka 2004; Mrozik 2012; Nowacki 2016). Überblickt man die literarischen Texte, die nach 1989 erschienen sind, so fällt durchaus auf, dass das Thema der Abtreibung hier kaum Eingang gefunden hat, und dies obwohl im Jahr 1993 in Polen das restriktive Abtreibungsgesetz, das einen Schwangerschaftsabbruch nur in Ausnahmesituationen zulässt, verabschiedet wurde.¹³ Während sich die Literatur früher konsequent für das Recht der Frau auf Selbstbestimmung einsetzte – und dies manifestierte sich nicht nur in der Ideologie, sondern auch auf der Handlungsebene und durch bestimmte Figurenkonstellationen – wurde das Thema in der Nachwendeliteratur marginalisiert bzw. nicht behandelt.¹⁴ Marta Dzidos *Ślad po mamie* ist einer der wenigen literarischen Texte, die sich überhaupt mit Abtreibung auseinandersetzen.¹⁵ Es ist kein Text, der das Gesetz von 1993 direkt kritisiert: Nicht die Gefahr eines absoluten Abtreibungsverbots steht hier im Vordergrund, sondern die Problematik des Schwangerschaftsabbruchs als einer weiblichen Erfahrung. Man kann ihn deswegen nicht als eine Fortsetzung der früheren aktivistischen Tradition sehen: Dzidos Coming-out zeigt paradigmatisch, dass man 2002 nicht daran geglaubt hat, das an sich restriktive Gesetz könnte noch verschärft werden, man ging davon aus, in der postsozialistischen Gesellschaft herrsche ein Konsens darüber, dass eine Frau, die abtreiben möchte, dies in Polen auch ohne größere Schwierigkeiten tun könne.

13 In der Volksrepublik Polen war der Schwangerschaftsabbruch seit 1956 erlaubt und wurde kostenlos in Kliniken vorgenommen. Die liberale Gesetzeslage führte dazu, dass das kommunistische Polen das »Abtreibungsland« für viele Frauen aus der DDR wurde, wo die Abtreibungen erst 1972 legalisiert wurden. Ein literarisches Zeugnis darüber findet sich unter anderem in den autobiografischen Texten von Christa Wolf. Unter dem Datum vom 18.09.1969 berichtet Wolf in ihrem Tagebuch von einer Sekretärin, die von Brigitte Reimanns Mann (im Text »Brigitte R.«) geschwängert wurde, und ergänzt, dass dieser versprochen hatte, die Frau »zu einer Abtreibung nach Polen zu fahren« (Reimann/Wolf 2016, 101). Nach 1989 begann die polnische katholische Kirche zusammen mit konservativen politischen Gruppen ein Projekt eines absoluten Verbots von Schwangerschaftsabbrüchen zu lancieren, das teilweise auch durch die Mitglieder der Solidarność-Bewegung unterstützt wurde. Dieses Projekt scheiterte: Das Gesetz, das schließlich 1993 in Kraft trat, verstand sich als eine Art »Kompromiss« und erlaubte eine Abtreibung im Falle einer Schädigung des Fötus, bei Gefährdung von Leben oder Gesundheit der angehenden Mutter sowie bei einer Schwangerschaft, infolge einer Vergewaltigung.

14 Insbesondere in der Zwischenkriegszeit, in der viele polnischen Autorinnen und Autoren für das Ende der sogenannten »Hölle der Frauen« (*piekto kobiet*) kämpften und die Aufhebung des damals geltenden Abtreibungsverbots forderten. Den Begriff *piekto kobiet* prägte der Autor, Übersetzer, Publizist und Arzt Tadeusz Boy-Żeleński, eine der wichtigsten Akteure der damaligen Kampagne gegen die Kriminalisierung der Abtreibung. Zusammen mit Irena Krzywicka eröffnete er 1931 in Warschau eine Beratungsstelle für »bewusste Mutterschaft«.

15 Für eine komparatistische Besprechung aller literarischen Texte nach 1989, die sich mit dem Abtreibungsthema auseinandersetzen, vgl. Mrozik 2012, 144-160.

Die Protagonistin in *Ślad po mamie* ist eine Schülerin namens Anna, die kurz vor dem Abitur ungewollt schwanger wird. »Ich spürte, dass in meinem Bauch eine neue Erzählung begann. Irgendein Anfang, den ich überhaupt nicht wollte. Ein kleiner Mensch, der mich von innen heraus auffraß, und den ich hasste« (Dzido 2006, 21). Da auch ihr Partner Grzesiek sich gegen das Austragen der Schwangerschaft ausspricht, entscheidet sie sich für einen Abbruch. Aufgrund des Gesetzes von 1993 ist eine Abtreibung nur in einer privaten Klinik gegen hohe Bezahlung möglich. Die Mittel organisiert Grzesiek, zur Behandlung fährt Anna jedoch allein: Die Schwangerschaft ist im Text als »ihr« Problem dargestellt, wogegen sie allein etwas unternehmen muss. Obwohl sie selbst die Schwangerschaft beenden möchte, hofft sie doch insgeheim darauf, von dieser Entscheidung durch ihren Partner abgehalten zu werden. Da dies nicht passiert, empfindet sie nach dem Abbruch neben der Erleichterung auch negative Emotionen wie Trauer und Wut. Dzidos Buch bestätigt somit die These, dass »in den Diskursen zur Abtreibung [...] auch die Ordnung der Geschlechter produziert und reproduziert [wird]« (Hahn 2015, 55). Es geht hier einerseits um eine schematische Aufteilung in Opfer (Frauen) und Täter (Männer), andererseits um die »Vorstellungen von Frauen als emotionaleres, sensibleres Geschlecht [...], dass seine fürsorglichen Eigenschaften nach einer Abtreibung nicht ausleben kann« (ebd.). Anna erzählt aus der Perspektive einer Frau, die vor eine große Herausforderung gestellt wurde, vor der sie kapitulieren musste. Sie bleibt zwar weiterhin auf der Seite der Emanzipation – was unter anderem durch die Erzählung über ihre frühere homosexuelle Affäre mit ihrer Freundin Milena hervorgehoben wird – gerät aber in die kulturell hergestellte Falle des Mutterschaftsmythos.¹⁶ Marta Dzido reflektiert die Spaltung ihrer Ich-Erzählerin in puncto Abtreibung metapoetisch: In dem Vorwort zu dem Buch, dass dessen Entstehungsgeschichte darstellt und die Möglichkeiten einer autobiografischen Lektüre auslotet – hier spricht die Autorin über sich selbst in der dritten Person und bezeichnet sich als »das Mädchen« (*dziewczynka*) – ist zu lesen:

»Als alles vorbei ist, ist das Mädchen erleichtert, aber sie schämt sich für diese Erleichterung, sie weiß nicht, wie und mit wem sie darüber sprechen soll. Sie weiß nicht, wie sie das, was sie gemacht hat, nennen soll. Sie schweigt so lange darüber, dass sie es schließlich nicht mehr aushält und ein Buch schreibt. [...] Sie geht mit dem Buch zum Verlag, aber die Chefin [...] sagt ihr, dass das so nicht geht. Dass man sich, wenn man ein Buch über Abtreibung schreibt, entscheiden muss, ob man dafür oder dagegen ist, und das dann im Buch klar und deutlich sagt, und zwar so, dass der Leser keine Zweifel hat.« (Dzido 2006, 9)

Wenn Anna der beendeten Schwangerschaft nachtrauert, so tut sie das nicht, um die Argumentation der sogenannten »Verteidiger des Lebens und der Un-

16 Zum polnischen »Kulturmuster Weiblichkeit«: siehe Walczewska 2015, 9.

geborenen¹⁷ zu unterstützen. Sie übernimmt zwar teilweise die Semantik des postsozialistischen Anti-Abtreibungsdiskurses, in dem, wie Agnieszka Graff herausgearbeitet hat, solche Wörter wie »Fötus« und »Schwangerschaft« durch »ungeborene Kinder« und »Schutz des ungeborenen Lebens« ersetzt wurden und eine schwangere Frau als »Mutter« bezeichnet wird (Graff 2001, 112), möchte aber die Abtreibung als solche nicht dämonisieren oder gar verbieten. In *Ślad po mamie* geht es somit nicht um eine pauschale Gleichsetzung eines Fötus mit einem Menschen, sondern um die Tatsache, dass »ungewollte Schwangerschaft und die Entscheidung für oder gegen ihr Austragen immer auch eine ganz individuelle Herausforderung [sind]. Es ist die sehr unmittelbare, ja leibliche Erfahrung einer Option, zu der eine Frau sich verhalten muss« (Busch 2015, 34). Diese »leibliche Erfahrung einer ungewollten Schwangerschaft« wird als eine der vielen Erfahrungen, der Frauen aufgrund ihrer Biologie ausgesetzt sein können, dargestellt: Annas Geschichte wird durch eine Erzählung über die Vergewaltigung ihrer Freundin begleitet. In beiden Fällen geht es um die Gewalt, die dem weiblichen Körper zugefügt wird und für die die Kultur keine passenden Beschreibungskategorien besitzt.

Die Handlung in *Ślad po mamie* spielt im Nachwende-Polen. Schwangerschaftsabbrüche aus sozialen Gründen sind offiziell verboten; Anna weiß, dass man die Abreibung selbst im Untergrund organisieren muss – vorausgesetzt man hat dafür das nötige Geld und die Kontakte. »Eine Privatklinik in Mokotów. Ein sauberer Behandlungsraum, moderne Geräte. Ein Gynäkologe, eine Hebamme und ein Anästhesist. Sie machten einen Ultraschall und sagten mir, dass ich in der fünften Woche bin« (Dzido 2006, 38). Sie weiß auch, dass es in der Wirklichkeit, in der sie lebt, sehr auf den Erfolg ankommt und dass eine Schwangerschaft diesen möglicherweise ruinieren würde. Die ironische Haltung gegenüber dem Wertesystem des Kapitalismus – die Koordinaten der neuen Wirklichkeit sind im Roman Fernreisen, Drogen, die man an jeder Ecke besorgen kann und das Kaufhaus *Galeria Centrum*, wo man kostenlose Proben für Pflegeprodukte bekommt – führt nicht zur Kritik an diesem vermeintlichen Wertesystem. Die Welt nach 1989 scheint für Dzidos Protagonistin auf jeden Fall eine bessere zu sein als die davor. Diese Perspektive wird zusätzlich dadurch verstärkt, dass der Schwangerschaftsabbruch der jungen Frau auf der Kontrastfolie des nicht vorgenommenen Schwangerschaftsabbruchs ihrer Mutter erzählt wird. Ähnlich wie Anna wurde nämlich auch ihre Mutter als junge Frau ungeplant schwanger, hat sich aber für das Austragen und die Geburt

17 Dieser Vorwurf wurde häufig in der Forschung formuliert. Die Tatsache, dass die Protagonistin nach der Abtreibung Leid empfindet und den Fötus manchmal als »Kind« bezeichnet, wird als eine (un)bewusste Unterstützung der Pro-Life-Bewegung interpretiert. Siehe Nowacki 2016, 92. Für Ewelina Wejbert-Wąsiewicz ist *Ślad po mamie* deswegen kein Beispiel für feministische Literatur. Wejbert-Wąsiewicz 2007, 80. (Vgl. auch dies. 2012)

des Kindes, nämlich Anna, entschieden. Indem die Tochter den Lebensweg ihrer Mutter und ihre Schwangerschaftsgeschichte nachzeichnet, kritisiert sie gleichzeitig auch die »hoffnungslosen« achtziger Jahre – eine Zeit, in der man in den Geschäften lediglich Essig kaufen konnte und in der die Gesellschaft so prüde war, dass die Schwangerschaft einer Minderjährigen als Schande angesehen wurde und als Grund für einen Verweis von der Schule ausreichte.¹⁸ Der Gedanke, dass vielleicht die Wirklichkeit früher komplexer war und es sich lohnen würde, sich mit der jüngsten polnischen Vergangenheit – auch in puncto Frauenrechte – genauer auseinanderzusetzen, bleibt eine Leerstelle des Romans.¹⁹ Anna fühlt sich in der postsozialistischen Wirklichkeit überfordert, kann aber der Zeit vor der Wende, die sie aus ihrer Kindheit und Familienerzählungen kennt, nichts abgewinnen. Vielleicht hätte sie anders über die Vergangenheit geschrieben, hätte sie die Mittel für den Schwangerschaftsabbruch in einer privaten Klinik nicht aufbringen können. Die kritische Haltung gegenüber der Volksrepublik Polen steht, so meine ich, mit der Nachwende-Perspektive des Romans in einem engen Zusammenhang. Dzidos Protagonistin äußert sich ironisch über das sozialistische Abtreibungsrecht, das dazu führen sollte, dass in Polen nach 1956 Abtreibungen *en masse* durchgeführt wurden. »In der Jugend meiner Mutter war die Abtreibung das einzige leicht zugängliche Verhütungsmittel. Die Mutter einer meiner Schulfreundinnen hatte sogar fünf *skrobanki*²⁰« (Dzido 2006, 49). Anhand solcher Aussagen wird deutlich, dass Anna (und mit ihr eine ganze *peer group*) keine Vorstellung von einem Leben ohne reproduktive Wahlmöglichkeiten hat – denn das restriktive Gesetz von 1993 betraf sie nicht direkt. Sie reflektiert auch nicht darüber, dass in den meisten sozialistischen Ländern die Lockerung des Abtreibungsgesetzes deswegen erfolgte, weil die illegalen Abtreibungen bei den Frauen schreckliche psychische und gesundheitliche Schäden verursachten. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass die pronatale Politik nur in Ceaușescu-Rumänien bis 1989 galt.²¹ Die Nobelpreisträgerin Herta Müller erinnert sich an die Restriktionen in Rumänien wie folgt:

»Ich arbeitete in einem Maschinenbaubetrieb. [...] Die Bürokollegin hatte Glück. Die Abtreibung verlief ohne Komplikationen. Als sie nach einem halben Jahr wie-

18 Wie Eliza Szybowicz anhand der Jugendliteratur aus der Volksrepublik Polen gezeigt hat, hat man eine Schwangerschaft junger Frauen in dieser Zeit als »Schande« betrachtet. Nach der Wende war hingegen in solchen Fällen von einem »Segen« die Rede. Vgl. Szybowicz 2016.

19 Vergleiche den Beitrag von Agnieszka Mrozik in diesem Band.

20 »Skrobanka« ist im Polnischen die negative Bezeichnung für eine Abtreibung. Das Verb *skrobać* bedeutet im Polnischen abkratzen, schälen, abschuppen.

21 Das 1966 durch den rumänische Staatschef Nicolae Ceaușescu verabschiedete »Dekret 770« verbot Abtreibungen und stellte Frauen, die abgetrieben haben, unter harte Bestrafung. Durch dieses Dekret wollte Ceaușescu die Geburtszahlen erhöhen und eine neue, kommunistische Generation von Menschen entstehen lassen. Siehe Kligman 1998.

der schwanger war, nahm sie mit dem Plastikschauch einer Rundstricknadel die Abtreibung selber an sich vor. Diesen Schlauch führte sie ein Jahr später auch mir auf der Toilette des Betriebs in die Gebärmutter ein. Ich trug den Schlauch drei Tage und drei Nächte. Sein freies Ende war am Schenkel festgeklebt. Ich musste in dieser Zeit in Rücken gehen, damit die Luftzufuhr in die Gebärmutter gesichert war. Bei einer zweiten Abtreibung tat ich das alles allein. Die Bürokollegin borgte mir nur ihren Plastikschauch dafür. Ich saß hinter der verschlossenen Wohnungstür im Bad über dem Spiegel, den ich auf den Boden gelegt hatte. Ich führte mir den Schlauch in die Gebärmutter ein.« (Müller 2015, 140-141)

Die Protagonistin Anna fällt bei den Abiturprüfungen im Fach Geschichte durch. Aber auch wenn sie die Prüfungen bestanden hätte, hätte sie wahrscheinlich das Wissen über das dunkle Kapitel der Frauengeschichte im sozialistischen Rumänien nicht gehabt – nicht nur in Polen gehört(e) dieses Thema nicht zum Schulkanon. Dennoch kann man annehmen, dass sie zumindest die polnischen literarischen Texte über die Grausamkeit einer illegalen Abtreibung wie *Kaśka Kariatyda* (1895) von Gabriela Zapolska gelesen hatte. Leider wird dieses Wissen in ihrem Coming-out nicht aktiviert: Anna gehört zu jenen jungen Frauen, die sich eine Abtreibung, auch wenn sie offiziell verboten ist, leisten können. Für Frauen wie sie steht deswegen die ethisch-moralische Dimension eines Schwangerschaftsabbruchs an erster Stelle und ersetzt die ökonomischen und teilweise auch gesundheitlichen Dimensionen dieser Problematik. Laut der Literaturwissenschaftlerin Agnieszka Mroziak sorgt diese private, intime Perspektive dafür, dass die Abtreibung nicht in den Kontext der sozialen, ökonomischen und gesundheitlichen Diskurse eingeschrieben wird, sondern sich auf der ethisch-moralischen Ebene bewegt, in der sich zudem die Werte der Transformations- bzw. Umbruchszeit der Wende wie Individualismus und Konkurrenz widerspiegeln (Mroziak 2012, 150-152). *Ślad po mamie* kann aus diesem Grund nicht als eine direkte Auseinandersetzung mit dem restriktiven Gesetz von 1993 gesehen werden. Der Text hat aber trotzdem ein enormes emanzipatorisches Potenzial: Marta Dzido hat ein Plädoyer für die Enttabuisierung des Schweigens über die Abtreibung geschrieben. Ich zitiere das Vorwort:

»Das Mädchen weiß, dass in dieser Diskussion keiner ›ich‹ oder ›ich habe abgetrieben‹ sagt. [...] Aber das Mädchen mag über sich selbst nicht in der dritten Person sprechen. Insgeheim spekuliert sie darauf, dass andere Mädchen in ihre Fußstapfen treten werden. Das auf lesbisch-schwule Coming-outs auch Abtreibung-Coming-outs folgen werden. Das Frauen auf Magazin-Covern [...] laut und ehrlich sagen werden: ›Ich habe abgetrieben und schäme mich nicht dafür‹. [...] Dieses Mädchen bin ich. Und das ist mein persönliches Coming-out.« (Dzido 2006, 11-12)

3. »Sie schleppt Kerle an, und dann muss sie auskratzen« – Abtreibungsverbot als Maske des Totalitären in Ljudmila Ulitzkajas *Kazus Kukockogo*

In ihrer 2001 erschienenen Saga *Kazus Kukockogo* erzählt die russische Autorin Ljudmila Ulitzkaja die Familiengeschichte des Arztes Pawel Alexejewitsch Kukotzki vor dem Hintergrund der wichtigsten Ereignisse der sowjetischen Geschichte des 20. Jahrhunderts: Der Große Vaterländische Krieg, der Stalinismus, das Chrusčëv-Tauwetter und die 1960er Jahre dienen im Roman als Rahmen für die Erzählung von drei Generationen der Kukotzki-Familie sowie der Lebensgeschichte ihrer Freunde – unter anderem der Haushälterin Wassilissa und der jüdischstämmigen Familie Goldberg. Der Autorin geht es dabei nicht nur um die für die Gattung der Familiensaga typische Verschränkung zwischen der »großen« und der »kleinen« Geschichte, sondern auch um Fragen biologischer Natur: um die Bedeutung der Kernfamilie, die Rolle der Verwandtschaft, der Herkunft und der »Blutsbande«. Ulitzkaja, die vor ihrer Schriftstellerkarriere als Genetikerin an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR arbeitete, interessiert sich für das Phänomen der Vererbung, der intergenerationalen Übertragung, Genetik sowie Biopolitik und entwirft experimentelle Visionen menschlicher Beziehungen, in denen die Gesetze der Biologie außer Kraft gesetzt werden.²² Ein Schlüsselmotiv des Romans ist zudem das Motiv der Schwangerschaft – der Arzt Kukotzki ist ein renommierter Gynäkologe – das als ein intimer Beginn des Lebens und gleichzeitig als ein soziales Phänomen erzählt wird. Die Autorin interessiert sich außerdem auch für ungewollte und ungeplante Schwangerschaften sowie für toxische Beziehungen zwischen Müttern und deren »zufällig« gezeugten Kindern. In diesem Zusammenhang kommt auch das Problem des Schwangerschaftsabbruchs besonders zur Geltung.²³

-
- 22 Kukotzkis Freund Goldberg entwickelte ein Modell der Evolution, in dem bei der Entwicklung der Menschheit auch politische Einflüsse mitberücksichtigt werden. Diese Einflüsse können positiv wie negativ sein: Aufgrund der totalitären Politik der Sowjetunion sei die Progression, so Goldberg, zurückgegangen. Ein weiteres genealogisches Experiment wagt Ulitzkaja, indem sie Kukotzkis Tochter Tanja verkünden lässt, sie wäre von den beiden »Goldberg-Brüdern« schwanger, da sie mit beiden zur gleichen Zeit Sex hatte (Ulitzkaja 2001, 390).
- 23 Dieser Absatz über Ulitzkajas Roman basiert auf meinem Artikel *Anty(historia)ciała. Ludmiły Ulickiej tajemnice poczętku*. Vgl. Artwińska 2013. Im folgenden Beitrag konzentriere ich mich gezielt auf die Interpretation des ersten Teils des Buches, das in der stalinistischen Zeit spielt. Am Rande sei erwähnt, dass Ulitzkajas Roman auch andere interessante Aspekte thematisiert, zum Beispiel die russisch/sowjetisch-jüdischen Beziehungen oder die sowjetische Revolte im Jahr 1968. Mit ihrem breit angelegten, epischen Roman steht die Autorin in der besten Erzähltradition der russischen Literatur. In der Nachwendezeit sind übrigens in den slawischen Literaturen viele Familienromane entstanden, die die Grenzen dieser tradierten

Spannend an Ulitzkajas Darstellung ist die Tatsache, dass die Kampagne für die Legalisierung des stalinistischen Abtreibungsgesetzes im Roman durch einen Mann geführt wird: den Protagonisten Pawel Alexejewitsch Kukotzki.²⁴ Der Arzt, der vielen Frauen nach einer Fehlgeburt in Folge eines selbst vorgenommen Schwangerschaftsabbruchs geholfen hat und dafür sorgt, dass Toma, eine Schulfreundin seiner Adoptivtochter, deren Mutter aufgrund einer heimlich durchgeführten Abtreibung gestorben ist, in die Familie Kukotzki aufgenommen wird, setzt sich unermüdlich für die Veränderung der Gesetzeslage ein.²⁵ Um sein Ziel zu erreichen, stattet er regelmäßig Besuche bei wichtigen Parteifunktionären ab und versucht, sie zu überzeugen, dass das geltende Abtreibungsverbot dazu führt, dass Frauen die Abbrüche selbst ohne medizinische Unterstützung unter katastrophalen Bedingungen vornehmen. Dabei könnte ein Abbruch in einer Klinik praktisch ohne weitere gesundheitlichen Folgen für die Frau erfolgen. Kukotzki, der sich der Medizin und der Wissenschaft verschrieben hat, argumentiert rational und glaubt daran, dass seine Darlegung der Situation der ungewollt schwanger gewordenen Frauen auch bei harten stalinistischen Funktionären Gehör finden kann. Aus diesem Grund bringt er zu einem der Gespräche ein besonderes Präparat mit – »eine aufgeschnittene Gebärmutter«, in der sich »eine eingewachsene Zwiebel« befindet (Ulitzkaja 2001, 39). Die in den Gebärmutterhals eingebrachte Zwiebel soll »den Embryo [durchdringen] und wird dann zusammen mit diesem herausgezogen« (ebd.).²⁶ Anhand dieses Beispiels will Kukotzki die Determination einer Frau, die ihre Schwangerschaft beenden will, sowie die Risiken solcher Methoden veranschaulichen. Leider bewirkt dieses Beispiel rein gar nichts: Der Staatsfunktionär, der sich zwar daran erinnern konnte, dass »auch seine Frau vor dem Krieg etwas in der Art getan hatte« (ebd., 40), möchte sich auf keine Kompromisse einlassen. Somit wird das Abtreibungsverbot zu einer Metapher des Stalinismus,²⁷ jenes politischen Systems, für das das Menschenleben

Gattung austesten und die jeweilige Familiengeschichte im Kontext der Geschichte des Kommunismus erzählen.

- 24 Schwangerschaftsabbrüche waren in der Sowjetunion von 1936-1955 verboten.
- 25 Das titelbildende Zitat dieses Kapitels stammt von Tanjas Schulfreundin Toma, die auf diese Art und Weise ihre verstorbene Mutter charakterisiert.
- 26 Das Bild der Gebärmutter mit der eingewachsenen Zwiebel wird in den meisten Rezensionen zu Ulitzkajas Buch erwähnt.
- 27 Elvira Callegher argumentiert, dass nicht nur speziell die Abtreibung, sondern generell die Gynäkologie in Ulitzkajas Roman zu einer sozial-historischen Metapher wird: »It serves as a filter for larger social and cultural issues. National identity questions are treated through the metaphor of the womb which is related to the contemporary issue of Russian demography and the future of Russian as a national entity« (Callegher 2010, 152). Auch ich sehe die Verbindung zwischen dem Bereich, den Callegher als »Gynäkologie« bezeichnet, und den Problemen soziokultureller Natur, würde jedoch behauptet, dass der »zentrale Filter« im Roman die Genealogie und nicht die Gynäkologie ist. In der Genealogie verschränken sich Natur und

nicht zählte und das seine Bevölkerung durch Verbannungen in Lager, Terror und die Einschränkungen der Grundrechte jahrzehntelang diszipliniert und gefoltert hat. Die Gewalt, die dem weiblichen Körper durch die staatliche Macht zugefügt wird, steht bei Ulitzkaja für die stalinistische Gewalt *in totum*. Dies wird besonders aus der Retrospektive deutlich:

»[...] einige Monate nach Stalins Tod wurde das Projekt über die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs durchgesehen und besprochen. Der Staat, der in den fünfunddreißig Jahren seiner Existenz Millionen seiner Bürger getötet hat, erlaubte den Frauen nun, über das Schicksal des anonymen Lebens, das sich gegen ihren Willen in ihrem Leib eingenistet hatte, selbst zu entscheiden. Ein paar Halbgötter setzten ihre Unterschrift darunter, das allerhöchste Ventil wurde geöffnet und an medizinische Einrichtungen ein Rundschreiben verschickt, das den künstlichen Schwangerschaftsabbruch erlaubte.« (Ulitzkaja 2001, 161)

Blickt man auf das Problem der Abtreibung transnational und historisch, dann wird deutlich, dass das stalinistische Abtreibungsgesetz keinen Einzelfall darstellte. »Versuche, auf Fortpflanzung und Fortpflanzungsfähigkeit Einfluss zu nehmen, sind [...] seit Jahrtausenden überliefert. [...] Gesellschaftliche Regulierungsversuche individuellen Fortpflanzungs- und Sexualverhaltens ziehen sich durch die Geschichte« (Busch 2015, 13). Diese Versuche können unterschiedlich motiviert und durch unterschiedliche ideologische Positionen begründet sein. Die sowjetische Regulierung war pragmatisch und zielte darauf, die Bevölkerungszahl zu erhöhen, um dadurch die Kriegsverluste zu kompensieren: »[...] replenishing the population became women's patriotic duty« (Attwood/Isupova 2018, 449). Es ging dabei nicht darum, das »vorgeburtliche Leben« zu schützen; das Verbot leitete sich nicht aus ethischer, sondern demographischer Begründung ab. Die demographischen Probleme wurden jedoch nicht offen kommuniziert, die offizielle Propaganda kündigte stattdessen an, dass der Staat nun imstande sei, sich um »alle« Kinder zu kümmern (ebd.). Das Verbot wurde zudem durch die konservative stalinistische Familienpolitik, die den Frauen die traditionellen Geschlechterrollen zuschrieb, unterstützt. In Ulitzkajas Familiensaga bleibt es aber nicht bei der offiziellen, staatlichen Anti-Abtreibungsrhetorik. Während die stalinistische Macht das Abtreibungsverbot mit der pronatalen Politik verknüpft, argumentiert Jelena, die Ehefrau von Pawel Alexejewitsch, in eine komplett andere Richtung. Eine Abtreibung bezeichnet sie als »ein[en] legale[n] Kindermord« (Ulitzkaja 2001, 82), der viel schlimmer als

Kultur – Fragen nach der Herkunft und Identität werden als Körperprozesse wahrgenommen. Das Abtreibungsverbot steht für mich in diesem Zusammenhang als ein prägnantes Beispiel, an dem man die Mechanismen der repressiven stalinistischen Politik erkennen kann. In gewisser Hinsicht – obwohl es hier nicht um Begriffe aus demselben semantischen Feld geht – könnte man das Abtreibungsverbot als eine spezielle Art der Synekdoche (*pars pro toto*) lesen.

ein Mord an einem Erwachsenen zu werten sei. Ausgehend von der christlichen Prämisse, dass man nicht töten darf (Jelena verbrachte ihre Jugend in einer Tolstojaner Kommune), lehnt sie die Argumente ihres Ehemannes per se ab. Auf seinen empörten Ausruf: »Denk doch mal an die Frauen«, antwortet sie überzeugt: »Warum soll ich an sie denken? Das sind Verbrecherinnen, die ihre eigenen Kinder töten.« (ebd., 83). Die Begründung für die eigene Position nimmt Jelena aus der christlichen Religion; sie glaubt fest daran, dass das menschliche Leben bereits in der pränatalen Phase heilig ist.²⁸ Obwohl sie den stalinistischen Staat verabscheut, teilt sie seine Einstellung zur Regulierung menschlicher Fortpflanzung. Anhand des Konflikts in der Familie Kukotzki zeigt die russische Autorin, dass eine Verständigung in puncto Abtreibung beinahe unmöglich ist: So wie sich die Eheleute nach der Feststellung der eigenen Differenzen voneinander entfernen, so geschieht es auch mit jeglichen Vertretern von Pro-Choice- bzw. Pro-Life-Bewegungen.²⁹ Dadurch, dass die Konflikte im Roman mehrdimensional verlaufen – das Ehepaar positioniert sich gemeinsam gegen den Staat und getrennt zu seiner Abtreibungspolitik – ist es möglich, das größte Dilemma jeglicher Abtreibungsdebatten auf den Punkt zu bringen, nämlich die Tatsache, dass eine ethische Diskussion über die Abtreibung immer zum Scheitern verurteilt ist. Aus diesem Grund, so kann man mit Ulitzkaja schlussfolgern, sollte man diese Diskussion auf einer anderen Grundlage führen.

Die Folgen der Legalisierung des Abtreibungsgesetzes werden in der Familiensaga nicht erzählt. Lediglich anhand einer Bemerkung von Tanja, Pawel Alexejewitschs Tochter, erfahren wir, dass für ihre Generation der Zugang zu einer legalen Abtreibung kein Problem mehr darstellt. Anders als Marta Dzido kritisiert die russische Autorin den spätsozialistischen Umgang mit Schwangerschaft nicht, obwohl gerade in der UdSSR ein Schwangerschaftsabbruch sehr häufig als Ersatz für die nicht vorhandenen Verhütungsmittel betrachtet wurde.³⁰ Da aber der Spätsozialismus in *Kazus Kukockogo* nicht mit dem Totalitarismus gleichgesetzt und

28 Jelenas Denken bestätigt die These von Barbara Duden über den weiblichen Körper als »öffentlicher Ort vom Mißbrauch« (vgl. Duden 2007).

29 Jelena zieht sich aus dem Familienleben zurück und wird bald psychisch krank, Pawel flüchtet sich in die Arbeit. Die Frage, die der Erzähler in seinem Namen stellt: »Wie sollte er ihr erklären, dass er nicht dem Moloch diene, sondern unglücklichen Menschen in einer übel eingerichteten Welt?« bleibt rhetorisch (Ulitzkaja 2001, 188).

30 Wie Amy A. Randall herausgearbeitet hat, verhält sich die sowjetische Politik nach 1956 gegenüber der Abtreibungsfrage schizophren. Einen Schwangerschaftsabbruch konnte man kostenlos in staatlichen Kliniken vornehmen lassen. Gleichzeitig versuchte die Regierung durch entsprechende Propaganda Frauen einzureden, dass eine Abtreibung sie unglücklich machen würde. Diese Anti-Abtreibungs-Kampagne diene der Etablierung einer neuen sozialistischen Moral, die Frauen mehr an die häusliche Sphäre binden wollte (vgl. Randall 2011). »Journalists were in the front line of this psychological offensive. A flood of articles appeared in newspapers and magazines lamenting the loss of ›real‹ men and women, insist-

auch nicht dämonisiert wird – in der Hinsicht wirkt Ulitzkaja sehr progressiv³¹ – liegt es nahe, dass der weibliche Körper nicht mehr als eine Projektionsfläche für politische Diskurse gelten muss. Die Welt, in der man Frauen das Recht auf Selbstbestimmung lässt, ist trotzdem keine ideale Welt – es ist bezeichnend, dass Tanja während ihrer zweiten Schwangerschaft in einem staatlichen Krankenhaus stirbt – es ist aber trotzdem eine bessere Welt als die, in der dieses Recht verboten bleibt.

4. Abtreibung als literarische Herausforderung: Schlussbetrachtungen

Obwohl die Abtreibung ein festes literarisches Motiv ist, gibt es relativ wenige literatur- und kulturwissenschaftliche Studien, die dieses in seinen Erscheinungsformen und gesellschaftspolitischen Funktionen zeit- und epochenübergreifend untersuchen.³² Indem die Mutterschaft sowohl im Kontext der jeweiligen nationalen Literaturen und Kulturen als auch komparatistisch immer wieder aufs Neue diskutiert wird, hält sich das Interesse für den literarischen Umgang mit dem Schwangerschaftsabbruch in Grenzen. Nicht zu unterschätzen ist dabei das kulturelle Tabu, mit dem die Abtreibung in den meisten europäischen Kulturen immer noch belegt wird. All dies führt dazu, dass man beim Schreiben zu diesem Thema nur auf vereinzelte Forschungsarbeiten zurückgreifen kann. Eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Frage läuft zudem immer wieder Gefahr, von den Autor:innen eine bestimmte ideologische Haltung zu erwarten bzw. ihnen vorzuschreiben, wie sie sich zu der jeweiligen Gesetzeslage verhalten sollten. Werden diese Erwartungen nicht erfüllt, so spiegelt sich das häufig in Enttäuschungen der Literaturkritik wider. In ihrer Monografie *Akuszerki transformacji* schreibt Agnieszka Mrozik: »Wer hat heute in Polen den Mut, so wie sie [die Autorinnen und Autoren der Zwischenkriegszeit, A. A.] zu schreiben? Kontroverse Themen anzusprechen?

ing that this had resulted in serious problems for society and individuals, and urging people to embrace more traditional gender roles« (Attwood/Isupova 2018, 449).

31 Eine unvoreingenommene Perspektive auf den Sozialismus in Ost- und Ostmitteleuropa hat sich erst in den letzten Jahren entwickelt. Studien aus dem Bereich der Geschlechterforschung plädieren immer lauter für die Anerkennung der Leistungen der sozialistischen Frauenbewegungen und sensibilisieren für die aus der pauschalen Ablehnung des Sozialismus resultierende Gefahr einer Kapitalismusverharmlosung: »Die Gräueltaten des Staatssozialismus im 20. Jahrhundert sollten nicht dafür missbraucht werden, jede Kritik an den Problemen des heutigen Kapitalismus zum Verstummen zu bringen.« (Chodsee 2019, 19)

32 Es gibt Studien, die dieses Thema in den einzelnen Kulturen diskutieren, siehe beispielsweise Wittrock 1978. Zur Geschichte der Abtreibung vgl. Jütte 1993.

Sich an den Pranger der Öffentlichkeit zu stellen? Was ist von den Ideen der damaligen Tabubrecher geblieben?» (Mrozik 2012, 145)

Die in diesem Beitrag analysierten Fallbeispiele zeigen das Potenzial einer sozialkritischen Literatur, die ihre Aufgabe darin sieht, problematische Themen anzusprechen, ohne dabei publizistisch zu werden. Sie veranschaulichen auch, dass die literarischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Abtreibung immer mit den jeweiligen Diskursen ihrer Zeit zusammenhängen und durch diese bedingt werden. Dies bedeutet, dass man die textuellen Repräsentationen stets historisieren muss. Die Texte von Dzido und Ulitzkaja werden in diesem Beitrag im Kontext der ›Wendeliteratur‹ gelesen, und somit als Texte, die einem Umbruch Rechnung tragen. Was sie interessant macht, ist die Tatsache, dass beide das Problem eines Schwangerschaftsabbruchs aus mehreren und auch widersprüchlichen Perspektiven beleuchten, die daraus resultierenden Spannungen aber aushalten. Ulitzkaja erinnert daran, dass »große Erzählungen« wie die des Kommunismus oder des Christentums in Bezug auf Abtreibung erstaunlich ähnliche, wenn auch unterschiedlich motivierte Meinungen vertreten und beide dazu tendieren, das vorgeburtliche Leben über das Leben der schwangeren Frauen zu stellen. Dzido führt vor Augen, dass die »leibliche Erfahrung« einer Abtreibung immer auch eine kulturelle ist, geprägt von den innerhalb einer Kultur zur Verfügung stehenden Deutungsmustern. Die Pluralität der Deutungsmuster wiederum verweist auf deren gesellschaftliche Konstruiertheit.

Dzidos Hoffnungen auf die Enttabuisierung der Abtreibung haben sich – 30 Jahre nach der ›Wende‹ – erfüllt.³³ *Ślad po mamie* bleibt aber trotzdem ein singulärer Text. Die zeitgenössischen Autorinnen schreiben an der Geschichte der Abtreibung nur sporadisch weiter, und dies ist insofern interessant, da die Legalisierung von Abtreibungen ein zentrales Anliegen der gegenwärtigen feministischen Bewegung darstellt, was an dem Ausmaß der Proteste gegen die Verschärfung des Abtreibungsgesetzes in den Jahren 2016 und 2020 besonders deutlich wurde.³⁴ Dies soll aber nicht bedeuten, dass die Literatur regressiver

33 Im Jahr 2009 entstand der Film *Podziemne państwo kobiet* (*Underground Women's State*, Regie: Anna Zdrojewska-Żywiecka und Claudia Snochowska-Gonzalez), der die Dimensionen des polnischen Abtreibungsuntergrunds am Anfang des 21. Jahrhunderts aufzeigt. In diesem Film sprechen anonyme Frauen über ihre Schwangerschaftsabbrüche und erklären, wie sie trotz des Abtreibungsverbots entsprechende Kliniken und Ärzte gefunden haben und mit welchem organisatorischen und finanziellen Aufwand dies verbunden war. Seit 2016 kam es im Zuge der Protestbewegung gegen die Verschärfung des Gesetzes von 1993 zu weiteren Coming-outs von Frauen aus dem öffentlichen Leben.

34 Ein Beispiel hierfür wäre *Piaskowa góra* (2009) (*Sandberg*, 2011) von Joanna Bator, eine Familiensaga, die am Beispiel der Hauptprotagonistin ein interessantes Paradoxon aus der Mentalitätsgeschichte der Volksrepublik Polen vor Augen führt. Es bestand darin, dass vor 1989 für viele polnische Frauen kein Widerspruch zwischen der Zugehörigkeit zur katholischen Kir-

geworden ist – im Gegenteil. In der letzten Dekade lässt sich eine Flut von Werken ausmachen, die solche Aspekte der weiblichen Lebenswelten wie Mutterschaft, Fehlgeburt oder postnatale Depressionen kritisch behandeln und/oder nicht-heteronormative, queere Lebensmodelle narrativ entwerfen. Dazu zählen auch Bücher von Autorinnen, die nach der Wende 1989 den Begriff der Frauenliteratur prägten. Während all diese Themen ästhetisch herausfordernd beschrieben werden, scheint das Thema Abtreibung weder eine Poetik noch eine neue Sprache initiiert zu haben. Das Novum tritt eher im Bereich des Performativen hervor; man denke nur an die kunstvoll inszenierten Auftritte und Protestaktionen von polnischen Frauen im öffentlichen Raum.³⁵ Eine wichtige Bezugsebene stellen hier sicherlich die Arbeiten der russischen Punk-Band Pussy Riot aus Moskau dar, die seit 2011 feministische regierungs- und kirchenkritische Performances an verschiedenen Orten aufführt. Im Jahr 2019 absolvierte die Band einen Auftritt in dem US-Bundestaat Alabama, der Schwangerschaftsabbrüche verbieten wollte, und setzte damit ein Zeichen der internationalen Solidarität.³⁶ Anders jedoch als in Polen und in Alabama sind die Reproduktionsrechte in Russland nicht in direkter Gefahr, obwohl die orthodoxe Kirche in den letzten Jahren immer lauter ein Verbot von Abtreibungen fordert. In der zeitgenössischen russischen Literatur findet diese Problematik, ähnlich wie in Polen, jedoch keine große Beachtung. Der Feminismus scheint zwar inzwischen auch in Russland stärker angekommen zu sein, für viele Autorinnen bleibt er aber dennoch eine fremde westliche Erfindung. Noch in einem Interview aus dem Jahr 2018 sprach Ljudmila Ulitzkaja kritisch über die *#MeToo*-Debatte und über die grundsätzlichen Unterschiede zwischen der Situation der Frauen in Russland und im ›Westen‹. Diese habe man bereits in den 1980er Jahren, als es um die Abtreibung ging, bemerkt:

»Diese [amerikanischen – A.A.] Feministinnen verlangten, Abtreibungen zu legalisieren (bei ihnen waren sie verboten) und forderten, dass eine Frau selbst frei entscheiden kann, wann sie ein Kind bekommt. Die russischen Frauen saßen nur da und nickten: ›Ja, ganz genau, Abtreibungen sind furchtbar, es gibt überhaupt keine Betäubung, sie reißen es dir einfach so aus dem Leib.« Man redete völlig aneinander vorbei.« (Gordejew 2018)

che und der liberalen Einstellung zur Abtreibung bestand. Das änderte sich drastisch nach der Wendezeit.

35 Siehe <https://www.mdr.de/nachrichten/welt/osteuropa/politik/polen-frauen-protest-verfolgung-100.html>

36 Siehe <https://www.spiegel.de/panorama/leute/pussy-riot-gibt-in-alabama-protestkonzert-gegen-abtreibungsverbot-a-1276163.html>

Bibliografie

- Artwińska, Anna: »(Anty)historia ciała. Ludmiły Ulickiej tajemnice początku«, in: *Bez Dogmatu: miesięcznik kulturalno-polityczny*, 108 (2016), 11-13.
- Attwood, Lynne/Isupova, Olga: »To Give Birth or Not to Give Birth?«: Having Children in Soviet and Post-Soviet Russia«, in: Melanie Ilic (Hg.): *The Palgrave Handbook of Women and Gender in Twentieth-Century Russia and the Soviet Union*, London: Palgrave Macmillan 2018, 447-463.
- Busch, Ulrike/Hahn, Daphne (Hg.): *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015.
- Busch, Ulrike: »Vom individuellen und gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema Abtreibung«, in: Ulrike Busch/Daphne Hahn (Hg.): *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, 13-40.
- Callegher, Elvira: »Representation of the Past and Reconstruction of Identity Through the Body and Dreams in Ludmila Ulitskaya's *Kukotsky Case* [Kazus Kukotskogo]«, in: *Transcultural Studies* 6-7 (2010/1), 143-160.
- Cixous, Hélène: *Das Lachen der Medusa zusammen mit aktuellen Beiträgen*. In: Esther Hutfless/Gertrude Postl/Elisabeth Schäfer (Hg.). Aus dem Französischen übersetzt von Claudia Simma, Wien: Passagen Verlag, 2013.
- Czapliński, Przemysław/Śliwiński, Piotr: *Literatura polska 1976-1998. Przewodnik po prozie i poezji*, Krakau: Wydawnictwo Literackie 2002.
- Dahlke, Birgit: »Literatur und Geschlecht: Von Frauenliteratur und weiblichem Schreiben zu Kanonkorrektur und Wissenschaftskritik«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 759-766.
- Duden, Barbara: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*, Frankfurt a. M.: Mabuse Verlag 2007.
- Dzido, Marta: *Ślad po mamie*, Krakau: Ha!art 2006.
- Ebert, Christa: »Krise oder Aufschwung? Beobachtungen zur spätsowjetischen und postsowjetischen Frauenliteratur (Alltagsprosa)«, in: dies. »Die Seele hat kein Geschlecht«. *Studien zum Genderdiskurs in der russischen Kultur*, Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 2004, 113-126.
- Ebert, Christa: »Auf der Suche nach der eigenen Stimme: Die feministische Zeitschrift *Preobrażenie*«, in: dies. »Die Seele hat kein Geschlecht«. *Studien zum Genderdiskurs in der russischen Kultur*, Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 2004, 207-225.
- Engel, Christine: »Literatur im neuen Russland«, in: Klaus Städtke (Hg.): *Russische Literaturgeschichte*, Stuttgart: Metzler Verlag 2011, 397-427.
- Engel, Christine: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Sehen Frauen mehr? Russische Schriftstellerinnen erkunden die Gegenwart*, Wien: kitab Verlag 2009, 6-13.
- Eshelman, Raoul: *Early Soviet Postmodernism*, Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 1997.

- Ghodsee, Kristen R: *Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit*. Aus dem Englischen von Ursel Schäfer und Richard Barth. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 2019.
- Gordejewa, Katarina: »Einen großen Roman werde ich nicht mehr schreiben« [Interview mit Ljudmila Ulitzkaja], 15.10.2018, siehe <https://www.dekoder.org/de/article/ulitzkaja-feminismus-kirche-metoo>
- Graff, Agnieszka: *Świat bez kobiet. Płeć w polskim życiu publicznym*, Warszawa: WAB 2001.
- Hahn, Daphne: »Diskurse zum Schwangerschaftsabbruch nach 1945«, in: Ulrike Busch/Daphne Hahn (Hg.): *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, 41-59.
- Iwasiów, Inga: »Krytyka feministyczna a skuteczność perswazji«, in: Jadwiga Zacharska/Marek Kochanowski (Hg.): *Wiek kobiet w literaturze*. Białystok: Wydawnictwo Trans Humana 2002, 32-42.
- Jütte, Robert (Hg.): *Geschichte der Abtreibung. Von der Antike bis zur Gegenwart*. München: C.H. Beck 1993.
- Kligman, Gail: *The Politics of Duplicity. Controlling Reproduction in Ceausescu's Romania*, Berkeley, CA: University of California Press 1998.
- Magnone, Lena: »Die polnischen Gender Studies«, in: *Die Welt der Slaven* 61 (2016), Nr. 2, 369-399.
- Marsh, Rosalind: »Introduction: New Perspectives on Women and Gender in Russian Literature«, in: dies. (Hg.): *Gender and Russian Literature*, Cambridge: Cambridge University Press 1996, 1-37.
- Mrozik, Agnieszka: *Akuszarki transformacji. Kobiety, literatura i władza w Polsce po 1989 roku*, Warszawa: Wydawnictwo IBL 2012.
- Müller, Herta: *Hunger und Seide. Essays*, München: Hanser Verlag 2015 [e-book].
- Nowacki, Dariusz: »Kaśka Kariatyda już tu nie mieszka. Temat niechcianej ciąży i aborcji w nowej prozie kobiet«, in: *Postscriptum Polonistyczne* Nr. 2/20 (2017), 85-103.
- Nycz, Ryszard: in: »Przedmowa« in: ders. (Hg.): *Postmodernizm w Polsce. Antologia przekładów*. Krakau: Wydawnictwo Baran i Suszyński 1998, 7-25.
- Parnell, Christina: »Zum Verständnis des Anderen in der ženskaja prosa«, in: Parnell, Christina (Hg.): *Frauenbilder und Weiblichkeitsentwürfe in der russischen Frauenprosa*, Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 1996, 277-287.
- Randall, Amy E.: »Abortion will Deprive You of Happiness!: Soviet Reproduction Politics in the Post-Stalin Era«, in: *Journal of Women History*, Nr. 23:3 (2011), 13-38.
- Ritz, German: »Die neue polnische Frauenliteratur als Ausdruck des Anderen. Oder die Entdeckung des Anus«, in: Christina Parnell (Hg.): *Frauenbilder und Weiblichkeitsentwürfe in der russischen Frauenprosa*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 1996, 265-277.

- Sutcliffe, Benjamin: »Mother, Daughter, History: Embodying the Past in Liudmila Ulitskaia's *Sonechka* and *The Case of Kukotsky*«, in: *The Slavic and East European Journal*, 53/4 (2009), 606-622.
- Szczuka, Kazimiera: »Die Revolution ist eine Frau«. Aus dem Polnischen von Silke Lent, in: *Polityka* vom 15.10.2009: <https://www.polityka.pl/tygodnikpolityka/swiat/276433,1,die-revolution-ist-eine-frau.read>
- Szczuka, Kazimiera: *Milczenie owieczek. Rzecz o aborcji*. Warschau: WAB 2004.
- Szybowicz, Eliza: »Wstyd czy duma? Niechciana ciąża i aborcja w peerelowskich i współczesnych powieściach dla dziewcząt«, in: *Teksty Drugie* 4 (2016), 115-133.
- Ulickaja, Ljudmila, *Kazus Kukockogo*, Moskau: Ėksmo-Press 2000.
- Ulitzkaja, Ljudmila: *Reise in den siebenten Himmel*. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Berlin: Verlag Volk&Welt 2001.
- Walczevska, Sławomira: *Damen, Ritter und Feministinnen. Zum Frauenrechtsdiskurs in Polen*. Aus dem Polnischen von Ursula Kiermeier. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015.
- Wejbert-Wąsiewicz, Ewelina: »Macierzyństwo a aborcja – społeczny obraz sztuki kobiet«, in: *Acta Universitatis Lodzensis*, Nr. 32 (2007), 75-91.
- Wejbert-Wąsiewicz, Ewelina: *Aborcja w dyskursie publicznym. Monografia zjawiska*, Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego 2012.
- Wittrock, Christine: *Abtreibung und Kindesmord in der neueren deutschen Literatur*, Frankfurt a. M. 1978 (Selbstverlag): siehe <https://docplayer.org/22207423-Christine-wittrock-abtreibung-und-kindesmord-in-der-neueren-deutschen-literatur-as.html>

Unacceptable Bodies

Trials against Natalia Goncharova in 1910 and Yulia Tsvetkova in 2019

Marina Vinnik

1. Introduction

In this text, I will compare two trials in which women artists were accused of creating pornography: one in 1910 (Goncharova) and the other in 2019 (Tsvetkova). Natalia Goncharova's case has been discussed in depth by the prominent American art historian Jane A. Sharp in a chapter in the book *Sexuality and the Body in the Russian Culture* (Sharp 1993). However, Goncharova's case has not been looked at through a critical feminist lens, taking into account feminist criticism of the male artists who influenced her work. Yulia Tsvetkova's case is fresh and so no research has yet been published about her work. Nevertheless, Russian activist circles clearly see it as a feminist activist case.

Although no one has compared these two trials before, I argue that such a comparison reveals important similarities and differences between what Russian authorities saw as a threat at the beginning of the 20th century and what they see as a threat today, more than a hundred years later.

On March 24, 1910, the Russian painter Natalia Goncharova was accused of »the public display of blatantly corrupting pictures« and her paintings were seized as evidence. Goncharova's artistic practice at the time was inspired by Picasso's and Matisse's works, which the artist herself acknowledged in a small interview to the newspaper *Stolichnaya Molva* in 1910. The author of this article drew attention to the fact that the »spoiled« (*isporchenniy*) audience noticed this resemblance, but »unspoiled« (*neisporchenniy*) people did not.

In 2019, the activist and artist Yulia Tsvetkova from Komsomolsk-on-Amur was accused of spreading pornographic content. This time, the accusation was not focused just on the nudity or the poses, as had been the case with Goncharova. Rather, the main problem with Tsvetkova's content is that she advocates for LGBT+¹

1 I am aquatinted with the discussion happening in feminist theory around terms like LGBT+, queer, and others. In this text, I will use the term LGBT+ on the one hand because it was used

families and body positivity. Similarly to Goncharova, Tsvetkova takes certain approaches common in the West (in her case, feminist activism and Internet activism). Also, like Goncharova, Tsvetkova had to confront the provincial juridical system in her hometown. In their work, both Goncharova and Tsvetkova as women try to take charge of the female image. I argue in this text that it is for this reason that the Russian authorities pursued trials against these two women.

In general, the structure of artistic institutions in Russia is deeply rooted in the idea that artists are men. Natalia Goncharova was accused of showing »blatantly corrupting pictures« exactly that moment when the position of women and the definition of womanhood itself was rapidly changing. This change affected art academies in a specific way. Toward the end of the 19th century and at the beginning of the 20th century, the presence of women became visible in the art academies. Simultaneously, the female nude was fully re-embraced.² In contrast to male nudity, where men were generally portrayed as muscular and heroic agents of history, female nudity was passive and eroticized.³

This new status quo put emerging women artists in the ambiguous position of being in the vanguard for civil rights as newly emancipated citizens, while they were often also represented as passive naked models. Following this worldwide trend, male artists in Russia in the early 20th century produced a large number of nude female paintings. However, it was precisely when a woman artist took charge of female images that she was accused of impropriety. In other words, the female gaze⁴ directed at the naked female body became dangerous during a period of immense transition in Russian culture.

This point brings us back to Tsvetkova's trial. Why did the case of Yulia Tsvetkova get so much attention in 2019? I want to suggest that her case resonated with people due to the fact that the definitions of womanhood and gender are in flux once again in contemporary Russia. I will expand on this below, but it is worth looking first at the accusations against Yulia Tsvetkova and their several stages.

First, she was accused of propagandizing homosexual relations amongst children, but this case did not proceed. Several months later, she was accused of trafficking pornography on her public page on the Russian social media platform *vk*-

by Yulia Tsvetkova herself, and on the other hand because it has a longer history and is more rooted in the post-Soviet environment.

- 2 Paintings and drawings produced in the Saint Petersburg Art Academy in the 19th century (with a large amount of male nudes) and visual material from the beginning of the 20th century, for instance from Repin's studio at the Saint Petersburg Art Academy (mostly female nudes), mark a clear contrast.
- 3 However, later, in the art of the Soviet Union, female nudes also became heroic and athletic.
- 4 Here, the term *female gaze* is used as a contrast to the *male gaze* (introduced in 1975 by Laura Mulvey), as a gaze that leads to the production of images of women by women. These images challenge traditional forms of objectification.

takte. Unlike the first case, these accusations stuck. The allegations against Tsvetkova revolve around the fact that she posted and reposted images of vaginas⁵ on her page, the *Vagina Monologues* (*Monologi Vagini*), in an attempt to form body positive images of female physiology.⁶ Similar projects exist in Europe, for example the Vagina Museum.⁷

Aside from this criminal case, two other cases are currently in progress in which she is accused of propagandizing LGBT+ values in her internet publications in several *vkontakte* groups.⁸ The primary lesson from these cases is that female nudity—especially when the producers of those images are female artists—can morph into a political battleground. These two cases serve as a litmus test not only for Russian imagery, but for social dynamics regarding women in Russia as well.

2. What Makes a Picture »Blatantly Corrupting?«

Both of these trials took place in Russia over a hundred years apart and these accusations of pornography/»corrupting« images specifically targeted women. However, neither Goncharova nor Tsvetkova produced anything resembling pornography. In fact, their work can be seen as an emancipatory, rather than a sexualized depiction of human bodies. Historically, publicly visible artists in the Russian Empire were (as in Europe and North America) men and the default human (whether dressed or naked) was represented as male as well.

In the Catalogue of Nude Studies created in the Saint Petersburg Academy of Arts in the first half of the 19th century, male nudes are omnipresent. Almost every biblical or historical event is presented through a nude male protagonist: *The Crucifixion*, *Taking Down from the Crucifix*, *Dmitry Donskoy on the Kulikovo Field*, *Priam Asking Achilles for the Body of Hector*, and *Mercury Putting Argus to Sleep* (Moleva/Belutin 1963, 16, 17, 43, 44, 68). Male nudity dominated not only Russian art, but also played a significant role in the West. Abigail Solomon-Godeau writes in her seminal book *Male Trouble: A Crisis in Representation*:

»The visual evidence of Western art history, beginning with the Greek invention of the nude as an aesthetic category, seems to justify the view that the dominance of the female body in nineteenth- and most of twentieth-century iconography was

5 Technically speaking, Tsvetkova was sharing images of *vulvas* and not *vaginas*, but Tsvetkova herself and subsequently the Russian media have referred to these images as »vaginas.« In this text, I will also use the word *vagina* while talking about her work in order to remain consistent.

6 See: <https://zona.media/article/2020/06/29/tsvetkova-chronicle>

7 See: www.vaginamuseum.at/home

8 See: <https://ovdinfo.org/story/delo-yulii-cvetkovoy>

a historically specific mutation . . . Since classical antiquity it has been the male body more often than not that constituted the aesthetic category of the nude and the male rather than the female body that formed the core of classical art theory, pedagogy and practical training.» (Solomon-Godeau 1997, 22)

The specific mutation that led to the emergence of female nudes coincided with women entering the public sphere en masse at the end of the 19th century. Before the social changes at the turn of the century, almost no women had been present in Russian institutions of classical art education. In the Russian Empire, as well as in Western art academies, art was a male affair and women were excluded from it on various levels—not only as students, but also as teachers or models.

Male art students gathered and took advice from more experienced male artists on how to draw male models as male heroes. Female exclusion and the homosociality of the Imperial Academy of Arts are glaringly obvious in group portraits made at the time. The male-dominated atmosphere is especially visible in Alexey Venetsianov's sketch *The Drawing Class of the Academy of Arts* (*Risovalnyi klass Akademii Khudozestv*) from 1810 (Moleva/Belutin 1963, illustration 62). The eventual inclusion of women into exclusively male domains, including the (patriarchal) academy, revealed the transformations of gender in Russia more generally.

The situation started to change at the beginning of the 20th century and these changes are similarly obvious in group portraits. There is a curious illustration of how the scene at the Imperial Academy of Arts in Saint Petersburg shifted at the turn of the century. Boris Kustodiev, a famous Russian artist and beloved student of Ilya Repin, painted *A Statement of the Model in the Studio of Ilya Repin* in 1899. Here, in the center of the composition, a nude female model appears (the exact »mutation« that Abigail Solomon-Godeau writes about) sitting on drapery with a nude female statue in the background. However, the artists that appear in this painting are exclusively male. The six of them are depicted in thoughtful poses as if they were Pygmalions working on a new version of Galatea.

In a collective painting with a similar name just four years later, *A Statement of the Model in the Studio of Ilya Repin* (1903), the gender dynamics have changed significantly. In this painting, women artists are finally included as professionals: among the thirty-three artists working in the studio, six are women. They appear in the foreground of the canvas. Nevertheless, the model is a naked woman and the professors in charge are nicely dressed men. In her article, *In a Class by Herself: 19th Century Images of the Woman Artist as Student*, Christine Havice sees this painting as a victory for 19th century female artists who were finally accepted into prestigious academies and perceived as equals. Havice, referring to *A Statement of the Model in the Studio of Ilya Repin* (1903), says that »[t]his painting seems to represent the culmination, then, to which the previous century's developments had been tending . . . « (Havice 1981, 39). In her book chapter titled *Women and the Visual Arts*, Rosalind Polly

Blakesley also writes how progressive and important Repin's studio was, as it was a place where women were allowed to work alongside men (Blakesley 2012, 107). This sentiment is popular both in and outside of Russia.

However, if we look at the painting itself and at the diaries and letters that were published in the Soviet Union and Russia (Prorokova 1958), taking into account the visual evidence of Repin's studio, a new picture emerges. Naturally, the student group of Ilya Repin's studio in this painting is more diverse and simply larger. Repin's exception for women in his studio was first made for female models—who were less in demand than men because they were not used in multi-figural dynamic compositions. Only later was this extended to female students.

For instance, once again in a photo entitled *Ilya Repin with his Male and Female Students in his Atelier in the Imperial Academy of Arts from 1898* (Raev 2002, 98), it is obvious that the master plays the key role in the classroom. The women are talking to each other or preparing their paints, but in the center of the composition there is always a man who is the main decision-maker, teacher, and genius. Ilya Repin is seen as an important mentor for his numerous talented male students (Leniashin 2011). While it is true that, due to academic reforms, Repin also accepted women, his attitude towards them was hardly equitable or ethical.

I want to return to the trials and to the question of female nudity, which is treated with suspicion and outrage when female artists produce images through the female gaze. It is worth mentioning that both cases were brought to the authorities by men. It is rather difficult to trace the man who was outraged by Goncharova's depictions of the female body. There is very little information about him. According to the newspapers at that time, it was a male journalist dressed as a lackey (Sharp 1993, 99). In contrast, the man who reported Tsvetkova to the police and initiated the case against her is well-known for his attacks on anyone he suspects of homosexuality. This includes cases where he has stalked schoolchildren online and reported them to their schools. Notably, he himself was recently under prosecution for inciting hatred.

Images made by women in a patriarchal society that disrupt the existing power structures seem to deeply move people in a very peculiar way. It goes without saying that visual content that objectifies women has existed and still exists in Russia. The people who produce sexualized images of women in advertisements and publications are not prosecuted. In other words, when the objectification of women happens through the male gaze, it generally meets no pushback. However, once women are in charge of their images, they find themselves under threat of prosecution.

With both Tsvetkova and Goncharova, it is clear that the real goal is not the decontamination of society from objectified images of women. Goncharova's images were powerful. She portrayed, for example, a naked model in motion without any shame and an unconventional pagan depiction of fertility. To put it another way,

Goncharova's paintings did not appeal to the gaze of a male viewer with the typical female beauty. Similarly, Tsvetkova's images, reposts, and social media groups highlight such imagery as: the female vagina, body positivism, and non-conventional families. Her work also challenges the male gaze. In both cases, the images produced by these women artists can hardly be seen as a source of male pleasure and do not resemble pornography.

3. Goncharova's Frame of Reference and Trial

Now I want to turn directly to Natalia Goncharova, her work, and the artistic environment in which she painted. Natalia Goncharova (1881-1962) is probably the most famous woman of the avant-garde movement in both the West⁹ and Russia.¹⁰ Her canonization in Europe and later in Russia was a long process with ups and downs, but now she is well-known worldwide (Korowin 2018).

Goncharova started her work as an artist in the Russian Empire at the beginning of the 20th century and emigrated to France in 1919, where she lived until her death in 1962. She had a long and fruitful life, and her artistic heritage is generally divided into several main periods, including the Russian period, the Diaghilev period, and the Parisian period. For my research, I will focus on the work and transformation of the artist's style that occurred when she lived in the Russian Empire between the revolutions of 1905 and 1917.

Typically, Natalia Goncharova's pictures of women are seen as an emancipatory attempt to re-appropriate the depiction of women and their roles (Iovleva 2002, 184-185). It is worth noting that Yulia Tsvetkova's works aim to do the same: she draws childlike figures of women with body hair and women with non-ideal bodies, and she also collects non-sexualized images of vaginas. However, it is almost impossible to distill images of women from the male gaze, and in the case of Natalia Goncharova, this phenomenon plays a crucial role.

Goncharova's art was crucially influenced by Paul Gauguin, Pablo Picasso, Braque, Le Fauconnier, and other mostly French male painters. Those painters were not only innovative in their work with forms and colors, but also used women as objects for their studies in peculiar ways. It is possible that Goncharova was not able to trace all the sources and inspirations of the emerging cubist painters. Nevertheless, she was fascinated by the innovative, experimental, and atypical

9 In the MoMA alone her works have been included in more than thirty exhibitions. See: https://www.moma.org/calendar/exhibitions/history?constituent_id=2229&locale=en&sort_date=closing_date

10 Recently, the Tretyakov Gallery in Moscow has launched a project with a virtual reality space and Goncharova is the only female artist presented there.

way of representing female models. Perhaps the most distinctive example is the pose of a model with her hands lifted up and crossed right behind her head. This pose can be found simultaneously in typical paintings of Venus as well as on erotic postcards, which were popular at the time. I will return to the topic of this pose specifically below.

Today, feminist art critics constantly point out the modernist concept of the dual opposition in representations of women between the Madonna and the Whore. The works of Griselda Pollock, Carol Duncan, and Marilyn Board present an opportunity for viewers to analyze modernist art through a feminist lens. When Carol Duncan writes about the canonic *Les Femmes d'Alger* in her article *The MoMA's Hot Mamas*, she notes not only the style, but also the gender dynamics of Picasso's work:

»Finally, the mystery that Picasso unveils about women is also an art-historical lesson. In the finished work, the women have become stylistically differentiated so that one looks not only at present-tense whores but also back down into the ancient and primitive past, with the art of ›darkest Africa‹ and works representing the beginnings of Western Culture (Egyptian and Iberian idols) placed on a single spectrum. Thus does Picasso use art history to argue his thesis: that the awesome goddess, the terrible witch, and the lewd whore are but facets of a single many-sided creature, in turn threatening and seductive, imposing and self-abasing, dominating and powerless-and always the psychic property of a male imagination. Picasso also implies that truly great, powerful, and revelatory art has always been and must be built upon such exclusively male property.« (Duncan 1992, 402)

In the paintings of French male artists (that were indispensable for Natalia Goncharova), a woman was always presented as some sort of prostitute, mother figure, beauty, or monster. Picasso and his other male counterparts tended to create demeaning images of women, thereby reinforcing gender power structures in Europe. Men had the means to use women's bodies for a variety of purposes, one of which was art. In Russia, where women began to produce art themselves, questions of gender and representation were lurking just below the surface.

In this light, Natalia Goncharova's trial looks like a chain of coincidences, pushed by the social fears. Jane A. Sharp describes this chain in her chapter entitled *Redrawing the Margins of Russian Vanguard Art: Natalia Goncharova's Trial for Pornography in 1910*, which is the most complete investigation on Natalia Goncharova's case to the date. Sharp writes:

» . . . Goncharova exhibited 20 to 22 paintings on the evening of March 24, 1910, in a closed session for members of the Society of Free Aesthetics (Obshchestvo Svoobodnoi Estetiki) in Moscow . . . an inflammatory article denouncing Goncharova's work appeared the next day in Voice of Moscow (Golos Moskvy), a daily newspa-

per . . . Despite the foul play that led to the ›arrest‹ of her pictures, Goncharova and members of society's committee that organized Goncharova's March exhibit were charged under article 45 ›for the public display of blatantly corrupting pictures‹ (*iavno soblaznitel'nye kartiny*). Accounts of the trial, which took place in Moscow on December 22, 1910, indicate that the case was based on the connection made by the reviewer and the court between the society's reputation for ›decadent behavior‹ and Goncharova's depictions of the nude figure . . . Owing in part to the liberal views of the judge, and principally to the fact that the meeting had been closed to the public, Goncharova and those who stood trial with her were acquitted.« (Sharp 1993, 99-100)

As I have already pointed out, that it was not abnormal for an artist to paint and exhibit paintings of nude women in the Russian Empire. However, there were clearly expectations and certain rules for exhibiting that nudity. Generally, nudity in Russian art was connected to the antique standards of beauty and the ideal body. In other words, the cubist and primitivist trends appearing in France at the time did not find fertile soil in the Russian Empire when it came to portrayals of nude women.¹¹ Form and style played an enormous role.

In fact, many prominent male artists were and had been openly working with the naked female body in their paintings for some time. Examples include Karl Bryullov's *Bathsheba* (1832), Aleksander Ivanov's *Bathsheba* (1843), Alexey Venetianov's *Diana Dressing* (1847), and Ilya Repin's *Sadko* (1876) and *Nude* (1895-96), among others. Additionally, at the beginning of the 20th century in the Russian Empire, there were several artists who chose female nudity as their primary topic. Among them were Zinaida Serebriakova (whose naked models even included children and who did not challenge the male gaze) and Boris Kustodiev (who emphasized the beauty of full-bodied women). Nevertheless, neither high-profile academics nor artists who worked with different types of female nudity were prosecuted in the Russian Empire.¹²

What then did the public see in Goncharova's work and was the artist herself aware of the semiotics that the European painters she admired inscribed in their works? French modernist artists intentionally mixed the high genre of female nudity in art and the low genre of female nakedness in eroticism for provocative pur-

11 The closest to the French cubist and primitivist view was on the scene quite late in Russia. The male participants of the *Karo Bube*, who were also acquainted with the Western trends, led the charge. These men explicitly painted atypical nudes in the form of Venuses, though they did it later than Natalia Goncharova. The works most similar to Matisse's and Picasso's experiment with the ›fallen‹ Venus can be seen in Mashkov's *Nude* from 1918 or his *Russian Venus* from 1914, Larionov's *Venuses*, and Kontschalovsky's *Nude* from 1917.

12 Larionov's illustration in the futurist book *Le Futur* with a prostitute was seized in 1913, but there was no trial afterwards.

poses. As mentioned above, the poses of Picasso's models were distinctive and such poses were also present in the pornographic postcards of the time. A prime example was a woman with her arms crossed behind her head.

Among Picasso's paintings that were in Russian collections (and are now in the State Hermitage Museum), this pose can be seen in *Three Women* (1908) and *Dance of the Veils* (1907). Admittedly, this pose is not simply erotic: in several oil paintings exhibited in the Parisian salons in the 19th century, we can see a similar pose capturing the birth of Venus. This pose is especially distinctive in paintings such as *Vénus Anadyomène* (1848) by Jean-Auguste-Dominique Ingres and *The Birth of Venus* (1879) by William-Adolphe Bouguereau.

Scholars often connect this reemergence of the female nude in European art with the reinvention of male creativity, which coincided with the development of now-familiar gender roles in art: women as models, men as spectators (Nead 1992, Berger 2008). In the French art of the 19th Century, there was an attempt of male artists to create the ideal image of a more-than-human woman—a pure virgin goddess who was just born. So, in the beginning, this pose did not simply exist on erotic postcards, but also as a canonized version of Venus, which was experiencing a revival at the end of the 19th century in France (Shaw 1991).

Picasso, as well as other male artists (such as Matisse in his *Blue Nude* [1907] and Cézanne in his *Nude Woman Standing* [1899]), used this pose while staging their models as well. Outside the salons, however, there were photographs of women prostituting themselves or women from the colonial harems in the same pose, with their arms raised behind their heads (Alloula 1986). In this depiction, Venus becomes a prostitute. Picasso and other modernist artists—who inspired Goncharova—were connected to both contexts directly. They participated in the discussions in French society, when artists such as Ingres, Manet, or Braque would exhibit another Venus or a painting of a prostitute. After all, male artists had direct access to brothels and models for their paintings were always available.

The male gaze that saturated their art reflected the position of both women and men in Europe. Picasso's paintings of prostitutes (that he openly flaunted in the title) were less provocative in Europe because he was working in a modernist milieu, where many of the painters explored brothels. Picasso's early sketches for *Les Demoiselles d'Avignon* (1907) included a male student in the left corner of the painting and a male sailor in the center of the composition, but these two figures were not included in the final painting (Duncan 1992, 401).

In her article *Modernity and the Spaces of Femininity* (Pollock 1992, 278), Griselda Pollock describes how not only classed, but also gendered spaces shaped the concept of modernism. While artists such as Manet, Degas, Renoir, and Guys were painting in brothels, depicting mistresses or prostitutes—noble Russian women like Natalia Goncharova had no opportunity to be in the same spaces as these ›fallen women‹. Yet by copying the poses from the male painters who inspired her, it is

possible that she unintentionally made an even more provocative statement than most of the male artists in the Russian Empire.

Generally, an image carries the male gaze when the female model is shown as a passive object that the viewer can look at. Goncharova's gaze, however, is constructed differently. As she stressed in her interviews, her aim was to present models in a sculptural way (*Stolichnaya Molva* 1910). It is hard to tell which paintings were seized exactly because Goncharova was a very fruitful artist, and also because we only know about the trial through ancillary texts. However, Jane A. Sharp has made some suggestions that are now commonly accepted in other sources:

»Only five paintings from the period 1905 through 1910 are listed as ›nudes‹ or ›live models‹. . . I have been able to identify only two of Goncharova's female nude life-studies (*Female Nude [Life Study]* 1908-1909, oil on canvas, 111x83 cm; *Female Nude [Life Study]* 1908-1909, oil on canvas, 118x96 cm) at the present time. These images seem to correspond with the paintings described. . . The identity of *God (Bog)*, one of the confiscated paintings, is more difficult to establish. Whereas written accounts refer to it as a male figure, the only known painting by Goncharova of pre-Christian divinities appear to have female attributes (breasts). These paintings include the image that both Ilya Zdanevich and Mary Chamot identified as the confiscated picture in question, *God of Fertility (Cubist treatment) (Bog plodородiia [kubisticheskii priem])*, of 1909. It is possible that Zdanevich and Chamot confused this painting with another painting, a depiction of masculine divinity, not identified by Zdanevich and presumably now lost. Otherwise, we have to assume that Goncharova repainted *God of Fertility*, since no representation of the genitalia (male or female) can be discerned at the present time.« (Sharp 1993, 107-112)

The model in Goncharova's painting *Female Nude (Life Study)* (1908-1909) carries herself powerfully.¹³ She is not a passive model. Her nudity does not weaken her, but it does not transform her into a monster either. Unlike sheela na gigs or other sculptures of women displaying their vulvas, Goncharova's piece is not terrifying. The model is standing straight, and her arms are crossed behind her head, her gaze is off to the side, but her pose is not seductive. There is no harem, and she is not a mistress: the female model is in the woman artist's studio.

In the cases of Picasso and Modigliani, we see women as clear sources either for visual pleasure or for a supposed visual shock. Goncharova's model looks more like an athlete than a prostitute because her posture is sturdy, her back is straight, and her muscles are visible. Although the pose of her model was inspired by actual courtesans posing for famous artists in Paris, the painting carries more of a

13 See also Luise Thieme's chapter about the idea of female nudity as self-empowerment in the work of Gabriele Stölzer.

resemblance to the later Soviet images and statues of the Girl with an Oar than to the pornographic pictures of the era.

The case against her reveals two distinct, but overlapping postulates, both of which draw a parallel between her trial to Yulia Tsvetkova's. First, Goncharova's case shows how representations can transform, causing unpredictable effects, for example, when created not by a man in France, but by a woman in the Russian Empire. The shift of the (gendered) agent together with the shift of the (gendered) environment carries a precarious unknown element. Second, Goncharova's trial was set against the backdrop of a cultural upheaval in the Russian Empire, particularly regarding the position of women. Much like the early 20th century, a renegotiation of the position of women in Russia is currently taking place, which leaves female artists again exposed to the whims of the authorities.

4. Tsvetkova's Frame of Reference and Trial

In order to get a sense of Tsvetkova's trial, it is imperative to not only talk about her work, but also feminist art (especially from the West). Yulia Tsvetkova's art has clear similarities to global trends in feminist art, which functions as visible reference points. Additionally, I will compare and contrast the reactions from others regarding the trials themselves. But first, I need to lay out the facts of the case.

Yulia Tsvetkova is a contemporary Russian feminist artist and activist who currently lives in Komsomolsk-on-Amur. She lived and studied Modern Dance in Moscow and attended the London Film School. In 2019, Yulia Tsvetkova was accused of producing and trafficking pornographic content on the internet. Tsvetkova, born in 1993, is a twenty-eight-year-old activist and artist who was working as an educator in a children's theater at the time of her trial.¹⁴

In 2019, Yulia Tsvetkova was prosecuted specifically for her social media pages and publications of vagina illustrations, which are by now a common place in feminist art. The trial quickly captured attention in and outside of Russia. One reason Tsvetkova's case immediately stood out is probably because of the familiarity of the accusations in other times and places.

Historically, the most prominent analogous work worldwide is probably *Dinner Party* by Judy Chicago (first exhibited in San Francisco in 1979), where the artist—in the form of a triangle dinner table decorated with vulva-shaped porcelain ceramics and embroidery—attempted to present a women-centered history. Interestingly, in 1990 Judy Chicago was accused of producing pornography as well. As Josephine Withers describes:

14 See: <https://holod.media/2020/06/12/yulia-tsvetkova/>

»In the summer of 1990, it was the focus of a vicious debate on the occasion of its acceptance as a permanent gift to the black, urban land-grant University of the District of Columbia . . . After the gift was accepted in June 1990, a disinformation campaign mounted in the neo-conservative Washington Times soon spread to the floor of the House of Representatives. As part of a larger discussion of the District's budget request, *The Dinner Party* became the focus of an hour-long impassioned debate that centered on its allegedly obscene imagery. The claims of Representatives Rohrabacher and Dornan that *The Dinner Party* is »weird sexual art,« and »three-D ceramic pornography« are themselves obscenities, but in their perverse way, a cogent demonstration of the powerful emotions which *The Dinner Party* can bring forth.« (Withers 1992, 527)

In the post-Soviet space, female artists have also worked with vaginas. For instance, Irina Nakhova (b. 1955) created a installation piece *Stay with me* (2002), which represented a womb-shaped space with labia on the outside, as a logical continuation of her installation project *Rooms* that she started in the 1980's. Visitors of the exhibition had the opportunity to go inside a »uterus house«. In her statement about this work, Nakhova wrote that she recreated a feminine bodily space that is friendly and welcoming in contrast to the unwelcoming parts of male bodies that can never nurture things inside of them (Kameneckaja 2010, 85, 235-240).

The Russian artist (with Azeri-Uzbek heritage) Aidan Salakhova (b. 1964) goes as far as to combine the image of a black burqa with vulval shapes of the female body in sculptural form in her series *Destiny* (*Prednaznachenie*, 2009-2011). Aidan Salakhova has exhibited, sold, and published photos of her sculptures in Russian art magazines. Though, when her works were shown at the Venice Biennale in 2011 and represented the art pavilion for Azerbaijan, government officials from Azerbaijan insisted on their removal.¹⁵ According to the open sources, they were not accusing the artist of producing pornography. Instead, they accused her of producing art that was non-representative of Azerbaijan and reckless with Islamic imagery.¹⁶

In Naomi Wolf's popular book *Vagina: A New Biography* (2012), she argues that (across a very broad number of territories) attitudes toward vaginas historically started with sacralization but were later replaced with medicalization and subjugation. As openly vagina-positive images, she refers to Venus figurines with protruding vulvas, Sumerian worship of the goddess Inanna and her vulva (where even vases were symbols of Inanna's uterus), the Egyptian cult of Astarta (who was often portrayed with lotus-flowers as a vulval symbol), and pre-Christian and early Christian Irish sculptures of sheela na gigs. Liv Strömquist continues this topic

15 See: <https://observer.com/2011/06/aidan-salakhova-sculptures-to-be-removed-from-azerbaijan-biennale-pavilion/>.

16 See: https://www.bbc.com/russian/society/2011/06/110609_azerbaijan_biennale_censorship.

in her more recent book *Fruit of Knowledge: The Vulva vs. The Patriarchy* (2018). After publishing her other book *What is Love?* (2018) (available in its Russian translation in 2020), Strömquist even mentioned Tsvetkova in one of her interviews.¹⁷

Returning to Tsvetkova's case, it is significant that another important visual trope of her images are the alternative representations of female bodies. Like Goncharova, who was painting Scythian idols as symbols of fertility, Tsvetkova—in a simple, even childish manner—draws women with unideal bodies in her activist images. Childlike and homely depictions of vaginas as well as unidealized naked bodies cannot be called pornographic. Looking at the visual material that Yulia Tsvetkova makes in her art, it is obvious that she appeals to young women and men. She appeals particularly to those who are connected to Russian feminist activism, while she does not at all appeal to those interested in pornographic content.

Despite the similarities between Tsvetkova and Goncharova regarding the female gaze, there are important divergences between the two artists and their respective trials. Not only is Tsvetkova's work located in a different time frame, but it is also located in the current globalized conditions, which are markedly different from the beginning of the 20th century. Since the 1980's, cities in Russia have been able to build various cultural connections with Western Europe and United States. This process, for instance, has enabled several LGBT+ initiatives to function in the public sphere, even despite the notoriously homophobic Russian laws.¹⁸ At the same time, there are no visible LGBT+ or feminist organizations in Komsomolsk-on-Amur (with a population of around 300,000 people).

Unlike Goncharova, Tsvetkova clearly aligns herself with both feminism and activism. For her, art and activism are patently connected. There is no question that she uses images of women's bodies for aesthetic or sculptural purposes, but her use of women's bodies carries a political dimension as well. After all, she openly identifies herself as an artist and as a feminist activist.

Accordingly, and unlike Goncharova, Tsvetkova receives support not only from other artists,¹⁹ but also from feminist activists in Russia and abroad. When Natalia Goncharova was accused, a Moscow newspaper published angry statements from a journalist in addition to subsequent discussions about those statements

17 See: <https://daily.afisha.ru/brain/16947-feminizm-segodnya-stal-produktom-liv-stremkvist-o-dele-cvetkovoy-menstruacii-i-lyubvi/>

18 In Saint Petersburg, festivals like Queer-fest or Bok-o-bok take place. There is a functioning Russian NGO in support for gay people called Exit (*Vikhod*).

19 The case of Natalia Goncharova happened a long time ago, however, it has not been documented extensively. Nevertheless, almost exclusively male artists appear to have actively defended her: the sculptor F.K. Kraft, the writer Ilya Zdanevich, members of the Jack of Diamonds (which had female members, but none of them are mentioned in Sharp's article), and Goncharova's partner, Mikhail Larionov. The only woman mentioned in this debate aside from Goncharova herself is Mary Chamot.

(*Stolichnaya Molva*, 1910). During Tsvetkova's case, many of the Moscow- and Saint Petersburg-based publishing houses showed their support and published articles in her defense. In a CNN interview, Yulia Tsvetkova acknowledged that support and gave a deeper analysis of the Russian environment (not just a homogeneous all-oppressed territory) stressing the differences between big and small cities, saying that she appreciates the activism in her support that happened outside big cities such as Moscow and Saint Petersburg.²⁰

Being an open activist and feminist helped Yulia Tsvetkova to receive support from various feminist groups around the world. Goncharova was never perceived as a feminist, though now she is often included in the newly written feminist narratives of the Russian avant-garde. At the time, there were no women-only marches or protests in support of Goncharova.²¹ However, Tsvetkova has received support as a political feminist. Now it seems that in the new era of globalization, internet activism and feminism has spread to Russia, especially to the larger cities.

Many artists have taken part in online solidarity marathons with the hashtags #заЮлю, #СвободуЮлииЦветковой, #За_Юлю, and #ЯМыЮлияЦветкова, under which artists have posted images of vaginas so as to make a point that the female body should not be censored. The escalation of Tsvetkova's case took place during the coronavirus restrictions, which also meant that there was naturally more online activity. These protests have taken place mostly online on platforms such as Facebook, vkontakte, Instagram (which all have their own censorship policies),²² and Telegram (the channel @wearejulia argues that Tsvetkova is a political prisoner).²³ Although these protests took place online, they received strong responses. Online platforms have helped to form actions of feminist solidarity in Russia and abroad.

However, some offline events also took place. In Russia, feminist activists have taken part in protests (so-called single-person protests that Russian citizens are officially allowed to participate in without prior permission) to support the case of Tsvetkova. In Moscow, Saint Petersburg, and other Russian cities, feminist activists protested on July 27, 2020, and many were taken into custody by the police. The number of people arrested in Moscow was forty and in Saint Petersburg, three peo-

20 See: <https://edition.cnn.com/style/article/yulia-tsvetkova-pornography-gay-propaganda-law-lgbtq-activism-russia/index.html>

21 One can argue that political issues, such as the right to vote and the right for political equality, were more important during the first wave of feminism. For this reason, it is possible that Goncharova was unable to rally feminists to her cause. However, only after the third wave feminist movement, are cases like Goncharova's and Tsvetkova's seen in a political light, as the fight against patriarchy has changed over time.

22 The female body is notoriously censored on Facebook and Instagram through the prohibition on female nipples, which is a topic often discussed by feminist artists today.

23 See: <https://t.me/s/wearejulia>

ple were arrested. Among those arrested were prominent Russian activists, such as Daria Serenko, Sovia Sno, Anastasia Reziuk, and Daria Shipacheva.²⁴

The artist Daria Apachonshitch²⁵ from Saint Petersburg was arrested earlier (on July 17, 2020) for her action in support of Yulia Tsvetkova, which was called *Vulva Ballet*, near Mariinsky Theatre (an iconic Russian theatre for ballet and opera).²⁶ In front of a wall with emblematical paintings of Saint Petersburg views and the image of a ballerina, five women dressed in red and pink, held banners with vulva-like images and slogans »Free Yulia Svetkova« (*Svobodu Yulii Tsvetkovoy*) and »I exist. Do you?« (*Ya est. A vy?*). The women then performed a dance and were subsequently arrested. The activists criticized the cultural assumptions that a woman can only present herself as a non-threatening ballerina. After all, ballerinas also have vulvas.

Most of the artists and activists who participated in these actions had to pay a fine of ten thousand rubles.²⁷ But there was one exception: Anastasia Rezniuk spent 22 days in jail.²⁸ In her Instagram post from 29 July 2020, Anastasia wrote: »It is better that I spend 20 days in a detention center for a single protest than Yulia spend six years in a colony for drawings . . . Fight for political prisoners and the repressed!«²⁹ With these words, Rezniuk clearly placed her fight in support for Yulia Tsvetkova and in line with the struggle for the rights of political prisoners in Russia.

Several actions in support of Yulia were simply disrupted and never happened. On September 15, 2020, a stringer from *New York Times*, filming in Komsomolsk-on-Amur, faced intimidation and was forced to give up all the filmed material.³⁰ Additionally, in Moscow on September 15, 2020, the screening of a German movie called *Vulva 3.0* (2014), directed by Claudia Richarz and Ulrike Zimmermann, that was organized by the Moscow-based curator Andrey Parshikov, was cancelled by the National Guard of the Russian Federation (the so-called *Rosgvardia*).³¹ It started with an anonymous phone call to a Moscow police station. The caller stated that

24 See: <https://ovdinfo.org/news/2020/06/27/spisok-zaderzhannyh-na-akciyah-v-podderzhku-yulii-cvetkovoy-27-iyunya-2020-goda>

25 While this article was being prepared, Daria Apachonshitch received the status of »Foreign Agent.« This determination by the Russian authorities, declared in December 2020, serves as a warning sign from the Russian police. She is clearly being targeted for her actions in support of feminist causes.

26 See: <https://zona.media/news/2020/08/04/apakhochich>.

27 Which was a little more than one hundred euro in 2019-2020.

28 See: <https://www.wonderzine.com/wonderzine/life/news/251045-activist-arrested>

29 See: <https://www.instagram.com/p/CCBhH3Xq1TW/>

30 See: <https://vot-tak.tv/novosti/na-stringera-snimayushhego-film-o-yulii-tsvetkovoy-dlya-inost-rannogo-smi-napali/> from 23 Aug. 2020; see: <https://jfi.fund/jfi/the-new-york-times/>

31 See: <https://ovdinfo.org/stories/2020/09/16/eta-chast-tela-kontroliruetsya-gosudarstvom-kak-sorvali-pokaz-filma-vulva-30>

at the screening for around seven hundred attendees, the movie will contain homosexual propaganda, thus breaking Russian law.³² On the day of the film screening, twenty militarized employees of the Rosgvardia showed up at the outdoor cinema Flakon and prohibited the event.

Actions in support of Yulia that happened outside of Russia were far less dramatic and dangerous. For instance, a big exhibition in Tsvetkova's support took place in Berlin on 28 August 2020 as one of the events of the Red Square Festival.³³ On 16 September 2020, an exhibition called *My Body, My Show* was run in Prague³⁴, where drawings of Yulia Tsvetkova were shown along with works of Pussy Riot, Daria Apachonshitch, the Chto Delat group, and others. Members of Amnesty International in the Netherlands in October 2020 also protested in support of Yulia, where they printed her works and stood in front of the Russian embassy in the Hague.³⁵ And the Stedelijk Museum in Amsterdam acquired some of Yulia Tsvetkova's as a sample of Russian activist art.³⁶

Aidan Salakhova, whom I mentioned above, also supported Tsvetkova and publicly criticized the trial against her:

»Yes, it scares me. Because if there is the precedent that a stylized drawn vagina will be called ›pornography‹ by the court, then they could try more than half of the artists in our country. You know, I caught myself thinking recently that in the 90's or even in Brezhnev's time, we were freer than we are today.«

The accusations against Yulia Tsvetkova spurred new configurations of solidarity and collectivity in a way that would not have been possible for Natalia Goncharova. It seems that now we have a community of people who identify as feminists and are ready to support Tsvetkova's cause, which is now seen as political. Natalia Goncharova never called herself a feminist and never gathered a collective of women to be her key allies. Her identity was strictly artistic and never consciously political. However, she was also never under threat of spending several years in prison for her images.

At the time of writing, Yulia Tsvetkova is still facing prosecution. On 9 June 2020, she was formally charged with spreading pornography. The hearings are ongoing, and the case is being further investigated for the third time already.³⁷

32 The Russian Federal Law, passed on 30 Jun. 2013, claims to »protect children from information advocating for a denial of traditional family values.«

33 See: <https://red-square.berlin/de/2020/28-08>

34 See: <https://www.svoboda.org/a/30876226.html> from 06/10/2020; <https://artalk.cz/2020/09/15/tz-my-body-my-show/>

35 See: <https://t.me/amnestyrussia/1022>

36 See: <https://www.parool.nl/kunst-media/stedelijk-museum-verwerft-kunst-van-russische-activisten~b1616f2c/?referrer=https%253A%252F%252Ft.me%252F>

37 See: <https://ovdinfo.org/story/delo-yulii-cvetkovoy>

5. Conclusion

We can speculate as to whether or not a kind of artistic purity where we can separate art from politics and gendered predispositions is possible today, but in my observation as a practicing artist and curator, more and more artists are dismantling the possibility of so-called ›pure art‹ by openly taking political agendas. And many Russian women artists who are working today call themselves feminists and stand for their own causes as well as for the causes of others. Thus, activist networks of women and men both in and outside of Russia constitute a support base for Tsvetkova. Furthermore, by calling herself a feminist, Tsvetkova has attracted a broader array of people than Goncharova did.

These networks exist against a background (or, perhaps, express part of it) of shifting gender norms in Russian society. The Russian authorities respond to these shifting gender norms in heterogeneous ways, but it is precisely this heterogeneity that puts female artists at risk. After all, it is not merely the question of female nudity, but rather a question of female perception itself. It is also a question of how artistic trends travel across space and apparent cultural boundaries. Just as Natalia Goncharova adapted the styles and forms of French male artists, Yulia Tsvetkova has adapted Western feminist styles and forms regarding bodies and vaginas.

Of course, Russian citizens often borrow foreign concepts and terms and apply them to the Russian context. Recent discussions, for example, have evolved around Black Lives Matter and the movement's application to the Russian context. But Russia itself also produces its own concepts, such as the questions regarding so-called ›New Ethics‹ (*Novaya Etika*), and their place in the post-Soviet space. Overall, what makes the trials of Goncharova and Tsvetkova notable is how they not only reflect Russia's relationship to the outside, but also Russia's relationship to itself. In other words, Goncharova's trial reflected a crisis in gender norms and relations at the beginning of the 20th century and Tsvetkova's trial reflects the current crisis in gender norms and relations in Russia. The two cases ultimately show important similarities and differences between Russia of 1910 and Russia of 2019.

Bibliography

- Alloula, Malek: *The Colonial Harem*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1986.
- Berger, John: *Ways of Seeing*, London: Penguin Classics 2008.
- »Beseda s N. S. Goncharovoy,« in: *Stolichnaya Molva* 115 (5 April 1910).
- Blakesley, Rosalind Polly: »Women and the Visual Arts,« in: Wendy Rosslyn/Alessandra Tosi (ed.), *Women in Nineteenth-Century Russia*, Cambridge: Open Book Publishers 2012.

- Broude, Norma/Garrard, Mary D. (ed.): *The Expanding Discourse: Feminism and Art History*, Boulder, CO: Westview Press 2001.
- Duncan, Carol: »The MoMA's Hot Mamas,« in: Norma Broude/Mary D. Garrard (ed.): *The Expanding Discourse: Feminism and Art History*, Boulder, CO: Westview Press 2001, 347-357.
- Havice, Christine: »In a Class by Herself: 19th Century Images of the Woman Artist as Student,« in: *Woman's Art Journal* 2 (1981), 35-40.
- Iovleva, Lidia (ed.): *Iskusstvo zhenskogo roda: Zhenshchiny-khudozhnitsy v Rossii XV-XX vekov*, Moscow: State Tret'iakov Gallery/Creative Laboratory INO 2002.
- Kameneckaja, Natalija (ed.): *Zen d'ART 1989-2009: The History of Gender and Art in Post-Soviet Space*, Moscow: Museum of Modern Art 2010.
- Korowin, Elena: »Natalia Goncharova's Canonization in Europe after 1945,« in: *The Journal of Art Historiography* 1 (2018), 1-19.
- Leniashin, Vladimir: »Repin i ego znamenitije učeniki,« in: *Russkij Muzej*, Saint Petersburg: Palace Editions 2011.
- Moleva, Nina/Belutin, Eliy: *Russkaja chudožestvennaja škola pervoj poloviny 19 veka*, Moscow: Iskusstvo 1963.
- Mulvey, Laura: »Visual Pleasure and Narrative Cinema, Screen,« in: *Screen* 16.3 (1975) 6-18.
- Nead, Lynda: *The Female Nude: Art, Obscenity and Sexuality*, London: Routledge 1992.
- Pollock Griselda: »Modernity and the Spaces of Femininity,« in: Norma Broude/Mary D. Garrard (ed.): *The Expanding Discourse: Feminism and Art History*, Boulder, CO: Westview Press 2001, 245-267.
- Pollock, Griselda: *Vision and Difference: Feminism, Femininity and Histories of Art*, London: Routledge 2003.
- Prorokova, Sofia: Ilia Repin: *Zhizn Zamechatel'nykh Ludey*, CK VLKSM, Molodaya Gvardia 1958.
- Raev, Ada: *Russische Künstlerinnen der Moderne (1870-1930). Historische Studien. Kunstkonzepte. Weiblichkeitsentwürfe*, München: Fink Verlag 2002.
- Sharp, Jane A.: »Redrawing the Margins of Russian Vanguard Art: Natalia Goncharova's Trial for Pornography in 1910,« in: Jane T. Costlow/Stephanie Sandler/Judith Vowles (ed.): *Sexuality and the Body in Russian Culture*, Stanford: Stanford University Press 1993, 97-123.
- Shaw, Jennifer L.: »The Figure of Venus: Rhetoric of the Ideal and the Salon of 1863,« in: *Art History* 14.4 (1991), 540-570.
- Solomon-Godeau, Abigail: *Male Trouble: A Crisis in Representation*, London: Thames & Hudson 1997.
- Withers, Josephine: »Judy Chicago's Dinner Party: A Personal Vision of Women's History,« in: Norma Broude/Mary D. Garrard (Ed.): *The Expanding Discourse: Feminism and Art History*, Boulder, CO: Westview Press 2001, 451-465.

Gender Studies: Wissenschaftliche und künstlerische Interventionen

Being a Feminist Public Theologian in South Africa Today¹

On Wounds, Scars and Healing in the Book of Jeremiah and Beyond

L. Juliana Claassens

1. Introduction

In his essay *After Ten Years*, Dietrich Bonhoeffer reflects in 1942, in the context of being »silent witnesses of evil deeds« that caused many of his peers to become mistrusting or even cynical, on the question »Are we still of any use?«² In his contemplation of how to live and work and write in trying times he writes as follow:

»We will need not geniuses, cynics, people who have contempt for others, or cunning tacticians, but plain, uncomplicated, honest [simple, straightforward³] people. Will our inner strength to resist against what has been forced upon us have remained strong enough and our honesty with ourselves blunt enough, to find our way back to simplicity and honesty [straightforwardness]?« (Bonhoeffer 2010, 52)⁴

-
- 1 This paper was first delivered at the 14th Australian Bonhoeffer conference titled *Bonhoeffer and Public Theology*, that was hosted by BBI—The Australian Institute of Theological Education in Sydney, Australia, 7-8 June 2018. It was published in L. Juliana Claassens »Towards a Feminist Public Theology: On Wounds, Scars and Healing in Jeremiah and Beyond,« in: *IJPT* 13 (2019), 185-202, and reprinted with special permission from the editor.
 - 2 The Seventh Bonhoeffer conference in South Africa that was held in January 1996 took as its theme this question of Bonhoeffer: »Are we still of any use?« A collection of essays from this conference is gathered in the volume Gruchy 1997.
 - 3 The original German reads as follow: »Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen werden wir brauchen.« (Bonhoeffer 1998, 38). The phrase »schlichte, einfache, gerade Menschen,« could also be translated as »plain, simple, straightforward people,« which, in this article, is brought into conversation with the reference to »simple and straightforward« with which Dirk J. Smit characterizes the work of Denise Ackermann.
 - 4 John de Gruchy writes how this essay in 1942 was a Christmas gift to his brother-in-law Hans von Dohnanyi and his close friends, Hans Ostert and Eberhard Bethge. He reflects on the

I have first heard the reference of »simple and straightforward« from my former professor and colleague, Dirk J. Smit who now is Professor of Systematic Theology at Princeton Theological Seminary. In his contribution to a volume that honours the life and legacy of one of the mothers of feminist theology in South Africa, Prof Denise Ackermann, Smit (2009, 157-158) uses this designation in order to capture Prof Ackermann's role as South Africa's foremost feminist theologian.⁵ Indeed Prof Ackermann during some very trying times in South Africa's history persistently spoke truth to power, and without ever growing cynical demonstrated great courage in the face of many trials and tribulations facing our country. In light of Shelly Rambo's definition of a post-traumatic public theology as »hold[ing] up hope in the public square amidst the ›injustice and the precariousness of life,‹« (Rambo 2016, 17) one indeed can describe Prof Ackermann as a feminist public theologian par excellence.⁶

The examples of these great theologians who in their respective ways embody public theology serve as inspiration for this essay that seeks to reflect on the nature and significance of a feminist public theology that is closely associated with the question asked by Bonhoeffer: »Are we still of any use?« (Bonhoeffer 2010, 52)⁷ This question is with me as I contemplate my own role as feminist biblical theologian in my own immediate context at Stellenbosch University taking seriously our location on the African context and part of the global community: In what way can I and

purpose of this essay: »They were now exhausted by a process which went against everything for which they had previously stood. Was it possible then, that they could still be of any use in the reconstruction of German and Europe once the present nightmare had ended.« (Gruchy 1997, 2)

- 5 Dirk J. Smit (2009) uses this designation in terms of Calvin's use of the term *brevitas et facilitas* in the spirit of making accessible theological truths to a broader audience that aligns with Denise Ackermann's decision to use the genre of letters as a vehicle for her theological reflections in her book *After the Locusts: Letters from a Landscape of Faith* (2003). However, I would want to contend that Bonhoeffer's use of this term also applies to Ackermann in another way that speaks of her ability to offer a clear witness amidst trying times.
- 6 Dirk J. Smit writes that even though Denise Ackermann has been quite sceptical about the term »public theology,« she nevertheless aligned herself with its goals of working for justice and the flourishing for people. Moreover, it is telling that several others have characterized her as such (Smit 2017, 68, 89). See also the unpublished doctoral dissertation of Ronel Bezuidenhout (2007, cited in Smit 2017, 73).
- 7 Interestingly enough, in her response to the papers delivered at the 1996 Bonhoeffer conference in South Africa, Denise Ackermann identified a key problem with this question when she asked »Who are we?« She goes on to offer a sharp critique of the »malestream« nature of the conference which continues to see a paucity of female voices, as well as little attention to the ongoing scourge of violence against women in South Africa. Ackermann's response is represented in the afterward to the collection of essays from this conference (Botman 1997, 367-368).

other feminist theologians continue to offer a theological witness in the midst of the manifold challenges facing us in our context?

In this essay, I will seek to identify three key characteristics of a feminist public theologian that I consider to be imperative for the unique challenges facing us today both locally and globally. In this regard, I will add my voice to the conversation already started by feminist public theologians such as Esther McIntosh, Heather Walton, Heather Thomson and Julia Pitman. And finally, as a feminist biblical interpreter, I will draw on some examples from the fascinating Book of Jeremiah that emerged out of a very traumatizing context of war and displacement in order to reflect on my own vocation as feminist public theologian in the world today.

2. Outlining the Task and Function of the Feminist Public Theologian

2.1 Light Shining in Darkness

In the introduction to a collection of essays on posttraumatic public theology, Shelly Rambo defines the core characteristic of a public theologian doing theology in a posttraumatic world to serve as a »constructive visionary,« engaged in the business of meaning-making (Rambo 2016, 2-3). One could thus say that the public theologian is living in the world as it is but is called to imagine the world to be otherwise, thus helping people to see beyond their current circumstances marred by the effects of violence and injustice. In this regard, I propose that a first central characteristic of the feminist public theologian as a »constructive visionary« is to help people see light in places of darkness.⁸ In this regard, womanist biblical scholar, Mitzi Smith, describes how the African American activist Fannie Lou Hamer always sang the song *This Little Light of Mine* throughout the difficult years she and others around her were struggling to challenge unjust structures—even during the time she found herself in jail. According to Smith, this song constituted for Hammer a »counter narrative confronting the racist ideology that there was nothing good in black people, nothing but darkness.« (Smith 2015, 113) The image of light shining in the darkness is compelling as it both acknowledges the reality of the darkness, but nevertheless without ceasing, invokes the counter reality of light that keeps on shining in the dark.

8 In a wonderful article on methodology and public theology, Dirk J. Smit outlines six characteristics of public theology using the work of the Chairperson of the Board of the Evangelical Church in Germany and eminent public theologian, Heinrich Bedford-Strohm, as a test case. According to Smit, public theology is biblical-theological, multilingual, knowledgeable, orientating, prophetic and inter-contextual. The notion of »light shining in darkness« adheres to the »orientating« nature of public theology that according to Smit is offering guidance and direction in terms of difficult situations (Smit 2017, 82-84).

This image of light shining in the dark moreover encapsulates the feminist public theologian's quest of striving to overcome injustice. Smith writes how *This Little Light of Mine* has become a theme song for womanist biblical scholars in their quest to »shine a light on injustice« in the biblical text, and in society »declar[ing] truths that can lighten and enlighten the paths of the most marginalized.« This womanist biblical interpreters' prophetic role is poetically captured by Smith when she writes how these scholars

»[P]rophetically lower their pens to paper and fingers to keyboards, raise their voices, and lift their feet to write and right, to teach and to preach, and to sing ›truth to power‹ with a goal toward transformation and the dismantling of oppressions and oppressive structures, towards revolutionary change.« (Smith 2015, 113)

When it comes to contemplating the nature and significance of a feminist public theology, I have found the growing body of work by womanist biblical interpreters as evidenced above to be greatly helpful for considering my own sense of vocation. These public theologians have — over many years of struggling to make a way out of no way — developed some great insights and skills that may help others to consider own public role that extends from mere scholarship the sake of scholarship. These sisters in the wilderness who have individually and collectively sought not only to survive but also to thrive, indeed have led the way in challenging injustice both in the text and the world (cf. Williams 1993; Weems 1988; Byron and Lovelace 2016). Moreover, womanist biblical interpreters have had a lot of practice of developing a biblical hermeneutic that not only is attentive to the marginalized voices in the text, but also finds ways to counter those biblical texts that condone slavery as well as patriarchy, racism, classism, sexism, and imperialism—hence reading »against the grain and between the lines of the biblical text.« (Smith 2015, 117)⁹ Probably the most valuable factor for developing a feminist public theology in South Africa is the womanist biblical interpreters' insistence that one cannot view gender in isolation but must always regard it in terms of class and race.

It is thus important for a feminist public theologian — inspired by the example of these womanist biblical interpreters, and also embodied by Denise Ackermann cited in the introduction — to maintain a sense of »vision over visibility,« to cite

9 Smith writes as follow about Womanist biblical scholars' relationship to the biblical text: »Because the biblical text is sacred to black women and their communities, they authoritatively mine and recover texts and characters that have been white-washed, demonized, silenced, and obfuscated by patriarchal, imperial or colonial, androcentric, misogynistic, and elitist male authors and contexts . . . This act of biblical excavation helps womanist biblical scholars to speak about, to and out of black women's lived realities in dialogue with the biblical text while maintaining a sacred relationship with the text.« (Smith 2015, 115)

the song of the well-known theologian and rock group U2. The feminist public theologian is hence called to name the reality of the darkness, but also to see beyond it; and, in a counter movement, to bring about compassion, justice, resistance, and resilience where there is none. It is in the context of the manifold situations that can be described as post-traumatic to help people to hold on to hope amidst the reality of injustice and the precariousness of life (Rambo 2016, 17).

A great example of this type of constructive visionary using her tools as a post-colonial feminist biblical interpreter to imagine the world to be otherwise, Prof Musa Dube offered the following charge to the graduating class of 2017 in the spirit of the prophet Ezekiel who was called to proclaim life in the valley of dry bones during her acceptance speech when she was recently awarded an Honorary Doctorate from Stellenbosch University:

»I wish to congratulate all of you the 2017 class of graduates—for the degrees that you have earned from various disciplines and specialties. The world awaits and needs you. Go out there and light the world, where forces of death are persistently rising to rob individuals and communities of their God-given life. The graves of poverty, gender inequality, racial discrimination, ethnic strife, global warming, violence, global class, HIV/AIDS, national corruption, neo-liberalism, human trafficking, stigma and discrimination etc, await your work of resurrection.« (Ezekiel 2017, 37)¹⁰

This inspiring example of feminist public theology in action clearly shows how Theology has powerful resources to make a contribution in the public realm, to offer a vision of life amidst death that serves as a counter narrative that may serve as a source of healing and hope.

2.2 Uncovering Wounds

A second important task of the feminist public theologian that is closely associated with the notion of naming the darkness is to recognize the reality of the deep

10 The event of Prof Dube's honorary doctorate as well as her acceptance speech is available at <https://www.youtube.com/watch?v=d7mfzflX7ng>. Prof Musa Dube is Professor of the New Testament in the Department of Theology and Religious Studies at the University of Botswana, and one of the leading voices in postcolonial biblical interpretation. Her monograph, *Postcolonial Feminist Interpretation of the Bible*, is widely regarded as ground-breaking in terms of method and substance and can be said to have set the parameters of postcolonial biblical interpretation (Dube 2000). Prof Dube is moreover an ardent advocate for the concerns of African women highlighting the ongoing suffering too many women on this continent have experienced in the form of violence and abuse, poverty, war, globalization, and also HIV and AIDS (Dube 2009).

wounds and the scars caused by systemic racism, sexism, xenophobia, and homophobia, which, if left unattended, may fester, and return with a vengeance. In this regard, feminist psychologists Maria Root and Laura Brown have come up with the notion of insidious trauma to describe the ongoing and never-ending experiences of suffering and dehumanization an individual or group may experience due to one's gender, race, and class (Root 1992, 230, 240-241; Brown 1995, 110-111). According to Root, the wounds caused by these traumatizing experiences are often to be found below the surface since society, and often even the victims themselves, may not even recognize the damage caused by these ongoing experiences of micro and macro aggression (Root 1992, 240).

A helpful way of explaining this inability to recognize the potentially traumatizing reality of such individuals or groups is the example of »the crooked room« used by Shelly Rambo to speak about »the long-term effects of systemic racism,« which also may be applied to other forms of insidious trauma (Rambo 2017, 85-86). The image of the crooked room is Melissa Harris-Penny's way of helping people to understand something of black women's experience in the USA. According to Harris-Penny, the suffering African American women have endured, and continue to endure, by living in a society that is saturated by harmful stereotypes and distortions of reality, can be likened to the hidden wounds created by the experience of having to live in a room that is crooked. This analogy has its roots in a psychological experiment that demonstrated that people who are required to sit on crooked chairs in a crooked room eventually began to believe their situation to be normal. As Harris-Penny reminds us, to continually try »to stand upright in a room made crooked,« (Harris-Penny 2011, 35) thus, having to live in a skewed context where one is bombarded with greatly demeaning images of oneself and one's group may cause long-lasting psychological damage to black women—as also to other women, minorities and all individuals who find themselves in a situation of insidious trauma (cf. also Rambo 2017, 85-86).¹¹ Nevertheless, one does find some brave souls who are willing to challenge the architecture, recognizing it for what it is: a distortion of reality, hence, a crooked room.

11 Especially the prophetic dimension of public theology as outlined by Smit (2017, 84-85). My thanks also go to my colleague Dion Forster who has pointed me to Smit's article and other conversation partners with regards to feminist public theology. In his engagement with my paper, Forster makes the following poignant observation regarding the prophetic orientation of true public theologies: »Public theologies are not ›caught‹ or ›bound‹ in their realities, they speak of, and act for, a truer reality, a prophetic reality! So, while it is orientating (as mentioned above), it is also deeply prophetic. If one relates this to Hauerwas' notion (see his Gifford lectures entitled *With the grain of the universe*), he suggests that true living, is lived ›with the grain of the universe,‹ not against it. That is not only prophetic in the sense of proclaiming what could be, it is prophetic in living rightly in a world that has gone wrong—standing straight in a crooked room!«, personal conversation, 13 May 2018.

Examples of the damaging effects of insidious trauma abound. Shelly Rambo, for instance, shows how the »racialized violence in the age of Ferguson« is rooted in the deep wounds of the United States' troubling history with race and its inability to adequately deal with the deep wounds caused by racism. Rambo (2017, 73) writes that precisely because these injustices have not been adequately attended to in the past, the deep wounds caused by systemic racism »remain[s] untended below the surface of the collective skin.«¹² Referencing an essay Willie Jennings wrote in the wake of Ferguson (cf. the killing of Trayvon Martin by police officer George Zimmerman who subsequently was acquitted), Rambo warns that »the unhealed wounds of the past persist and surface in the present« — often by erupting in anger and with force (Rambo 2017, 73; Jennings 2013).¹³ These wounds, if and when they surface, »are often unrecognizable and misunderstood« — a case and point that traumatic experiences »do not respect lines between past, present and future, that histories of suffering persist in the present, operating powerfully below the surface of conscious life.« (Rambo 2017, 145).

This is also quite evident in South Africa when the often festering wounds caused by Apartheid erupt once more with reference to the deeply dehumanizing effects of ongoing poverty (Lee 1998, 5–12).¹⁴ For instance, Nkosi Gola with great passion and anger in what he terms »shit theology« shows the crude infringements of basic human rights with only 300 toilets for thousands of inhabitants in the informal settlements of Gugulethu and Khayelitsha where numerous women and children were being raped and murdered while they were going to relieve themselves at night. (Gola 2017)¹⁵

A feminist public theology is thus concerned with facing the world with all its crookedness and helping to name the wounds below the surface regarded as the first step in changing the reality (Walton 2010, 30).¹⁶ In a class exploring the inter-

12 Rambo notes that »hiddenness« in this context exhibits a double meaning: »Wounds are out of sight and they are intentionally covered over. It is handed down from one generation to the next but »its pain has never openly been admitted.« (Rambo 2017, 72)

13 Willie Jennings' quote cited by Rambo is as follow: »It touched a nerve in what Wendell Berry called the hidden wound—that raw, throbbing one that never grows skin thick enough to keep it from puncturing and bleeding at the slightest touch. The deep wound of our racial history has never passed—no one in America lives without it.« (Rambo 2017, 73)

14 See also the notion of »slow violence« that has been used to describe poverty and particularly as it impacts on the environment (Nixon 2013).

15 Nkosi Gola and Zukile Ngeze are reported to have said the following at the 2017 Justice conference: »Let's theologise shit. This guy looks into shit and he sees Jesus. Could it be that Jesus exists in shit? If Jesus is the least of these and the least of these are living in shit in the townships, then Jesus in South Africa is in deep shit.« See also the link between inequality and basic sanitation (Conradie 2014).

16 See also Heather Walton's description of the task of critique as a central aspect of the »every-day work of the feminist theologian« as well as her use of the work of Denise Ackermann on

section of gender, health, and theology, which is taught to all our Master of Divinity students at Stellenbosch University preparing for ministry and to our MTh Gender and Health students, we, for instance, name the reality of how poverty is truly sexist (Moghadam 2005; Masenya 2004), how HIV/AIDS can be said to be a gendered pandemic (Dube 2002; Haddad 2002), and how violence affects particular women, the poor and minorities in distinct ways (Maluleke/Nadar 2002; Phiri 2002).

This act of uncovering or surfacing hidden wounds is often a treacherous task and involves—according to Rambo »confrontation and engagement.« (Rambo 2017, 84) It takes courage to say it as it is. Mitzi Smith also encourages womanist biblical scholars to »engage in prophetic truth-telling at the risk of annoying the powerbrokers, at the risk of being demonized.« Moreover, this act of naming the wounds should also go deeper than merely focusing on one level of injustice. An intersectional understanding of gender requires that one not only challenges the systemic nature of sexism, but also considers how it intersects with systemic racism and the devastating effects of poverty that includes attention to factors such as globalization, colonization and capitalism that collectively cause those who are most vulnerable to suffer even more (Smith 2015, 114–115).¹⁷

In this regard, Smit argues that Denise Ackermann's theology is profoundly concerned with the wounds of the world. Inspired by the work of Jürgen Moltmann, Smit writes how Ackermann believes that

»[T]heology springs from divine passion, from the open wound of God in one's life and in the tormented men, women and children of this world. Her theology speaks of Tamar's cry, it calls for tears and lament. Her theology is about human beings and their dignity, concrete human beings, women and children, with bodies, and faces, and their dignity denied. Her theology is about life, healing, justice, freedom, hope.« (Smit 2017, 169–170)

According to Smit, for Ackerman, the message is indeed »simple.« (Smit 2017, 170) And straightforward, I would say.

2.3 Binding Up Wounds

A third important task of the feminist public theologian that is deeply rooted in the ability to imagine the world to be otherwise, is to actively engage in what Rambo calls »wound work,« i.e., going beyond merely surfacing the wounds, but also

naming »complicity and pain« as source for her work on lament in the South African context (Walton 2010, 30, 34).

17 Smith warns, for instance, how »capitalism survives and thrives on the backs of a constructed, perpetual underclass of undereducated, underpaid, and underemployed laborers.« (Smith 2015, 114–115)

attending to the wounds by means of touching, cleaning, and applying balm with the distinct purpose of healing (Rambo 2017, 92).¹⁸

In this regard, one could say that the feminist public theologian is to journey with those in pain, to hear the other into speech — thus, in an act of shared vulnerability to acknowledge the other's reality.¹⁹ Founder of the Circle of Concerned African Women Theologians, who is considered the Mother of African Women's Theology, Mercy Amba Oduyoye, emphasizes compassion as the source of solidarity when she argues that »hurting with those who hurt, and rejoicing with those who are enjoying life, is an important aspect of women's theology.« (Oduyoye 2001, 37)²⁰ In a South African context, Denise Ackermann sets a profound example by calling the people of this traumatized country to lament the deep wounds left by HIV/AIDS; by the atrocities of the cruel Apartheid regime; by the great inequality between the rich and the poor that seems to be growing bigger by the day.²¹

The image of touching wounds is a powerful image for capturing the notion of compassionate solidarity that, I propose, ought to be central to a feminist public theology. Rambo writes how the notion of the »healing ministry of touch and being touched« as exemplified in Jesus' numerous acts of moving closer and touching the wounds of the most undesirables—the lepers and the woman who bled all the time—is a bold act of once more »reinscribing value« to what had been consistently and blatantly devalued. To touch the wounds caused by racism, sexism, homophobia, and poverty is thus rooted in what Rambo describes as »a vision of fierce care« that affirms the inherent goodness of bodies (Rambo 2017, 101-102, 105). The touching of wounds thus signals an unwavering commitment to life itself in contexts of ongoing dehumanization and devaluation.

The feminist public theologian's vocation of tending to hidden wounds, open wounds and infected wounds requires moreover that she uses some of the best

18 Heather Thomson's contribution that speaks of »the therapeutic role of public theology—compassion for the weak and vulnerable, healing for the wounded, help for those who are suffering.« (Thomson 2008, 274)

19 In her book *Political Emotions: Why Love Matters for Justice* Martha Nussbaum highlights the importance of finding common ground amongst individuals and groups that is rooted in an understanding of shared vulnerability. This includes imagining another's feelings, fears, joys, hopes, and frustrations that forms the basis for cultivating compassion. (Nussbaum 2013, 3)

20 Oduyoye puts it as follow: »Mothering is an obligation of all in the community whether they are women or men. It is doing to others what God does to, with and for us out of God's compassion.« (Oduyoye 2002, 37-38)

21 Based on her work regarding lament and healing in the South African context, in my contribution to her *Festschrift*, I characterize Ackermann as the foremost keener calling on the people of South Africa to join in lament. I write the following: »Like the keeners of old, she led us in weeping and wailing regarding the atrocities of apartheid, and encouraged us to come together in public spaces to remember, to lament, and to work toward reconciliation and healing.« (Claassens 2009, 194)

theological resources at her disposal not only to help people make sense of the pain caused by the insidious trauma of racism, sexism, poverty, but also to align with the first task of the feminist public theologian outlined above as to keep reminding people that the world must and should look »differently from the site of ruins.« It is to help individuals and groups to cultivate »new capacities for imagining life,« drawing on values such as compassion, justice, resistance, and resilience (Rambo 2017, 99).

The feminist public theologian thus also is to call upon others to weep with those who weep, to care for and bind up the deep wounds that rob quality of life for millions, but also to actively work to eradicate the wound producing circumstances. The wound work done by the feminist public theologian, the caring and comforting, should never though be disassociated from asking why people are having wounds in the first place.

Nevertheless, the reality is that despite the feminist public theologian's best efforts, many of the wounds caused by the life-denying forces of poverty, HIV/AIDS, racism, sexism, and homophobia cited above are so deep that they may never go away. However, the hope is that through the healing that comes through attentive, caring touch that involves cleaning and applying antibacterial ointment that prevents further infection that the wounds may eventually turn into scars. As Rambo reminds us, »the scar marks suffering and healing but does so not by inscribing the memory of suffering but by leaving a mark.« (Rambo 2017, 52)

3. Wound Work in the Book of Jeremiah

Given my own work as a feminist biblical interpreter, I have found that biblical texts offer a fruitful space where the uncovering and healing of wounds may occur. Actually, the Book of Jeremiah is an excellent example of a prophet who is taking on a public theological role, i.e., naming the darkness that was said to constitute a central aspect of a feminist public theology. Reading these texts from Jeremiah may serve the function of creating space for contemporary readers to consider the deep wounds caused by structural violence both in the text, but also in our own contexts: the hidden wounds of gender, race, and class, which, if left unattended, may fester, and return with a vengeance. But at the same time, we also find how central to Jeremiah's prophetic witness is the challenge to remember otherwise, thus in an often very dark book, to offer glimpses of light shining in the darkness.

In this regard, Kathleen O'Connor describes how the prophet Jeremiah following the devastating Babylonian invasion from the ruins helped the people to face the reality of their wounded past and present, but also to engage in the act of meaning making that is essential if they were going to start the process of healing. She writes:

»Jeremiah does the life-saving work of a preacher-poet-theologian. He looks at his people's situation, he lives among them and sees their world; he names it, and re-frames it by imaginatively re-inventing traditions they share. This interpretive work rebuilds them into a people.« (O'Connor 2010, 41)

In the rest of this article, I will introduce a few examples from this ancient book, preoccupied with coming to terms with its violent past that align with the threefold task of the feminist public theologian outlined above.

3.1 Uncovering Wounds in Jeremiah

With regard to naming the darkness, descriptions of violence abound especially in the first part of the Book of Jeremiah. For instance, in what has been called the *War Poems* in Jer 4:5-6:30, the sights and sounds of military invasion by the Babylonian Empire are captured in harrowing fashion (O'Connor 2010, 41-46). For instance, in Jer 5:6, the enemy from the North is described in terms of a lion, wolf, and leopard who devour everything in their way. In Jer 5:17, the verb »to eat up« is used to depict the utter devastation that is likened to a monster who devours the people's food, their animals, their property, and their loved ones (Claassens 2018).

However, beyond the devastating effects of imperial violence portrayed in this book, there are also several other levels of violence that should be recognized as well. For instance, the pervasive notion of structural violence that is deeply embedded in this text and its context can be said to be just as damaging. For instance, it is important to recognize amidst the harrowing descriptions of imperial violence also the wounds caused by violence associated with aspects such as class, gender, and ethnicity. Even though seemingly less overt, these forms of structural violence are responsible for inflicting wounds of their own that are festering just below the surface, and if not attended to, likely to threaten the health of the entire community (cf. Claassens 2018).

For instance, in Jer 6:7, the theme of sickness and wounds is quite distinctly linked to the notion of injustice that in this text is portrayed also in terms of violence and destruction:

⁷As a well keeps its water fresh,
so she keeps fresh her wickedness;
violence and destruction are heard within her;
sickness and wounds are ever before me.

Similar also to other prophetic texts such as Isa 5:7; 10:2 and Amos 5:11-12; 8:6, one finds particularly in Jeremiah 5-6 how the slow violence of poverty and injustice have caused considerable harm to the people. In Jeremiah 5:1, the speaker notes

how a fervent search throughout the streets and squares of Jerusalem has yielded not a single person who acts in justice.

Moreover, throughout Jeremiah one also finds some very troubling images that employ violence against a female body in order to portray the reality and effects of imperial invasion. One of the most disturbing examples is to be found in Jer 13:22 when the metaphor of rape is used to describe the violent acts of breaking down the City's walls, entering the City and her buildings (Claassens 2017, 616)²²:

And if you say in your heart,
 ›Why have these things come upon me?‹
 it is for the greatness of your iniquity
 that your skirts are lifted up,
 and you are violated.

Employing a hermeneutics of trauma, Kathleen O'Connor describes the rhetorical function of this metaphor as follows:

»The rape of Zion revisits memories of frightful violence and painful history through a narrowed window, as a drama of violence against one vulnerable figure who stands in for the whole people. Rape is what happened to them; it is their lives rendered symbolically, their fragmented memories drawn into a narrative, into new speech for a speech-destroying disaster.« (O'Connor 2010, 46)

3.2 Binding Up Wounds in Jeremiah

It was argued in the first part of this article that a feminist public theologian should also go beyond uncovering the hidden wounds caused by class, gender, and race. Another central aspect of the feminist public theologian's work is to find ways to attend to the wounds caused by violence. In this regard, Carolyn Sharp identifies two strategies for responding to the manifold descriptions of violence in the Book of Jeremiah that align with the task of binding up the wounds that was outlined as an important part of the feminist public theologian's vocation. Concerning the first strategy of ›lament,‹ Sharp writes as follow: ›I define ›lament‹ as socio-political protest that names woundedness and loss, making visible the vulnerability of cultural systems of meaning-making and declining to be complicit in the erasure of pain and brokenness from communal memory.« (Sharp 2013, 155)

22 See my explanation of this metaphor: ›The reference to ›your skirts lifted up‹ in the biblical text is euphemistic speech for sexual assault, which together with the Hebrew term (›to suffer violence‹), is typically used to describe rape. In this regard, it is important to note that the two verbs used (›uncover‹) and (›to see‹) used in this context, also appear in other contexts of sexual violence e.g., Isa 47:31; Ezek 16:36, 37; 23:29 and Nah 3:5.« (Claassens 2017, 616)

There are numerous instances of lament in the Book of Jeremiah; of the traumatized prophet seeing the pain of his people and standing in solidarity with them. For instance, in the classic text upon which the African American Spiritual, »There is a Balm in Gilead,« is based, we read the following show of solidarity in Jeremiah 8:21-22:

21 For the hurt of my poor people I am hurt,
I mourn, and dismay has taken hold of me.

22 Is there no balm in Gilead?
Is there no physician there?
Why then has the health of my poor people
not been restored?

The Hebrew in vers 21 literally means »brokenness,« thus it is the brokenness of the people that causes the prophet to be broken as well. The Prophet is wounded because of the wounds of the people. Moreover, in Jeremiah 6:26 the prophet calls upon his »poor people« to lament as one would do when one's only child has died:

26 O my poor people, put on sackcloth,
and roll in ashes;
make mourning as for an only child,
most bitter lamentation:
for suddenly the destroyer
will come upon us.

It is also telling that the prophet includes himself in what is happening to the people when he emphasizes how the »destroyer will come upon *us*,« so serving as a profound example of solidarity and compassion (Kalmanofsky 2008, 126).

A second strategy highlighted by Sharp concerns the act of »transgression« that forms a central aspect of the feminist biblical interpreter who embraces a public theological role is the commitment of reading otherwise or reading against the grain of the text. She writes: »I define ›transgression‹ as the privileging of creative interventions, ancient and contemporary, that resist or reframe destructive social norms.« (Sharp 2013, 155)

This act of challenging harmful manifestations of violence and in particular the norms and values that undergird such wound-inflicting actions by individuals and groups is vitally important if one is to move beyond uncovering the wounds and start the often long and difficult process of healing. Concerning the act of uncovering the wounds caused by structural violence based on factors such as inequality and societal injustice in the Book of Jeremiah, this would mean asking some uncomfortable questions such as: How does one go about recognizing the slow violence of poverty and injustice, while at the same time refrain from uncritically participating in the text's distinct viewpoint that Israel is to blame for her

own destruction? How does one honestly deal with the wounds of economic and social injustice that specifically affect women and children and the infirm, while acknowledging as well that there may be innocent sufferers amongst those who have fallen victim to the traumatizing effects of imperial violence?

These questions are particularly pressing in my own South African context of where one is constantly faced with one of the greatest divides between rich and poor in the world. One sees this vividly illustrated in the stunning photo of my hometown Stellenbosch that captures »unequal scenes« from around the world. This aerial shot shows the corrugated tin shacks of the township Kayamandi right next to the university town of Stellenbosch that is in the heart of the wine industry, and the center of technological innovation, with some of the wealthiest of the wealthy living in the most valuable real estate in the entire country.²³

The challenge for the feminist public theologian is, amidst the complexities and ambiguities in the text and our respective contexts, to remain focused on condemning and resisting all forms of violence. This includes both the slow violence of systemic injustice and inequality, but also the governing interpretations in the text and by its interpreters that somehow justifies the gross display of imperial violence.

Moreover, in terms of the disturbing instances of the use of gender-based violence as a rhetorical strategy to speak about the trauma that had befallen the people, as a feminist public theologian, it is indeed crucial to resist *all* forms of sexual violence against female bodies at all costs—in texts as well as in our respective contexts. Even though — as O'Connor writes concerning the use of sexual violence in Jeremiah 4-6—»Jeremiah's war poems restore the capacity to speak the unspeakable,« (O'Connor 2010, 46)²⁴ there are just too many real bodies, broken, abused, violated bodies all around that urge upon us as feminist public theologians to also speak out against what seemingly is considered to be »normal« in the text and the context from which it stems.²⁵

23 See: <http://unequalscenes.com/stellenbosch-kayamundi>

Cf. the spelling error in the URL. The correct name of the township outside of Stellenbosch is Kayamandi.

24 This statement forms part of a larger argument that trauma and disaster studies help us to understand how the metaphor of sexual violence, as well as the ensuing idea that Godself is responsible for the violation in an act of punishment that the people brought upon themselves, is a survival strategy to help people come to terms with the disaster. As O'Connor writes concerning questions, such as »Why did this happen to us,« or »Who is to blame,« that »wrong answers and partial explanations are better for victims than no explanation.« (O'Connor 2010, 8)

25 Several feminist biblical interpreters have resisted the violence against women on the page as well as in our respective contexts (for example Bowen 2006).

Finally, in the spirit of the light shining in the darkness that was listed as the first task of the feminist public theologian, one should note the instances in the Book of Jeremiah that amidst the darkness speak of hope and healing. To mention but one example from the *Little Book of Consolation* (Jeremiah 30-33), in Jeremiah 30:8, Godself proclaims that God will restore the health of the people, thereby healing the incurable wounds (Jeremiah 30:17) of Judah for whom no balm and no healing has existed (Jer 30:13; cf. Jer 8:21-22). This glimmer of hope for restoration and healing is followed, however, by a return to reality in Jeremiah 34 that captures the sheer depths of the trauma in which Judah is trapped, and that cannot magically be undone. However, the hope of healing and peace held up by the prophet may inspire people to face their reality with new vigour, so as to name what should be fixed, to mend what is broken, and to strive to embrace values such as justice, equality, human dignity, compassion and love.

4. Conclusion

We end where we began. Hence, I want to return to the question that I asked in the beginning of this article: »Are we still of any use?« In teaching my classes on biblical prophets—including also the Book of Jeremiah—on gender, postcolonial and queer biblical interpretation of the Old Testament, I must say I find great significance in teaching the next generation of pastors and church and societal leaders to read biblical texts differently. And also, to live differently. For I am a firm believer that the critical hermeneutical skills associated with feminist, postcolonial and queer biblical interpretation help us not only to see things in texts, but to look differently at our context. The way we read is indeed closely associated with the way we live.

Ultimately, my own commitment is to continue teaching students to become the simple, plain and straightforward people envisioned by Bonhoeffer and also embodied in individuals like Denise Ackermann, Musa Dube and Mercy Oduyoye in my context, who have a clear vocation to strive for human dignity, justice, mercy, and compassion in the respective public contexts in which we live and work.²⁶ It is moreover to speak and write and teach in various ways that adhere to the feminist public theologian's commitment to bring light in places of darkness. We thus continue to acknowledge the darkness but never cease to spread the light.

26 See also Russel Botman's interpretation of Bonhoeffer's question: »To whom ought we to be of use?« Botman reflects on his own position as a black person in a post-apartheid society and the numerous competing interests and demands from many quarters in society. He writes: »Commitments can easily become more parochial, institutional, and individualistic. How do we discern the voices worth following at this time in the history of the world and of South Africa.« (Botman 1997, 371)

Bibliography

- Ackermann, Denise: *After the Locusts: Letters from a Landscape of Faith, Grand Rapids, MI: William B. Eerdmans* 2003.
- Ackermann, Denise: »Lamenting Tragedy From ›The Other Side‹,« in: James R. Cochrane/Bastienne Klein (ed.): *Sameness and Difference: Problems and Potentials in South African Civil Society, The Cultural Heritage and Contemporary Change* 6, Washington D.C.: Council for Research in Values and Philosophy (2000), 313-342.
- Ackermann, Denise: »A Voice was Heard in Ramah: A Feminist Theology of Praxis for Healing in South Africa,« in: Denise Ackermann/Riet Bons-Storm (ed.): *Liberating Faith Practices*, Louvain: Cambridge University Press 1998, 75-102.
- Ackermann, Denise: »Take Up a Taunt Song: Women, Lament and Healing in South Africa,« in: Leny Lagerwerf (ed.): *Reconstruction: The WCC Assembly Harare 1998 and the Churches in Southern Africa*, Meinema: Zoetermeer 1998, 133-150.
- Ackermann, Denise: »On Hearing and Lamenting: Faith and Truth-Telling,« in: H. Russel Botman/Robin M. Petersen (ed.): *To Remember and To Heal: Theological and Psychological Reflections on Truth and Reconciliation*, Cape Town: Human & Rousseau 1996, 47-56.
- Bezuidenhout, Ronel: »Re-imagining Life: A Reflection on ›Public Theology‹ in the Work of Linell Cady, Denise Ackermann, and Etienne de Villiers,« PhD Dissertation, Port Elizabeth: Nelson Mandela Metropolitan University 2007.
- Bonhoeffer, Dietrich: *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, Eberhard Bethge/Ernst Feil/Christian Gremmels/Wolfgang Huber/Hans Pfeifer/Albrecht Schönherr/Heinz Eduard Tödt/Ilse Tödt (ed.): *Dietrich Bonhoeffer Werke*, Volume 8, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1998.
- Bonhoeffer, Dietrich: »An Account at the Turn of the Year 1942-1943: After Ten Years,« in: *Letters and Papers from Prison*. Translated by Isabel Best, Lisa E. Dahill, Reinhard Krauss and Nancy Lukens. John W. de Gruchy (ed.): *Dietrich Bonhoeffer Works*, Volume 8, Minneapolis: Fortress Press 2010, 37-54.
- Botman, Russel. H.: »Is Bonhoeffer Still of Any Use in South Africa?,« in: De Gruchy, John W. (ed.): *Bonhoeffer for a New Day: Theology in a Time of Transition. Papers Presented at the Seventh International Bonhoeffer Congress, Cape Town, 1996*, Grand Rapids/MI: William B Eerdmans 1997, 366-372.
- Bowen, Nancy: »Women, Violence, and the Bible,« in: Linda Day/Carolyn Pressler (ed.): *Engaging the Bible in a Gendered World: An Introduction to Feminist Biblical Interpretation in Honor of Katharine Doob Sakenfeld*, Louisville, KY: Westminster John Knox 2006, 186-199.
- Brown, Laura S.: »Not Outside the Range: One Feminist Perspective on Psychic Trauma,« in: Cathy Caruth (ed.): *Trauma: Explorations in Memory*, Baltimore: John Hopkins University Press 1995, 100-112.

- Byron, Gay L./Lovelace, Vanessa: *Womanist Interpretations of the Bible: Expanding the Discourse*, Atlanta, GA: SBL 2016.
- Claassens, L. Juliana M.: »Jeremiah,« in: José Enrique Aguilar Chiu/Richard J. Clifford/Carol J. Dempsey/Eileen M. Schuller/Thomas D. Stegman/Ronald D. Witherup (ed.): *The Paulist Bible Commentary*, New York: Paulist 2018, 666-713.
- Claassens, L. Juliana M.: »The Hidden Wounds of Structural Violence: Exploring an Intersectional Understanding of Violence in Jeremiah 4-6,« in: *OTE* 31.3 (2018), 613-629.
- Claassens, L. Juliana M.: »Not Being Content with God: Contestation and Contradiction in Communities under Duress,« in: *OTE* 30.3 (2017), 609-629.
- Claassens, L. Juliana M.: »The Image of the Wailing Woman and the Task of the Feminist Theologian: With Special Attention to the Role of Lament in the Book of Matthew,« in: Miranda Pillay/Sarojini Nadar/Clint le Bruyns (ed.): *Ragbag Theologies: Essays in Honour of Denise Ackermann, A Feminist Theologian of Praxis*, Stellenbosch: SUN Press 2009, 193-204.
- Conradie, Ernst: »From Land Reform to Poo Protesting: Some Theological Reflections on the Ecological Repercussions of Economic Inequality,« in: *Scriptura* 113.1 (2014), 1-16.
- De Gruchy, John W. (ed.): *Bonhoeffer for a New Day: Theology in a Time of Transition. Papers Presented at the Seventh International Bonhoeffer Congress, Cape Town, 1996*, Grand Rapids/MI: William B Eerdmans 1997.
- De Gruchy, John W.: »Are We Still of Any Use?,« in: John W. De Gruchy (ed.): *Bonhoeffer for a New Day: Theology in a Time of Transition. Papers Presented at the Seventh International Bonhoeffer Congress, Cape Town, 1996*, Grand Rapids/MI: William B Eerdmans 1997, 1-8.
- Dube, Musa W.: *Postcolonial Feminist Interpretation of the Bible*, St. Louis, MO: Chalice 2000.
- Dube, Musa W.: »HIV and AIDS Research and Writing in the Circle of African Women Theologians 2002-2006,« in: Ezra Chitando/Nontando Hadebe (ed.): *Compassionate Circles: African Women Theologians Facing HIV*, Geneva: WCC Publications 2009, 173-196.
- Dube, Musa W.: »Fighting and crying with God: Children and HIV/AIDS in Botswana,« in: *Journal of Theology for Southern Africa* 114 (2002), 31-42.
- Haddad Beverley: »Gender, Violence and HIV/AIDS: A Deadly Silence in the Church,« in: *JSTA* 114 (2002), 93-106.
- Harris-Penny, V. Melissa: *Sister Citizen: Shame, Stereotypes, and Black Women in America*, New Haven, CT: Yale University Press 2011.
- Jennings, Willie: »What Does it Mean to Call 'God' a White Racist?,« *Religion Dispatches* (2013), <http://religiondispatches.org/what-does-it-mean-to-call-god-a-white-racist/>

- Lee, Steven: »Is Poverty Violence?«, in: Deane Curtin/Robert Litke (ed.): *Institutional Violence*, Amsterdam: Rodopi 1999, 5-12. See also: http://genevapeace.org/wp-content/uploads/2011/09/Is_Poverty_Violence.pdf
- Maluleke, S. Tinyiko/Nadar, Sarojini: »Breaking the Covenant of Violence against Women«, in: *Journal of Theology for Southern Africa* 114 (2002), 5-18.
- Masenya, Madipoane J. »Struggling with Poverty/Emptiness: Rereading the Naomi-Ruth Story in African-South Africa«, in: *JTSA* 120 (2004), 46-59.
- McIntosh, Esther: »Hearing the Other: Feminist Theology and Ethics«, in: *International Journal of Public Theology* 4 (2010), 1-4.
- Moghadam, Valentine M.: »The »Feminization of Poverty« and Women's Human Rights«, in: *Gender Equality and Development Section, Division of Human Rights, Social and Human Sciences Sector* (2005), see: www.cpahq.org/cpahq/cpadocs/feminization-of-poverty.pdf
- Nixon, Rob: *Slow Violence and the Environmentalism of the Poor*, Cambridge, MA: Harvard University Press 2013.
- Nussbaum, Martha C.: *Political Emotions: Why Love Matters for Justice*, Cambridge, MA: Harvard University Press 2013.
- Oduyue, Mercy A.: *Introducing African Women's Theology*, Sheffield: Sheffield Academic Press 2001.
- O'Connor, Kathleen M.: »Reclaiming Jeremiah's Violence«, in: Chris Franke/Julia M. O'Brien (ed.): *Aesthetics of Violence in the Prophets*, Sheffield: T&T Clark 2010, 37-49.
- Phiri, Isabel A.: »Why Does God Allow our Husbands to Hurt Us? Overcoming Violence against Women«, in: *Journal of Theology for Southern Africa* 114 (2002), 19-30.
- Pillay, Miranda/Nadar, Sarojini/Le Bruyns, Clint (ed.): *Ragbag Theologies: Essays in Honour of Denise Ackermann, A Feminist Theologian of Praxis*, Stellenbosch: SUN Press 2009.
- Pitman, Julia: »Feminist Public Theology in the Uniting Church in Australia«, in: *International Journal of Public Theology* 5 (2011), 143-164.
- Rambo, Shelly: *Resurrecting Wounds: Living in the Afterlife of Trauma*, Waco, TX: Baylor University Press 2017.
- Rambo, Shelly: »Introduction«, in: Stephanie N. Arel/Shelly Rambo (Ed.): *Post Traumatic Public Theology*, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2016, 1-21.
- Root, Maria P. P.: »Reconstructing the Impact of Trauma on Personality«, in: Laura S. Brown/Mary Ballou (ed.): *Personality and Psychopathology: Feminist Reappraisals*, New York: The Guilford Press 1992, 229-265.
- Smit, Dirk J.: »Does It Matter: On Whether There is Method in the Madness«, in: Sebastian Kim/Katie Day (ed.): *A Companion to Public Theology*, Leiden: Brill 2017, 67-94.
- Smit, Dirk J.: »Simple and Straightforward? On Doing Theology«, in: Miranda Pillay/Sarojini Nadar/Clint Le Bruyns (ed.): *Ragbag Theologies: Essays in Honour of*

- Denise Ackermann, *A Feminist Theologian of Praxis*, Stellenbosch: SUN Press 2009, 157-174.
- Smith, Mitzi J.: »This Little Light of Mine: The Womanist Biblical Scholar as Prophetess, Iconoclast, and Activist,« in: Mitzi J. Smith (ed.): *I found God in Me: A Womanist Biblical Hermeneutics Reader*, Eugene: Cascade Books 2015, 109-130.
- Thomson, Heather: »Stars and Compasses: Hermeneutical Guides for Public Theology,« in: *International Journal of Public Theology* 2 (2008), 258-276.
- Walton, Heather: »You Have to Say You Cannot Speak: Feminist Reflections Upon Public Theology,« in: *International Journal of Public Theology* 4 (2010), 21-36.
- Weems, Renita: *Just a Sister Away: A Womanist Vision of Women's Relationships in the Bible*, San Diego, CA: LuraMedia 1998.
- Williams, Delores S.: *Sisters in the Wilderness: The Challenge of Womanist God-Talk*, Maryknoll, NY: Orbis Books 1993.

Gender Studies in Translation

Gender Trouble zwischen den Wissenschaftsräumen USA und Deutschland um 1990

Xenia Wenzel

1. Einleitung

Dass dieser Artikel in einem Sammelband zur Entwicklung der als explizit so benannten »Gender Studies« erscheint, ein Begriff, der sich mittlerweile nicht nur im akademischen Feld, sondern auch im Alltagsdiskurs etabliert hat, wäre noch vor 20 Jahren, als die vorherrschende Bezeichnung im deutschsprachigen Raum »Frauen- und Geschlechterforschung« war, nicht so selbstverständlich gewesen wie heute. Noch weniger wäre dies der Fall vor 30 Jahren gewesen, als Judith Butler mit *Gender Trouble* die Bühne des akademischen Feminismus betrat und dessen Eintritt in den deutschsprachigen Diskursraum durch die Übersetzung *Das Unbehagen der Geschlechter* die vorherrschende Diskurskonstellation mit einer »Wucht« traf (Hark 2005, 278).

Wenn wir Gender Studies »als Synthese einer feministischen Traditionslinie und moderner Theorien zu Identitäts- und Bedeutungsstiftung« (Funk 2018, 85), konkreter: als Zusammenlaufen zweier Entwicklungslinien, in denen »die sozio-politische und kulturgeschichtliche Bestandsaufnahme weiblicher Unterdrückung und die Entwicklung möglicher Gegenstrategie durch den Feminismus« sowie »die epistemologische Neuorientierung des Genderbegriffs unter dem Einfluss von Strukturalismus und Poststrukturalismus« (ebd., 41) zusammenkommen, verstehen, lässt sich Judith Butlers Werk *Gender Trouble* als Kanalisierung, Manifestierung und Konsolidierung und somit »zentraler Bezugspunkt« der Gender Studies begreifen (ebd., 105). Kein anderes Werk der feministischen Theorie der 1990er Jahre war so erfolgreich wie *Gender Trouble* (Hark 2007, 163), das gleichsam einen theoretischen und institutionellen Paradigmenwechsel im akademischen Feminismus einleitete, der mit einem Wandel vom Analyseobjekt Frau zu Gender und von den Women's Studies/Frauenforschung hin zu den Gender Studies/Geschlechterforschung beschrieben werden kann (vgl. Hark 2005, 30f.).

Sowohl der Begriff »Gender« als auch die Gender Studies als wissenschaftliche Disziplin sind mittlerweile in den deutschsprachigen Diskursen in und um Wissenschaft und Feminismus angekommen. In den verschiedenen Diskursräumen lassen sich sowohl affirmative als auch kritische oder gar diffamierende Verwendungen dieser Begriffe feststellen. Während in (akademischen) feministischen Diskursen englische Begriffe wie *LGBTQI+*, *queer* und *gender* mitunter wie selbstverständlich benutzt werden, werden sie in anti-feministischen oder »antigenderistischen« Debatten zur Abwertung von Geschlechterforschung und dekonstruktivistischen Vorstellungen von Geschlecht genutzt (Maihofer/Schutzbach 2015, 202). Die Verwendung von fremdsprachlichen Konzepten und Begriffen, deren Import in den deutschsprachigen feministischen, aber auch anti-feministischen/»antigenderistischen« Diskurs, spricht für eine zunehmende Verflechtung von Wissenssystemen, deren Inhalten und Sprachen. An dieser Verflechtung sind Übersetzungen maßgeblich mitbeteiligt.

Dass auch die Entwicklung der feministischen Theorie eine »international dynamische« ist (Hark 2005, 267), exemplifizieren die Übersetzungen von *Gender Trouble*. Sie trugen dazu bei, die Inhalte und Termini dekonstruktivistischer feministischer Ideen außerhalb des anglo-amerikanischen Sprachraums zu verbreiten und die vorherrschenden feministischen Diskurse der wissenschaftlichen Zielkulturen zu beeinflussen. Im Übersetzungsprozess zwischen zwei Sprachräumen, hier: Wissenschaftsräumen, haben wir es stets mit einem Ausgangsdiskurs und einem Zieldiskurs zu tun, die durch verschiedene Austauschprozesse miteinander verbunden und aufeinander bezogen sind. Diese fortwährenden – wenn auch gleichsam nicht linearen – Prozesse widerspiegeln sich in den geteilten und adaptierten Gedankengängen, die sich wiederum in Sprache artikulieren. Die Untersuchung von Übersetzungen kann sich als ein Weg erweisen, nicht nur die Verschiedenheit der behandelten Themen, Konzepte und Kategorien der jeweiligen feministischen Theorien zu examinieren, sondern auch die Kommensurabilität der dazugehörigen wissenschaftlichen oder gesellschaftspolitischen Diskurse.

Aus der Perspektive der Translationswissenschaften lässt sich über die Untersuchung der Werke der Gender Studies demnach einiges über die transnationalen und transdisziplinären Entwicklungen dieses Fachs sagen. Transnational insofern, als dass durch die Untersuchung der Translation verschiedene Wissenschaftsräume als Ausgangs- und Zielkontext involviert werden: Im Fall der deutschen Übersetzung von *Gender Trouble* sind dies der angloamerikanische und der deutschsprachige Wissenschaftsraum. Transdisziplinär insofern, als dass die Translationswissenschaften ihr rein linguistisches Paradigma längst überwunden haben und das Phänomen der Übersetzung aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden kann (vgl. Gambier/van Doorslaer 2016). Transdisziplinär auch deshalb, weil die Gender Studies – ebenso wie die Translationswissenschaften – ein inter- be-

ziehungsweise transdisziplinäres Fach sind, das verschiedene Möglichkeiten der Untersuchung hervorbringt.

In diesem Beitrag wird die Bedeutung, die die Übersetzung von *Gender Trouble* an der paradigmatischen, sprachlichen und institutionellen Verschiebung der feministischen Theorie im deutschsprachigen Raum hatte, eruiert. Ausgehend von translatorischen Phänomenen in *Das Unbehagen der Geschlechter* wird im ersten Schritt nach den diskursiven, institutionellen und rezeptiven Rahmenbedingungen jener gefragt. So sollen nicht nur Informationen über die Diskursordnungen des Zielkontextes, sondern auch aus diesen abgeleitete translatorische Entscheidungen abgelesen werden. In einem zweiten Schritt werden die Folgen des Eintritts der Übersetzung von *Gender Trouble* in den deutschsprachigen feministischen Diskurs für die Institutionalisierung der Gender Studies in diesem diskutiert. Die diskursiven und institutionellen Kontexte der Übersetzung bilden wiederum die Grundlage dafür, die Rezeption von *Gender Trouble* im deutschen feministischen Diskurs nachvollziehbar zu machen.

Ziel ist es, die beschriebenen translatorischen Besonderheiten von *Das Unbehagen der Geschlechter* auf wissenschaftsinterne und -externe Kontexte der feministischen Theoriebildung zurückzuführen und damit einerseits auf die soziohistorischen Aspekte wissenschaftlicher Theoriebildung, andererseits auf den interdisziplinären Charakter translationswissenschaftlicher Untersuchungen hinzuweisen. Übersetzungen aus und in wissenschaftlichen Räumen können damit als Gradmesser für wissenschaftliche und damit verbundene soziohistorische Gegebenheiten, aber auch deren Veränderungen verstanden werden.

2. Translationstheoretische Vorannahmen

Bevor nun translatologische Überlegungen zu *Gender Trouble* angestellt werden, müssen die translationstheoretischen Grundlagen für diese gelegt werden. Diese Überlegungen sind zwangsläufig transdisziplinär, was nicht nur der Inter- und Transdisziplinarität des Fachs Translationswissenschaft an sich, das translatorische Prozesse längst nicht mehr als rein linguistische betrachtet, wie es noch zu ihren institutionellen Anfängen der Fall war (Thome 2019, 30ff.), sondern auch der Inter- und Transdisziplinarität der Gender Studies als translatologischem Untersuchungsobjekt geschuldet ist.¹

1 Zum Verhältnis von Inter- und Transdisziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung und den Gender Studies siehe unter anderem Stäheli/Torra-Mattenkloot 2001; Weinberg 2001; Hark 2005. Zur Inter- und Transdisziplinarität in den Translationswissenschaften siehe Gambier/van Doorslaer 2016. Zum spezifischen Zusammenhang zwischen Translationswissenschaften, Trans* und Queer siehe Baer/Kaindl 2018.

Gerade im interdisziplinären Kontext könne, so Dizdar, nicht von einer eindeutigen Definition von Translation ausgegangen werden, da »außer der identischen Lautfolge (bzw. der überlieferten Graphemfolge) in der Form *translatio* kaum etwas bleibt, was als kennzeichnendes Merkmal der Translation in diesem (weiteren) Kontext betrachtet werden kann« (Dizdar 2006, 118). Daraus kann sich eine Offenheit für den Übersetzungsbegriff ergeben, der translatorische Prozesse unter ihren jeweils spezifischen Vorzeichen und mit ihren jeweiligen Inhalten und Kontexten betrachtet.

Doch nicht nur der Begriff der Translation an sich ist in den Translationswissenschaften nicht abschließend geklärt, auch mangelte es bisher an einer allgemeinen integrativen Translationstheorie, der sich zuletzt Thome (2019) angenommen hat. Neben der Komplexität des Untersuchungsobjekts und dessen Interdisziplinarität, die sich mittlerweile nicht nur auf linguistische und kommunikationswissenschaftliche, sondern auch auf kognitive, neurologische, soziologische, ästhetische und handlungstheoretische Aspekte erstreckt, sind es vor allem die verschiedenen Definitionen davon, was eine Theorie der Translation zu umfassen, zu beschreiben und zu leisten hat, die die Entwicklung einer allgemeinen Translationstheorie bisher erschwerten (Thome 2019, 34ff.). Den von Thome umfassend aufgearbeiteten Ansätzen der internationalen Translationswissenschaften ist gemein, dass sie sich von einem normativen Übersetzungsbegriff verabschiedet haben und dieser nur mehr annähernd bestimmt wird (ebd., 44). Es geht nun nicht mehr darum, was eine Übersetzung sein soll, sondern darum, was und wie ist sie und welche Erkenntnisse aus ihrer Untersuchung gewonnen werden können.

Bei der Übersetzung von Texten und Werken aus den Gender Studies haben wir es mit zwei Besonderheiten im Translationsprozess zu tun: mit der Übersetzung sowohl eines wissenschaftlichen als auch gesellschaftskritischen/politischen Textes. Wissenschaftsräume lassen sich für translatologische Untersuchungen als Kulturräume verstehen. »Wissenschaftsdisziplinen sind ihrem sozio-politischen Kontext [...] behaftet und tragen [...] die Spuren ihrer Tradition wie alle anderen Kulturen auch« (Dizdar 2006, 119f.). Diese verschiedenen Wissenschaftsräume/-kulturen sind durch ihre Texte, durch das Phänomen der Intertextualität, miteinander verbunden. Wissenschaft ist somit ein von Intertextualität angetriebener, permanenter Prozess der Rezeption und Interpretation, den Dizdar bereits an und für sich als Translation begreift (ebd., 119). Die zusätzliche Herausforderung einer zwischensprachlichen Translation wissenschaftlicher Texte wie jener der Gender Studies liegt darin, Begriffe wie *gender* neuen Kontexten und Kulturen anzupassen (von Flotow/Scott 2016, 366). Die zwischensprachliche Übersetzung wissenschaftlicher Texte lässt sich somit als doppelte Translation verstehen, in der neben den

einzelnen Sprachen auch wissenschaftliche Inhalte und Theoreme übersetzt werden müssen.²

Nun sind die Texte der Gender Studies nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch politischer Natur, entspringen – wie im Fall von *Gender Trouble* – (queer-)feministischen Entstehungskontexten (Butler 2007, xvii). Auch von Flotow und Scott weisen darauf hin, dass die Translationswissenschaften und Gender Studies ihre politische Natur teilen. So können sich translationswissenschaftliche Analysen dafür als nützlich erweisen, die politischen Hintergründe von Begriffen wie *gender* zu eruieren (von Flotow/Scott 2016, 366f.). Dies kann, so möchte ich argumentieren, mit Hilfe eines wissenschaftssoziologisch basierten translatologischen Untersuchungsrahmens umgesetzt werden. Unter Berücksichtigung der Inter- und Transdisziplinarität sowohl des Untersuchungsobjekts (Translate in den Gender Studies) als auch der (translationswissenschaftlichen) Theorien und Methodologien wird Translation nicht als rein linguistisches und auch nicht normativ zu untersuchendes Phänomen behandelt, sondern im Falle politisch motivierter wissenschaftlicher Texte als Ergebnis eines wissenschaftlichen und somit gesellschaftspolitischen Diskurses. Insofern »Wissenschaft als eine Praxis zu verstehen [ist], in der soziale und intellektuelle Dimensionen unterschieden und gleichwohl als eng miteinander verschränkte, sich wechselseitig konfigurierende Faktoren gedacht werden« (Hark 2005, 145), können paradigmatische Entwicklungen in der Wissenschaft in ihrer Historizität und Wandelbarkeit nur zusammen mit gesellschaftspolitischen verstanden und so translationstheoretische Annahmen mit wissenschaftssoziologischen verknüpft werden.³

Translation wissenschaftssoziologisch basiert zu untersuchen, bedeutet, die gesellschaftspolitischen und damit soziohistorischen Bedingungen für die Entstehung eines wissenschaftlichen Texts und seines Translats zu eruieren. Die konkrete Form einer wissenschaftssoziologisch informierten translationswissenschaftlichen Untersuchung wissenschaftlicher Texte kann dabei je nach konkretem Forschungsinteresse variieren. Im Gegensatz zu den verbreiteten zieltextorientierten Ansätzen in der Translationstheorie wie der Skopostheorie oder den *Descriptive Translation Studies*, die eine nicht-normative und nicht-äquivalenzbasierte Anerkennung

2 Mit der »doppelten Translation« ist jedoch keine Überlagerung zweier parallel oder sukzessiv stattfindender Übersetzungsprozesse gemeint. Vielmehr sind die beiden genannten Ebenen untrennbar miteinander verbunden. Mit Flecks Vorstellung einer wissenschaftlichen Disziplin als in sich geschlossenes »Denkkollektiv« geht auch die Vorstellung eines gemeinsamen Denkstils einher, der sowohl über die Wahl der Untersuchungsinhalte, Theorien, Methoden, aber auch Sprachen entscheidet. Wie Flecks Denkstilterminologie für translationstheoretische Überlegungen zur Übersetzung feministischer Philosophie fruchtbar gemacht werden können, erarbeite ich in Wenzel 2021.

3 Für eine Einführung in und umfassende Darstellung der Wissenschaftssoziologie siehe Weingart 2003.

der Zielkontexte des Translats verfolgen (Dizdar 2006, 307-310), sind auch Ausgangstextorientierte Ansätze wie der Alhuseins denkbar, die von einem »bidirektionalem Charakter kommunikativer Prozesse« und damit von einem dynamischen Translationsbegriff ausgehen, in dem das Translat auch auf den Ausgangstext zurückwirken kann (Alhusein 2020, 18).

Damit verbunden ist die Vorstellung von der Übersetzung wissenschaftlicher Texte nicht nur als »Ergebnis« eines wissenschaftlichen (und mitunter gesellschaftlichen) Diskurses, sondern auch als »Impuls« für weitere wissenschaftliche Entwicklungen im Zielkontext.⁴ In diesem Beitrag werden beide Seiten der Translation sowohl als Resultat als auch Impuls für disziplinäre und institutionelle Entwicklungen der Gender Studies berücksichtigt. Ausgehend von den translatorischen Phänomenen und Entscheidungen in der deutschen Übersetzung von *Gender Trouble* werden zunächst die diskursiven, dann die institutionellen und letztlich die rezeptiven Kontexte des deutschsprachigen akademischen Feminismus herausgearbeitet.

3. Translatorische Phänomene in der deutschen Übersetzung von *Gender Trouble*

Die deutsche Übersetzung von *Gender Trouble: Das Unbehagen der Geschlechter*, übersetzt von Kathrina Menke, erschien bereits ein Jahr nach der Veröffentlichung des Ausgangstexts am 29. Oktober 1991 im Suhrkamp Verlag als zweiter Band der Reihe *Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter* (Hark 2005, 269). Bis heute existiert nur diese eine übersetzte Ausgabe, die bis 2019 in zwanzigfacher Auflage erschienen ist, während der englischsprachige Ausgangstext bereits vier Ausgaben vorweisen kann (1990, 1999, 2006, 2007). Das zweite Vorwort, das Butler 1999 verfasste, und in dem zahlreiche Informationen über die Entstehung und Rezeption von *Gender Trouble* sowie einige theoretische Revisionen zu finden sind, die das Werk in einen neuen diskursiven Kontext stellen, ist somit bis heute nicht Teil des deutschen Zieltextes.⁵

4 Für eine ausführliche wissenschaftssoziologisch informierte translationshistorische Untersuchung der Übersetzung von *Gender Trouble* unter gleichwertiger Betrachtung des Ausgangs- und Zielkontextes siehe Wenzel 2020.

5 Wiederum verfasste Butler für die deutsche Übersetzung von *Bodies that Matter (Körper von Gewicht, 1995)* ein speziell an das deutschsprachige Publikum gerichtete Vorwort, in dem sie auf die im deutschsprachigen feministischen Diskurs geäußerte Kritik an *Gender Trouble* eingeht. Ihr habe vor allem an einer Erörterung der als gegeben angenommenen Kategorien sowie der Erstellung eines Vokabulars der Anerkennung im Zuge einer demokratisch-feministischen Neukonzeption gelegen. Dass sich das anvisierte Vokabular jedoch nicht in allen Sprachen gleichermaßen herstellen lässt, habe Butler erst durch die deutsche Rezeption

Bereits der Titel der deutschen Übersetzung bietet hinreichend Stoff für translatorische Überlegungen. Denn Titel, so Hark, sagen oftmals etwas über Marketingstrategien, potenzielle Publika, aber auch den herrschenden Zeitgeist aus: »So antizipierte – oder wurde durch diesen nahegelegt? – die Titelpolitik des Suhrkamp Verlages gleichsam die anfänglich distanzierende Reaktion etlicher deutscher feministischer Wissenschaftlerinnen« (Hark 2005, 270). Das im Titel benannte *Unbehagen* fängt für Hark nicht nur das damals herrschende Unbehagen am modernen Geschlecht, der Geschlechter miteinander und am Feminismus ein, sondern sei vor allem

»ein kategoriales Unbehagen vieler feministischer Wissenschaftlerinnen mit der eigenen Theorie und Wissensproduktion, eine Skepsis gegenüber dem feministischen Potenzial, die eigenen Prämissen und kategorialen Verankerungen sowie die darin implizierten Ausschlüsse zu reflektieren« (ebd.).

Zu bemerken ist außerdem, dass der Untertitel *Feminism and the Subversion of Identity* vom Suhrkamp Verlag nicht nur in der deutschen Übersetzung, sondern auch bei der Angabe des englischsprachigen Originaltitels im Impressum getilgt wurde und somit sämtliche Referenzen auf das theoriepolitische feministische Programm von *Gender Trouble* gekappt wurden – und dies, obwohl Butler ihr Werk selbst im Kontext feministischer Theorie verortet hatte (vgl. Hark 2007, 154). Hark vermutet an dieser Stelle eine »Oppositionsstrategie« des Verlags, in der nicht nur »die Kritik an der identitätspolitischen Fundierung von Feminismus« unterschlagen, sondern »auch die Situierung des Buches im Kontext feministischer Theorie und Praxis negiert« wird (Hark 2005, 269).

Neben frappierenden Unterschieden in den Titeln des Ausgangs- und Zieltextes lassen sich auch auf der Wortebene translatorische Auffälligkeiten feststellen, die auf Grund der Bedeutung von Konzepten und Begrifflichkeiten um Geschlechtskategorien und Begehrensstrukturen bei Butler von besonderem Interesse für translationswissenschaftliche Untersuchungen sind. So existierte die *sex-gender*-Trennung, die im Englischen sowohl sprachlich möglich ist als auch einen Bedeutungsunterschied transportiert, im deutschsprachigen feministischen Diskurs der frühen 1990er Jahre auf begrifflicher Ebene nicht. *Sex* wird mal mit »Geschlecht«, »anatomisches Geschlecht« oder »Sexus« (Butler 2019, 15, 22, 23), *gender* mal mit »Geschlechtsidentität« oder »grammatisches Geschlecht« (ebd., 15, 22) übersetzt. Dabei wird fast ausnahmslos der englische Ausgangsbegriff kursiv und in Klammern hinter den Zielbegriff gesetzt. Lediglich der im US-amerikanischen

on von *Gender Trouble* erfahren. So habe ihr die Kenntnisnahme der Tatsache, dass *gender* ein ins Deutsche schwer zu übersetzender Begriff sei, gezeigt, dass die *sex-gender*-Trennung im Deutschen nicht ohne Weiteres vollzogen werden könne und dass das Biologische im Deutschen viele Wertigkeiten habe, die sie nicht vollständig erfasst habe (Butler 2005, 9f.).

Diskurs weniger problematische Begriff *race* wird nicht als Ausgangsterminus übernommen, sondern mit dem äußerst problematischen »die Rasse« übersetzt (ebd., 221, Fußnote 20; Anführungszeichen *nicht* Teil des Zitats, X.W.).

Sex und *gender* sowie davon abgeleitete Begriffe finden sich im Fließtext stets hinter ihren deutschen Übersetzungen in Klammern: »geschlechtlich bestimmte Identitäten (*gender identities*)«, »durch die Geschlechtsidentität markiert (*marked in gendered terms*)«, »geschlechtlich bestimmte Subjektivitäten (*gendered subjectivities*)« (ebd., 117f.). Dazu kommen zahlreiche erklärende, kontextualisierende Fußnoten der Übersetzer:innen, zum Beispiel eine umfassende Erklärung zur Bedeutung der Begriffe *sex* und *gender* und ihrer Verwendung sowohl im Ausgangs- als auch Zieltext (ebd., 15). Die englischsprachige Terminologie ist somit im Zieltext omnipräsent. Ohne permanente Bezüge auf die Ausgangsterminologie, ohne translatorische Interventionen, lässt sich die deutsche Übersetzung weder lesen noch verstehen. In Fällen, in denen die Ausgangsterminologie nicht zur zusätzlichen Klärung verwendet wird, ist nicht klar, ob auf biologisches oder kulturelles Geschlecht referiert wird. So wird aus »categories of sex, discrete gender, and specific sexuality« (Butler 2007, 173) in der deutschen Übersetzung »die Kategorien des wahren Geschlechts, der diskreten Geschlechtsidentität und besonders der Sexualität« (Butler 2019, 190).

Für Hark kündigte der deutsche Titel von *Gender Trouble* »die zum damaligen Zeitpunkt sich anbahnende Grenzziehung im akademischen Feminismus«, also jene zwischen Frauenforschung/Feminismus und Geschlechterforschung/Gender Studies, und damit eine »Umorientierung im geschlechtertheoretischen Denken« an (Heintz 1993, 37 in Hark 2005, 270f.). Die sogenannte »Butler-Debatte« oder auch »Gender-Debatte« (Hark 2007, 285) wurde somit »zu einem der Schauplätze für grundlegende Transformationen sowohl in der feministischen Diskurskonstellation wie auch auf dem institutionellen Terrain des akademischen Feminismus« (ebd., 271). Diese beiden Ebenen der Transformation des akademischen Feminismus – die diskursive und institutionelle – werden in den folgenden Kapiteln für den deutschsprachigen Raum herausgearbeitet, um translatorische Phänomene und Entscheidungen einordnen und nachvollziehbar machen zu können.

4. Der deutschsprachige feministische Diskurs um 1990

»Mit Beginn der 90er Jahre verlagerte sich der Feminismus von der Straße in die Universitäten, Forschungszentren, Bücher, Kongresse und wissenschaftlichen Vereinigungen. Theorie, so schien es, überlagerte vielfach die Praxis. Dabei war die feministische Theorie durch einen äußerst heterogenen Diskurs bestimmt. Es gab differenzfeministische, dekonstruktivistische und konstruktivistische Ansätze. Neben der Kategorie Geschlecht wurden verstärkt auch andere soziale

Kategorien herangezogen. Der Feminismus verabschiedete sich vom Kollektivsubjekt ›Frau‹, in deren Namen man Politik macht. Differenzkategorien wie die soziale Schicht, Ethnizität und Sexualität kamen hinzu.« (Karl 2020, 233)

Diese pointierte Darstellung Karls zur Einleitung der dritten Welle des Feminismus weist nicht nur auf die wesentlichen Entwicklungen feministischen Denkens in Theorie und Praxis, sondern auf die untrennbare Verknüpfung beider hin. Dass die feministische Theoriebildung untrennbar mit der Bewegung des Feminismus verbunden ist, gesellschaftspolitische also theoretische Entwicklungen bedingen und umgekehrt, ist – nicht nur aus wissenschaftssoziologischer Perspektive – ein Allgemeinplatz. In diesem Kapitel erfordert diese Feststellung jedoch besonderer Erwähnung, weist sie doch darauf hin, dass sich die gesellschaftspolitischen von den intellektuellen Debatten des Feminismus nur schwer trennen lassen. Ebenso wenig lassen sich dessen politisch-diskursive von dessen institutionellen Entwicklungen trennen.

Hark beschreibt diesen historischen Prozess der wechselseitigen politischen und akademischen Verflechtung von Feminismus und Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Phänomen des *academic turn* im Feminismus, also einer regulierenden Akademisierung und Disziplinierung der feministischen Bewegung, und dem des *feminist turn* in der Wissenschaft, das heißt einer zunehmenden Integration feministischer Themen in die Wissenschaft bis hin zu einer intellektuellen und institutionellen Verschiebung dieser (vgl. Hark 2005, 76). Wiederum beeinflussen die herrschende Diskursordnung im (akademischen) Feminismus und dessen Institutionalisierung die Rezeption von in diesen eintretenden Werken, wie das anschließende Kapitel zeigen wird.

An dieser Stelle ist es nun entscheidend zu fragen, wie der feministische Diskurs im deutschsprachigen Raum aussah, als *Gender Trouble* 1991 in deutscher Übersetzung in diesen eintrat. Karls Einteilung in die drei Phasen der westdeutschen neuen Frauenbewegung von 1968 bis zur Wiedervereinigung kann helfen, die bis in die Debatten der neunziger Jahre nachwirkenden Entwicklungslinien nachzuvollziehen (vgl. Karl 2020, 182–204). Von Bedeutung sind hier vor allem die Entwicklungen ab der zweiten Phase ab 1975, in der mit dem Scheitern der Aktion § 218 die Auseinandersetzungen und Aktionen um die Streichung des § 218 zum Erliegen kamen und ein »Rückzug nach innen« begann (ebd., 193). Auf der Suche nach einer »neue[n] Weiblichkeit«, der Neuentdeckung des männlich fremdbestimmten Körpers, aber auch der Psyche, wurde nicht nur Kritik an der männlich geprägten Medizin und Psychoanalyse geübt, sondern eine Gegenbewegungen in Gang gesetzt, die zahlreiche Formen der Selbstorganisation, Selbstbestimmung und Wissensaneignung von Frauen vor dem Hintergrund einer patriarchal organisierten Gesellschaft und einer Entscheidung für den Feminismus als Lebensform hervorbrachte (ebd., 193f.).

In der dritten Phase ab 1977 entstanden zahlreiche Frauenprojekte zur Verbreitung der eigenen feministischen Ideen wie Verlage, Zeitschriften, Buchläden, Teestuben usw. Vor allem im gesundheits- und sozialpolitischen Bereich entstanden verschiedene Zentren und Beratungsstellen (ebd., 197f.), darunter das Frauenhausprojekt als »bekanntestes Frauenprojekt und traurige Erfolgsgeschichte« (ebd., 199f.). Bis dato tabuisierte Themen wie häusliche Gewalt, Vergewaltigung in der Ehe sowie Pornografie, die allesamt auf strukturelle Gewalt gegen Frauen durch Sexismus zurückgeführt wurden, rückten nun verstärkt in den Fokus der Öffentlichkeit (ebd., 200f.). In den späten 1980er Jahren spitzten sich die Kontroversen um Sexualität in den *Feminist Sex Wars* zwischen feministischen und lesbischen Frauen zu und leiteten mit ihren antagonistischen Bewertungen von Transsexualität, Pornografie und Sadomasochismus das Ende der zweiten Well der Frauenbewegung ein (ebd., 202f.).⁶

Die feministische Debatte im deutschsprachigen Raum um 1990 kann durchaus als widersprüchlich und heterogen verstanden werden; sie stand, wie die weltpolitische Ordnung als solche, vor einem Umbruch. 1989 war auch für die Frauenbewegung ein Jahr der Zäsur – ein Umbruch, an dem die Frage nach dem Ende oder dem Beginn einer abermals neuen Frauenbewegung stand (Gerhard 2009, 120f.), und die sich vor einem internationalen Hintergrund abspielte, von dem die Entwicklungen im deutschsprachigen Raum nicht unbeeindruckt blieben. Diese Umbruchphase widerspiegelte sich auch in den theoretischen Debatten des deutschsprachigen Feminismus, der in weiten Teilen zwar noch deutlich von den Themen und Motiven der zweiten Welle und somit vor allem von einem differenzfeministischen Verständnis von der Natur der Geschlechter geprägt war, in dem aber durch gesellschaftspolitische und diskursive Neuanbahnungen und Verschiebungen auch Raum entstand für alternative Sichtweisen auf Geschlecht.

Auf der einen Seite gab es körperlich und materiell geprägte Debatten, in denen Fragen nach körperlicher, sexueller und politischer Emanzipation im Mittelpunkt standen. Dazu gehörte auch die Abtreibungsdebatte, in der das Recht auf Abtreibung als Selbstbestimmung über den eigenen Körper verstanden und der Kampf gegen § 218 »zum Symbol einer umfassenden Kontrolle über den Körper und das Leben der Frau [wurde]« (Trumann 2002, 60f.). Aber auch die Frage nach Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Arbeitskraft, die in der Kampagne »Lohn für Hausarbeit« und dem Kampf um eine Aufwertung und Sichtbarmachung weiblicher Haus- und Sorgearbeit – die heute unter dem Begriff *care* verhandelt wird – zum Ausdruck kam (Gerhard 2009, 112f.). Der in den späten sechziger Jahren entstandene Slogan »Das Private ist politisch« bildete auch in den achtziger Jahren noch den Deutungsrahmen für feministische Debatten um Frauenförderung,

6 Vgl. auch den Beitrag von Ute Gerhard in diesem Band.

Quotierung, den Paragraphen 218, Arbeitsverhältnisse von Frauen (auch im Zuge der Wiedervereinigung) sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (Villa 2003, 128). Für diese körperlich und gesellschaftstheoretisch geprägten Debatten und Vorhaben benötigte der Feminismus ein Subjekt: die Frau.

Auf der anderen Seite gab es auch in Deutschland der frühen neunziger Jahre schwul-lesbische Subkulturen und politische Strategien, auf deren Nährboden *Gender Trouble* fiel. Die queere Bar- und Clubszene nebst dem *Christopher Street Day* wurden zu dieser Zeit medienwirksamer, queere Protagonist:innen in Serien und Filmen sichtbarer und die Repräsentation von Geschlecht und Sexualität in Musikvideos und Werbung heterogener (ebd., 128f.). Villa konstatiert hier eine Parallelentwicklung, in der die sexuelle Identität scheinbar zu einer freieren und privateren Angelegenheit, Sexualität aber gleichzeitig zunehmend zu einem identitätsstiftenden Merkmal wird (ebd.).

In diesen Zusammenhang lässt sich der von Baldauf, Griesebner und Mesner konstatierte »Vertrauensschwund in traditionelle Gesellschaftsentwürfe und politische Kollektive« einordnen. Traditionelle Rollenbilder und Geschlechterhierarchien verloren für immer mehr Menschen ihre scheinbar »übermächtige und unausweichliche Gültigkeit«, damit einher ging der Verlust der sozialen Integrationskraft der Kategorie Frau, während »differenziertere Subjektpositionen, die sich aus verschiedenen hierarchischen Differenzen [...] ergeben« in den Vordergrund traten (Baldauf/Griesebner/Mesner 1995, 80). Die realen Erfahrungen von Geschlechterverhältnissen, Lebensformen, sexuellen Orientierungen und Perspektiven von Frauen veränderten sich und Geschlechterverhältnisse erfuhren Prozesse der Umstrukturierung. Erst auf diesem Boden konnten Debatten um Geschlechterutopien gedeihen (Landweer/Rumpf 1993, 4). Für diese Phänomene bot Butler, wenn vielleicht nicht unbedingt intendiert, die passende theoretische Basis (vgl. Villa 2003, 129).

Im Dunst des »neoliberalen Zeitgeist« (Gerhard 2009, 122) deutete sich eine neue feministische Bewegung an, die nicht nur die alten strukturellen – und nach wie vor nicht aufgehobenen – Ungerechtigkeiten in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik anprangerte, sondern auch »alternative Lebensentwürfe, neue Formen von Widerstand und eine Vielzahl kultureller Praktiken« (ebd.) zum Ausdruck brachte, die bis heute andauert. Ein Prozess, in den *Gender Trouble* hineinfel, und den es wiederum durch seine theoretische Aggregation konsolidierte und beschleunigte. So ließ sich mit dem Erscheinen von *Das Unbehagen der Geschlechter* nicht nur eine Verschiebung der feministischen Debatten im deutschsprachigen Raum um Gleichheit und Differenz von Frauen hin zu einer Kritik an der Kategorie Geschlecht feststellen, sondern auch eine Öffnung für konstruktivistische und ethnomethodologische Debatten. Gleichsam hatte sich der Ort der feministischen Theoriebildung, wie im Eingangszitat dieses Kapitels beschrieben, an die Universitäten verlagert (Landweer/Rumpf 1993, 4, 7).

»*Gender Trouble* wurde zum Gegenstand von und Auftakt zu einer Serie von Auseinandersetzungen darüber, was das zum damaligen Zeitpunkt sowohl disziplinär als auch hinsichtlich der in Anschlag gebrachten theoretischen Konzepte und Methoden schon hochgradig ausdifferenzierte Feld des akademisch gewordenen Feminismus (noch) zusammenhält.« (Hark 2005, 271)

In diesen Debatten versuchte der deutsche akademische Feminismus sein Selbstverständnis, aber auch die Kategorie Geschlecht/Gender als Analysekategorie in einem von *Das Unbehagen der Geschlechter* poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch beeinflussten Diskussionsfeld zu schärfen. Gleichzeitig erhärteten sich Ansprüche auf ein eigenes Territorium im Feld der wissenschaftlichen Disziplinen. Diese diskursive und damit institutionelle »Härtung«, wie Hark sie bezeichnet, wurde anhand zentraler Grenzzlinien wie beispielsweise der Verhandlung des Themas (Hetero-)Sexualität vollzogen (ebd., 272f.).

Der akademische Feminismus im deutschsprachigen Raum schien damit an einem Scheideweg zu stehen, an dem er entweder die Richtung einer bis dato energisch verfolgten Institutionalisierung der Frauenforschung einnehmen oder den ungeplanten Weg der Einrichtung einer neuen Forschungsdisziplin mit neuen Analysekategorien einschlagen konnte.

5. Institutionalisierungsprozesse des akademischen Feminismus in Deutschland der frühen 1990er Jahre

Die 1976 abgehaltene erste Berliner Sommeruniversität von Frauen kann als Anstoß für die sich in den achtziger Jahren ausbreitende Frauen- und Geschlechterforschung (Karl 2020, 199) und somit gleichsam für dessen Institutionalisierungsprozess gelten. Vorläufer der Frauen- und Geschlechterforschung waren die seit den 1960er Jahren in den USA verbreiteten Women's Studies, die aus der Einsicht entstanden, dass Frauen sowohl als Forschungssubjekte als auch Forschungsobjekte in der Wissenschaft fehlten, und

»die eine feministisch-wissenschaftliche Analyse der Frau in der patriarchalen Gesellschaft und eine damit verbundene radikale Wissenschaftskritik anstreben, welche den Wissenschaftsbetrieb durch die Entwicklung eigener Paradigmen verändern sollte« (ebd., 236).

Die in der ersten Phase der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung vor allem außerhochschulischen Projektbewegungen und Verstetigungen waren zumeist dezentral organisiert, während zentrale Einrichtungen mit Stigmatisierung zu kämpfen hatten. Eine Ausnahme bildete die Forschungsgruppe Frauenforschung der Universität Bielefeld (ebd.). Im Verlauf der 1980er Jahre bilde-

ten sich an einigen Hochschulorten Zentren oder Arbeitsgruppen für Frauenforschung, Studiengänge oder -schwerpunkte gab es hingegen noch keine (vgl. Bock 2002, 115–118).

Dies änderte sich schlagartig ab Mitte der neunziger Jahre, als eine zunehmende Qualifizierung und Professionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung, unterstützt durch rechtliche Vorgaben wie das Hochschulrahmengesetz, Novellierungen der Universitätsgesetze, Institutionalisierung von Hochschulfrauenbeauftragten und politischen Druck von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen, einsetzte (Metz-Göckel 2010, 896). Während dieser »Institutionalisierungs- welle der 1990er Jahre« etablierte sich nicht nur in den großen Wissenschaftsorganisationen ein zunehmendes Problembewusstsein über den Ausschluss von Frauen in der Wissenschaft, sondern auch eine vorsichtige akademische Akzeptanz der Frauen- und Geschlechterforschung (ebd.).

Die deutsche Übersetzung von *Gender Trouble* erschien 1991 und fällt damit genau zwischen die »Durchsetzungsphase« (1983–1988) und die »Professionalisierungsphase« (1989–1996) (Brand/Sabisch 2019, 1045). Für Hark war diese Zwischenphase eine Phase des Umbruchs, in der weniger denn je von einem »theoretischen, politischen oder epistemischen Konsens innerhalb des feministischen Wissensfeldes« die Rede sein konnte (Hark 2005, 42). Bis in die späten 1980er Jahre hatte es keine Einforderung einer eigenen Disziplin im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung gegeben, wohl aber einen Ausbau der Förderung dieser und eine »erste intensive Phase akademischer Professionalisierung«. Der akademische Feminismus wurde – unterstützt durch Förderprogramme und die Einrichtung zahlreicher Professuren – zunehmend Teil akademischer Institutionen (ebd., 272–274); etwas, wofür zuvor lange gekämpft worden war. Gleichzeitig stießen Institutionalisierungsbestrebungen im Zuge der Wiedervereinigung und der damit verbundenen Umstrukturierungen der Hochschulen, die auch mit einer Abwertung ostdeutscher Denktraditionen der Frauen- und Geschlechterforschung einhergingen, an ihre Grenzen (ebd., 274).

In der hier beschriebenen Phase veränderten und lockerten sich die Verbindungen zwischen Feminismus, Frauenbewegung und Frauenforschung, und damit zwischen Theorie und Praxis, während gleichzeitig Spannungen zwischen der Bewegung und Wissenschaft in den Vordergrund rückten. Es galt nun, das Selbstverständnis des zunehmend akademisch werdenden Feminismus zu klären (ebd., 275). Denn mit zunehmender Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit, die insbesondere durch *Gender Trouble* das Feld des deutschsprachigen akademischen Feminismus betreten hatte, konnte die Kategorie Frau wie eine Vereinfachung erscheinen. Anstatt Frauen als Kollektivsubjekt zu betrachten, wurden sie nun zunehmend mit ihren Unterschieden wahrgenommen (Karl 2020, 236f.).

In diesem neu zu ordnenden, aber auch angespannten Raum, in dem neue und alte Ansprüche bestritten und verteidigt, Gegenstandsbereiche und Forschungsob-

jekte neu definiert wurden, neue Taxonomien etabliert und sowohl die soziale als auch disziplinäre Ordnung des Feldes ausgelotet wurde, entfaltete *Gender Trouble* in seiner deutschen Übersetzung in der feministischen Diskurskonstellation eine »Wucht« (Hark 2005, 285, 286, 278). Es ging um nicht mehr und nicht weniger als die »Neuordnung des intellektuellen und institutionellen Territoriums des akademischen Feminismus« (ebd., 285). In welche Richtung der deutschsprachige akademische Feminismus gehen sollte, blieb dabei von den durch die Übersetzung von *Gender Trouble* importierten Ideen, Kategorien und Bezeichnungen nicht unbestimmt.

Im Feld des akademisch institutionalisierten Feminismus kam es zu einer »Ausdifferenzierung der Benennungen«. Während der Begriff »Geschlecht« in den siebziger Jahren kaum auftauchte, war im Laufe der neunziger Jahre immer häufiger von »Geschlechterforschung«, »Geschlechterstudien« und später sogar »Gender Studies« die Rede (Hark 2005, 255, Fußnote 39). Mit Ausnahme der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin verwendete kein Koordinations- oder Forschungszentrum der achtziger Jahre den Begriff »Geschlecht«, erst ab 1993 setzten sich Komposita aus den Begriffen »Frau« und »Geschlecht« durch (vgl. Bock 2002, 115, Abb. 1). Studiengänge oder -schwerpunkte bildeten sich gar erst ab 1992 und damit erst nach dem Erscheinen von *Gender Trouble* heraus. Mit dem Jahr 2000 verschwindet der Begriff »Frau« aus den Studiengangsbezeichnungen und »Geschlecht« und »Gender« setzen sich durch (vgl. ebd., 118, Abb. 2).

»Dabei wird die Bezeichnung ›Gender Studies‹ insbesondere dann benutzt, wenn es gilt, wissenschaftliche Dignität zu demonstrieren oder eine im Unterschied zur Frauenforschung oder feministischen Wissenschaft größere analytische Reichweite aber auch einen umfassenderen Gegenstandsbereich der ›Gender Studies‹ zu behaupten. ›Gender Studies‹ präsentieren sich dabei wahlweise als wissenschaftliche Fundierung, historische Fortführung oder auch kritische Überwindung von Feminismus beziehungsweise Frauenforschung.« (Hark 2005, 255f.)

15 Jahre nach Harks Diagnose zur Benennung der institutionalisierten Frauen- und Geschlechterforschung haben sich im deutschsprachigen Raum weitere Verschiebungen ergeben. Der in den 1990er Jahren eingesetzte Trend weg vom Begriff »Frau« hin zum Begriff »Gender«/»Geschlecht« hat sich fortgesetzt. Während Begriffsbildungen mit dem Wort »Frau« in den Bezeichnungen der Koordinationsstellen vereinzelt noch existieren, wurden sie aus den Studiengangsnamen gänzlich getilgt.⁷ Insgesamt kann heutzutage an 14 Hochschulstandorten Deutsch-

7 Eine Ausnahme bildet das Programm »MATILDA – European Master in Women's and Gender History«: <https://www.univie.ac.at/Geschichte/Neuverortung-Geschlechtergeschichte/cms>

lands, vier Österreichs und ebenso vielen in der Schweiz in etwa 30 Studiengängen im Bereich der Gender Studies (Brand/Sabisch 2019, 1044) auf Bachelor-, Master- und sogar Promotionsniveau studiert werden, dazu kommen zahlreiche weitere Standorte mit in bestehende Studiengänge integrierten Schwerpunkten.⁸ Auch die Zahl der Gender-Professuren hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten verdoppelt. 1982 erstmalig eingerichtet, betrug die Zahl der Frauenforschungsprofessuren 2001 noch 103, davon waren 21 unbesetzt (Bock 2002, 122). 2017 waren es bereits über 200 Gender-Professuren (Brand/Sabisch 2019, 1044).

Die hier beschriebene »Normalisierungsphase«, die seit Mitte der neunziger Jahre andauert und zu einer Etablierung und Normalisierung der Gender Studies als Normalwissenschaft beigetragen hat (Brand/Sabisch 2019, 1045), kann als Ergebnis wissenschaftsinterner und -externer Kämpfe im Bereich des (akademischen) Feminismus gewertet werden, in dem *Gender Trouble* in seiner deutschen Übersetzung eine Entwicklung einleitete, die zu nachhaltigen inhaltlichen, symbolischen und sogar institutionellen Verschiebungen im Feld führte.

Der akademische Feminismus durchlebte durch die Veröffentlichung von *Gender Trouble* eine »bewegte Zeit« mit »tief greifende[n] Konflikte[n]« (Hark 2005, 273, 42). Mit der möglichen Unterminierung des eigentlichen Forschungsobjekts Frau stand viel auf dem Spiel (ebd., 272–274). So können die von Hark konstatierten unterschlagenen feministischen Anleihen in der Übersetzung des Titels auf ein akademisches Milieu der deutschsprachigen Frauenforschung zurückgeführt werden, in der diese im Zuge von Umstrukturierungsprozessen um ihre Disziplinierung und Institutionalisierung bangen musste. Es nimmt daher kein Wunder, dass *Das Unbehagen der Geschlechter* auf Grund seines Erscheinungszeitraums eine so vehement ablehnende Rezeption erfahren hat. Trotz oder gerade wegen dieser Widerstände löste *Gender Trouble* eine Diskussion im deutschsprachigen Raum aus, die nicht nur den theoretischen Diskurs, sondern auch dessen Kategorien- und Sprachgebrauch veränderte.

6. Die Rezeption von *Das Unbehagen der Geschlechter* im deutschsprachigen feministischen Diskurs

Bei der sogenannten »Butler«- oder »Gender-Debatte« ging es nicht nur um theoretische Verhandlungen, sondern um Kämpfe um die Mitgliedschaft und *constitu-*

/index.php?option=com_content&view=article&id=35%3Aqmatilda-european-master-in-womens-and-gender-historyq-joint-degree&catid=19%3Aconnected-projects&Itemid=22&lang=de&limitstart=1

8 Überblick zur Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland und im deutschsprachigen Raum: https://www.gender.hu-berlin.de/de/links/links_renamed#Studium

ency im Feld des akademischen und immer akademischer werdenden Feminismus (Hark 2007, 158). *Gender Trouble* und dessen Rezeption können daher als »diskursives Ereignis«, als »politische Aktivität« (Hark 2005, 271) gewertet werden, ging es doch um nicht weniger als die Neuordnung des feministischen Diskurses und auch dessen Institutionalisierung. Diese Debatte wurde mit »Vehemenz« geführt, teilweise mit »erregter Sprache« (Hark 2007, 160). Die Reaktionen auf *Das Unbehagen der Geschlechter* mögen ambivalent, doch in erster Linie antagonistisch ausgefallen sein:

»Wähten sich die einen durch diese Kritik delegitimiert, bot sie anderen eine machtvolle Plattform, um bis dahin innerhalb der feministischen Theorie und Praxis immer wieder marginalisierte und verdrängte Fragen zu thematisieren. Sahen diese darin den Versuch, ein politisch-theoretisches Projekt zu formulieren, das die Grenzen kultureller Intelligibilität radikal in Frage stellte und die Reartikulation verworfener sexueller und geschlechtlicher Realitäten zum Inhalt hatte, fürchteten jene den Niedergang des politischen Feminismus, die Auflösung der Geschlechter und die Negierung materieller Geschlechterverhältnisse.« (ebd., 158)

Zwei Themen in *Gender Trouble* reizten die deutschsprachige Debatte besonders: die der Konstruiertheit des feministischen ›Wir‹ sowie der Versuch, den geschlechtlichen Körper jenseits der Natur-Kultur-Unterscheidung zu begreifen. Damit zwangsläufig einher gingen Neuverhandlungen des Verhältnisses von Materialität, Körper, Sprache und Geschlecht, also Fragen von *agency* und Subjekt im feministischen Diskurs (Hark 2005, 276), das bis dato mit der Frau qua biologisch bestimmtes geschlechtliches Subjekt assoziiert worden war.

Das andere, und laut Hark Butler stärkstes und verstörendste Argument, war das der »Einheit von *sex*, *gender*, Identität, Begehren und Sexualität« stiftenden heterosexuellen Matrix (Hark 2007, 157) und somit die Konfrontation mit der bis dahin im deutschsprachigen Feminismus unreflektierten naturalisierenden Ordnungsmacht von (Hetero-)Sexualität für die Geschlechtsidentität (Hark 2005, 285). Indem Butler den akademischen Feminismus zwang, sich mit dessen blindem Fleck, seiner Aporie von der nicht gedachten Zwangsheterosexualität und daraus resultierenden Geschlechterdichotomie, seinem unabwendbar heterosexuell und materiell gedachten Subjekt Frau zu beschäftigen, und so vermeintlich den »Niedergang des Feminismus, die Auflösung der Geschlechter und die Negierung materieller Geschlechterverhältnisse« (Hark 2007, 158) heraufbeschwor, musste sich die feministische Theorie im deutschsprachigen Raum kritisch und reflexiv zu ihren eigenen Wissenskategorien verhalten (ebd., 155). Dafür erntete Butler verschiedene Reaktionen: von Empörung über ihre vermeintlich apolitische Haltung und ihren Relativismus, über das Gefühl der Delegitimierung der eigenen theoretischen Perspektiven bis hin zu Hoffnung auf die Bildung neuer Plattformen

für bis dato verdrängte und ausgeschlossene Erfahrungshorizonte (Hark 2005, 286-288).

Gender Trouble wurde direkt nach dessen Übersetzung ins Deutsche so umfassend und breit rezipiert wie keine andere feministische Autorin philosophischen Hintergrunds seit der zweiten Welle der Frauenbewegung. Neben der Tatsache, dass sie als schwer zu lesende Autorin galt, schienen vielen die Themen ihrer Texte »im Vergleich zu drängenden geschlechtsspezifischen Problemen der Gegenwart« als »esoterischer Luxus« (Villa 2003, 11, 127). Vor allem bei Feministinnen mit differenzfeministischen Ansätzen, wie sie im deutschsprachigen Raum zu dieser Zeit noch stark verbreitet waren, löste *Das Unbehagen der Geschlechter* wahrliches Unbehagen aus: Feminismus werde bei Butler auf eine »Diskussion über symbolische Repräsentationsformen« reduziert, während tatsächlich relevante Themen vernachlässigt würden (Karl 2020, 241).

Es nimmt daher kein Wunder, dass einer der am häufigsten geäußerten Kritikpunkte an *Gender Trouble* Butlers vermeintliche Unterminierung der körperlich-biologischen Ebene durch eine »Semiologisierung des Körperbegriffs« (Osinski 1998, 115) und damit die vermeintliche Zerstörung des für den Feminismus konstitutiven – »natürlichen« – Subjekts Frau war. Für die biologisch-materiell geprägte feministische Kritik an *Gender Trouble* aus dem deutschsprachigen Raum dieser Zeit gilt Barbara Dudens Kritik in *Die Frau ohne Unterleib* als besonders repräsentativ. Mit dem Körper als zentrales Objekt will die Körpergeschichte die Körpererfahrung von Frauen untersuchen und Einsichten über die eigenen »eingefleischten Selbstverständlichkeiten« gewinnen (Duden 1993, 24f.). Mit Butler sei eine solche Untersuchung jedoch nicht möglich, da sie statt Körper beziehungsweise Stimme – anhand derer sich das Geschlecht automatisch offenbare – nur Text heranzieht und so mit einem »stummen Diskurs« arbeite (ebd., 26). In Dudens *Quellenkorpus zum Frauenkörper* steht Butlers Text damit »an einem nicht mehr überbietbaren Endpunkt: die durch Verkörperung von Theorie entkörperte Frau« (ebd., 27).

Trotz all der Kritik an ihrer Theorie wurde Butler auch im deutschsprachigen Raum Ruhm beschieden. Mit der Veröffentlichung von *Gender Trouble* wurde Butler »schlagartig zum internationalen Star der feministischen Theorie« (Villa 2003, 60). Besonders unter Studierenden erfreute sie sich großer Beliebtheit, die ihre Veranstaltungen zu hunderten besuchten. Für Baldauf, Griesebner und Mesner wurde Butler durch »Events«, auf denen sich ihre »Fangemeinde« – meist Studierende jüngerer Generation, die Butler wohlwollend bis euphorisch rezipierten – zusammenfand, zum Star konstruiert, um in der Phase der Hinterfragung einer feministischen Identität, »im allgemeinen Dekonstruktionschaos« Orientierung und Ordnung in Form einer Identifikationsfigur zu stiften (Baldauf/Griesebner/Mesner 1995, 79f.). Eine andere Lesart bietet Hark, die konstatiert, dass im deutschsprachigen feministischen Diskurs eine »monströse Figur ›Judith Butler‹ konstruiert und als eine Bedrohung der politischen und theoretischen Einheit von Feminismus ent-

worfen« wurde (Hark 2007, 160). Diese Figur sei nicht nur eine geschlechtlich uneindeutige Figur, die die feministische Jugend verführe, sondern die »latent homophob strukturierte, phantasmatische Personifizierung der theoretischen Herausforderung, die *Gender Trouble* darstellte« (ebd.) und damit eine fremde Übermacht, die die Kohärenz des Feminismus bedrohe (ebd., 161f.).

Diese scheinbar antagonistischen, wohl aber parallel verlaufenden Darstellungen beziehungsweise Konstruktionen von Butler verweisen auch auf einen Generationenkonflikt zwischen den »älteren« Feministinnen der neuen Frauenbewegung seit 1968 und einer im Zuge der Butler-Debatte neu aufkeimenden Welle »jüngerer« Feministinnen, die sich vor allem über die Annahme der Butlerschen Sprache/Terminologie abgrenzten. So stellt Osinski fest, dass »innerhalb der *scientific community* [...] sich die Arbeiten von Judith Butler inhaltlich und formal (dank ihrer komplexen Terminologie) gut als Mittel zur Distinktion und damit zur Profilierung der sich als Avantgarde Konstruierenden« eigneten (Osinski 1998, 114). Für Hark diene dieser Generationen-Topos jedoch nur als »Strategie einer erneuten Verschiebung«, in dem der eigentliche theoretische und institutionelle, und damit »sehr materielle[] Konflikt um Terrain, Ressourcen und Definitionsmacht« als Generationenkonflikt gerahmt wurde (Hark 2007, 158f.).

Insgesamt lässt sich die im Zuge von *Gender Trouble* aufkommende »Butler-Debatte« (Hark 2007, 285) als eine zweischneidige beschreiben. Einerseits schien der deutschsprachige feministische Diskurs in seiner inhaltlichen und konzeptuellen Ausrichtung für eine dekonstruktivistische Debatte noch nicht bereit, zeigte sogar heftigen Widerstand. Andererseits zeichneten sich im Umschwung der weltweiten politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen auch in der deutschen (österreichischen, schweizerischen) Frauenbewegung neue Leitlinien ab, die Butler mit ihrer Theorie und Sprache bedienen konnte – und die, wie die heutigen Gender Studies zeigen, sich letztlich im feministischen Diskurs als paradigmatisch durchgesetzt haben.

In der 1991 erschienenen Übersetzung von *Gender Trouble* war diese paradigmatische Wende sprachlich beziehungsweise terminologisch noch nicht sichtbar. Harks eingangs aufgestellte Vermutung, die aufkeimenden institutionellen Bestrebungen des akademischen Feminismus im deutschsprachigen Raum in Zeiten gesellschaftspolitischer Umbrüche abzusichern und dekonstruktivistischen Ansätzen nicht das Feld des akademischen Feminismus zu überlassen, lassen sich somit bestätigen. Den diskursiven und institutionellen Rahmenbedingungen des akademischen Feminismus im deutschsprachigen Feminismus zum Trotz entwickelte die Übersetzung von *Gender Trouble* eine Wirkmacht, die, bedingt durch internationale gesellschaftspolitische Umbrüche 1989/90, für die Entwicklung der Gender Studies im deutschsprachigen Raum wegweisend war.

7. Fazit

Die Gender Studies befinden sich – wie sämtliche Bereiche der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion – in stetigem Wandel. Was Gender Studies sind, welche Forschungsbereiche sie umfassen, welche ihre inhaltlichen, methodischen, theoretischen und disziplinaren Grenzen sind, muss dabei immer wieder neu ausgelotet werden und findet auf dem Schauplatz gesellschaftspolitischer und wissenschaftlicher Kämpfe statt. Dass Gender Studies keine Selbstverständlichkeit sind, zeigen in den letzten Jahren verstärkte Angriffe auf das Fach, die 2018 in Ungarn sogar zu einem staatlichen Verbot von Masterstudiengängen in den Gender Studies führte.

Die Geschichte feministischen Wissens beschreibt Hark als eine »diskontinuierliche Geschichte von Umstrittenheit und Konflikt«, als die »Geschichte eines spannungs- und konfliktreichen, heterogenen und unabschließbaren Wissens« von »theoretischen und methodischen Um-, Irr- und Seitenwegen, von Auf- und Abbrüchen, von kategorialen Fixierungen und deren Infragestellung« (Hark 2005, 267). Dazu sorgt die »historische Kontingenz aller Wissensansprüche« (Hark 1999, 11) auch in der feministischen Theorie dafür, dass deren Analysekatégorien und Paradigmen stets instabil sind und sein müssen. Vor dem Hintergrund der Wandelbarkeit wissenschaftlich und sozial konstruierter Realität verändern sich folglich auch deren Kategorien und Bezeichnungen.

Dieser Beitrag hat erste Aspirationen zu einem translationswissenschaftlich informierten Wissen über die Entwicklung der Gender Studies zur Debatte gestellt. Mit Hilfe einer wissenschaftssoziologisch informierten translationshistorischen Perspektive kann dem gesellschaftspolitischen Entstehungskontext queerfeministischer Texte und ihren Übersetzungen Rechnung getragen werden. Indem Übersetzungen nicht nur als Ergebnis, sondern auch Impuls wissenschaftlicher Entwicklung betrachtet werden, kann auf transdisziplinäre Weise gezeigt werden, dass translationswissenschaftliche Untersuchung etwas zum Erkenntnisgewinn bezüglich der transnationalen Entwicklung der Gender Studies beitragen können. Übersetzungen können durch eine Analyse ihrer translatorischen Phänomene etwas über die sprachlichen und somit konzeptuellen Möglichkeiten, aber auch Grenzen des Zieldiskurses aussagen. Aus translatorischen Entscheidungen lassen sich politische Verlagsentscheidungen/-programme rekonstruieren, die sich wiederum aus den diskursiven Ordnungen, in die die Verlage eingebettet sind, ergeben. Auch die Rezeption eines übersetzten Werks kann etwas über die in der wissenschaftlichen Zielkultur herrschende Diskursordnung, bei einem politisch motivierten Fach wie den Gender Studies auch über dessen gesellschaftspolitische Diskursordnung und nicht zuletzt über dessen Grad der Institutionalisierung, sagen.

Mit ihrer großen Schnittmenge an gemeinsamen Problemen, Fragestellungen und Ausrichtungen bilden die Gender Studies und Translationswissenschaften ei-

nen fruchtbaren Forschungsbereich mit vielfältigen Anknüpfungspunkten. Dies ist nicht zuletzt ihren noch jungen Prozessen von Institutionalisierung und Disziplinwerdung geschuldet. Die (Selbst-)Beschreibungen beider Disziplinen und ihrer Analyseobjekte beschwören postmoderne Topoi von Ungewissheit, Entgrenzung und Heterogenität herauf. Die vermeintliche Unschärfe und permanente Neubestimmung, Hinterfragung oder gar Dekonstruktion der eigenen Analysekategorien bietet, vor allem neben der Inter- und Transdisziplinarität der Disziplinen, eine Pluralität von Untersuchungsmöglichkeiten und -ebenen, bei denen die Grenzen zwischen gesellschaftstheoretischen, translationstheoretischen und philosophischen Überlegungen zum Übersetzen fließend erscheinen.

Wenn sich mit der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Kanalisierung in wissenschaftlicher Theorie die Analysekategorien der feministischen Theorie respektive Gender Studies fortwährend verändern, verändern sich auch Bezeichnungen, die für diese Kategorien und Phänomene verwendet werden. Neue Bezeichnungen und Ausdrucksweisen wiederum machen auch neue Übersetzungsentscheidungen möglich und nötig. *Gender Trouble* ist dafür ein treffendes Beispiel. Schien die Einführung des Konzeptes und Begriffs »Gender« beziehungsweise dessen Dekonstruktion für die Übersetzung von *Gender Trouble* in den frühen 1990er Jahren noch undenkbar, hat sich der dekonstruktivistische und intersektionale queer-feministische Diskurs mit seinen Inhalten und Begriffen mittlerweile in der deutschen Wissenschaftssprache etabliert – was nicht zuletzt Butler selbst zu verdanken ist – und verlangt daher nach einer Neuübersetzung von *Gender Trouble* ohne zahlreiche Neologismen, Um- und Beschreibungen. Neuübersetzungen gesellschaftstheoretischer Texte werden da nötig, wo sich der wissenschaftliche Kontext und Diskurs so verändert haben, dass jene in diesen nicht mehr verständlich sind oder dem gegenwärtigen Diskurs nicht entsprechen.

Damit wird auch ein ganz praktischer Nutzen der Translationswissenschaften für die Gender Studies ersichtlich: Jene können durch wissenschaftssoziologisch informierte translationshistorische Untersuchungen – wie in diesem Beitrag geschehen – aufzeigen, welche übersetzten Werke dieser den gegenwärtigen Diskursordnungen überhaupt noch entsprechen und damit auf die Notwendigkeit neuer Übersetzungen hinweisen. Durch eine wechselseitige Information translationswissenschaftlicher und queer-feministischer Inhalte können so Übersetzungen von Werken in den Gender Studies geschaffen werden, die den Diskurs sowohl sprachlich als auch fachlich bereichern.

Bibliografie

- Alhussein, Akkad: *Vom Zielttext zum Ausgangstext*, Berlin: Frank&Timme 2020.
- Baer, Brian James/Kaindl, Klaus (Hg.): *Queering Translation, Translating the Queer: Theory, Practice, Activism*, London/New York: Routledge 2018.
- Baldauf, Anette/Griesebner, Andrea/Mesner, Maria: »Zur Konstruktion eines Stars. Judith Butler in Wien«, in: *L'homme*, 6.1 (1995), 78-80.
- Bock, Ulla: »Zwanzig Jahre Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten«, in: *Feministische Studien* 1.2 (2002), 113-125.
- Brand, Maximiliane/Sabisch, Katja: »Gender Studies. Geschichte, Etablierung und Praxisperspektiven des Studienfachs«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Band 2, Wiesbaden: Springer Fachmedien 2019, 1043-1051.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Katharina Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2019.
- Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London: Routledge 2007.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann, Berlin: Berlin-Verlag 2005.
- Dizdar, Dilek: *Translation. Um- und Irrwege*, Berlin: Frank&Timme 2006.
- Duden, Barbara: »Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument«, in: *Feministische Studien* 11.2 (1993), 24-33.
- Funk, Wolfgang: *Gender Studies*, Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2018.
- Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc: *Border Crossings: Translation Studies and Other Disciplines*, Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing 2016.
- Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc: »Disciplinary Dialogues with Translation Studies: The Background Chapter«, in: dies.: *Border Crossings: Translation Studies and Other Disciplines* (2016), 1-21.
- Gerhard, Ute: *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*, München: C.H. Beck Verlag 2009.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene: »Eine Frage an und für unsere Zeit«. Verstörende Gender Studies und symptomatische Missverständnisse, in: dies. (Hg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, 15-39.
- Hark, Sabine: »Gender Trouble und die Folgen. Eine Innenansicht«, in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 4.1 (2007), 154-165.
- Hark, Sabine: *Dissidente Partizipationen. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2005.
- Hark, Sabine: »Normale Wissenschaft? Frauen- und Geschlechterforschung im Kanon des wissenschaftlichen Wissens«, in: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 3.1 (1999), 5-17.

- Hassauer, Friederike: »Über den Verlust der epistemologischen Sicherheit. Eine Einführung zu Judith Butler«, in: *L'homme* 6.1 (1995), 81-82.
- Heintz, Betina: »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter«, in: Elisabeth Bühler/Heidi Meyer/Dagmar Reichert/Andrea Scheller (Hg.): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*, Zürich/Dortmund: efef-Verlag 1993, 17-49.
- Karl, Michaela: *Die Geschichte der Frauenbewegung*, Stuttgart: Reclam 2020.
- Landweer, Hilge/Rumpf, Mechthild: »Kritik der Kategorie ›Geschlecht‹. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? Einleitung«, in: *Feministische Studien* 11.2 (1993), 3-9.
- Maihofer, Andrea/Schutzbach, Franziska: »Vom Antifeminismus zum ›Anti-Genderismus‹. Eine zeitdiagnostische Betrachtung am Beispiel Schweiz«, in: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, 201-217.
- Metz-Göckel, Sigrid: »Institutionalisierung der Frauen-/Geschlechterforschung: Geschichte und Formen«, in: Ruth Becker/Beate Kortendieck (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, 895-903.
- Notz, Gisela: *Feminismus*, Köln: PapyRossa Verlag 2018.
- Osinski, Jutta: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1998.
- Stäheli, Alexandra/Torra-Mattenkloot: *Eine Frage der Disziplin. Zur Institutionalisierung der Gender Studies*, universelle 3, Zürich: UniFrauenstelle 2001.
- Stäheli, Alexandra/Torra-Mattenkloot, Caroline: »Gender Studies – Eine Frage der Disziplin«, in: dies.: *Eine Frage der Disziplin* (2001), 1-4.
- Thome, Gisela: *Eine Allgemeine Integrative Translationstheorie*, Berlin: Frank&Timme 2019.
- Trumann, Andrea: *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus*, Stuttgart: Schmetterling Verlag 2002.
- Villa, Paula-Irene: *Judith Butler*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2003.
- von Flotow, Luise/Scott, Joan W.: »Gender studies and translation studies: ›Entre braguette‹ – connecting the transdisciplines«, in: Gambier, Yves/van Doorslaer, Luc: *Border Crossings: Translation Studies and Other Disciplines*, Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing 2016, 349-373.
- Weinberg, Manfred: »Gender Under (De)Construction«, in: Stäheli, Alexandra/Torra-Mattenkloot: *Eine Frage der Disziplin. Zur Institutionalisierung der Gender Studies*, universelle 3, Zürich: UniFrauenstelle 2001, 5-18.
- Weingart, Peter: *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript Verlag 2003.
- Wenzel, Xenia: »Übersetzung feministischer Philosophie als wissenschaftstheoretisches und wissenschaftssoziologisches Problem«, in: Aurelio Calderón/Ralf

Müller/Xenia Wenzel (Hg.): *Überlieferung und Übersetzung. Beiheft der Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie*, Stuttgart: frommann-holzboog 2021 [im Druck].

Wenzel, Xenia: »Von *Gender Trouble* zu *Translation Trouble*. Übersetzungsprozesse poststrukturalistischer feministischer Theorie zwischen dem angloamerikanischen und deutschsprachigen Wissenschaftsraum«, in: *Chronotopos – A Journal of Translation History* 1&2 (2020), 162-188.

Gender(un)gerechtigkeit

Drei Sprachen, drei Perspektiven (Deutsch, Tschechisch, Polnisch)

Danuta Rytel-Schwarz

1. Einleitung

Vor 171 Jahren schrieb die deutsche Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters: »Nur was Einzelne tun, ist dem Spotte preisgegeben, wenn aber viel Tausende dasselbe tun, so hören die Ausnahmen auf, und es wird Regel und Brauch daraus« (Otto-Peters 1850). Diese Worte könnten eigentlich der Kampagne für gendergerechte Sprache dienen. Doch stellt sich die Frage, ob in »natürlichen« Sprachen mit ihren geschichtlichen und kulturellen Verflechtungen Gendergerechtigkeit überhaupt möglich ist. Gender und Sprache, Gender im Sprachsystem, gendergerechte Sprache – darum wird es in meinem Beitrag gehen. Das Thema ist so komplex, dass ich nur einen Überblick darüber geben kann, inwieweit die drei Sprachsysteme Deutsch, Tschechisch und Polnisch es erlauben, Texte so zu formulieren, dass sich alle Personen, für die sie bestimmt sind, gleichermaßen angesprochen fühlen. Der Beitrag wird kein Leitfaden für die praktische Umsetzung einer gendergerechten Sprache sein, vielmehr aus Sicht der Genderproblematik einen Blick auf die drei Sprachsysteme werfen. Durch die kontrastive Beschreibung möchte ich signalisieren, dass die Erwartungen an die Gendergerechtigkeit in der Sprache unterschiedlich sein können – unterschiedlich in Bezug auf die Benutzer:innen der jeweiligen Sprache, aber auch im Rahmen einer Sprachgemeinschaft. Es gibt in der letzten Zeit kaum ein sprachwissenschaftliches Thema, das in der breiten Öffentlichkeit so intensiv und emotional diskutiert wird, wie die Bildung und Verwendung der Feminativa. Sie geraten dabei oft in ein »Spannungsfeld von Usus, Norm und Ideologie« (Scheller-Boltz 2018).

Schon aus Platzgründen kann ich hier nur ausgewählte Aspekte der sehr komplexen Problematik erörtern. Bei der kontrastiven Erörterung konzentriere ich mich auf aktuelle Tendenzen in der Movierung, die aktuelle Rolle des generischen Maskulinums und zum Schluss gebe ich ausgewählte Beispiele, wie diese beiden Kategorien in der Praxis der drei genannten Sprachen umgesetzt werden.

2. Movierung – geschlechtsspezifizierendes Wortbildungsmittel

Unter »Movierung«, auch »Motion«, versteht man Derivate eines femininen Substantivs von einem maskulinen oder umgekehrt, mit dem Ziel, das Genus dem angenommenen Sexus, das heißt dem biologischen Geschlecht des Bezeichneten anzupassen. Movierungen werden für Tier- und Personenbenennungen genutzt (vgl. zum Beispiel Fleischer/Barz 1995, 182-185).

Klassische Derivate entstehen durch Suffigierung einer maskulinen Personenbezeichnung:

Maler → *Malerin*/*malíř* → *malířka*/*malarz* → *malarka*

Die umgekehrte Richtung ist in allen drei Sprachen jedoch eher eine Seltenheit:

Witwe → *Witwer*/*vdova* → *vdovec*/*wdowa* → *wdowiec*

Petr Nádeníček untersucht in seinem Artikel *Movierung – ein gemeinsamer Weg des Tschechischen und Deutschen?* die Möglichkeit, sexusspezifische Formen in beiden Sprachen zu bilden (Nádeníček 2013). Generell lässt sich feststellen, dass für beide Sprachen die Movierung als reguläres und hochproduktives Wortbildungsverfahren gilt. Auch im polnischen Wortbildungssystem gibt es mehrere Wortbildungssuffixe, die Feminina von Maskulina bilden können. Über die Produktivität und Wortbildungsbeschränkungen bei der Movierung im Polnischen bestehen unterschiedliche Ansichten. Joanna Kubaszczyk vertritt die Auffassung, dass »das Polnische im Gegensatz zum Deutschen über ein weites und ausdifferenziertes Spektrum an Wortbildungsmitteln zur Movierung verfügt, von denen vital Gebrauch gemacht wird« – nur seien die pragmatischen Bedingungen des Gebrauchs von *Movita* für die beiden Sprachen unterschiedlich (Kubaszczyk 2006, 221).

Beim Vergleich der drei Sprachsysteme werde ich aktuelle Tendenzen besprechen und mich auf die häufigsten Suffixe beschränken. Im Fokus stehen dabei feminine Derivate, die von Maskulina gebildet werden. Dabei konzentriere ich mich auf Berufs- und Funktionsbezeichnungen von Frauen.

2.1 Movierung im Deutschen

Die Movierung ist im heutigen Deutsch eine Selbstverständlichkeit. Das einzig produktive Movierungssuffix ist *-in*. Fast regelmäßig und ziemlich problemlos kann es feminine Personenbezeichnungen bilden:

- *-in* zum Beispiel *Dekanin*, *Doktorin*, *Fahrerin*, *Ingenieurin*, *Juristin*, *Professorin*.

Suffixe fremder Herkunft, wie -(eu)se (*Friseur*), -esse (*Baronesse*), -isse (*Diakonisse*), -essin (*Prinzessin*), -ine (*Heroine von Heros*), -e (*Cousine*), -sche (*Pastorsche*) spielen nur eine marginale Rolle und werden zum Teil durch das produktive Suffix -in ersetzt. Gemäß Duden Online-Wörterbuch gilt: Die weibliche Form zu *Friseur* ist *Friseurin* und die alternative Schreibung *Frisörin*; die weibliche Form zu *Pastor* ist *Pastorin*, die Form *Pastorsche* wird dagegen nicht mehr verwendet und ist durchweg negativ konnotiert.

Wolfgang Fleischer und Irmhild Barz führen unter den Anwendungsbeschränkungen für das Movierungssuffix -in grammatisch-strukturelle, semantische und pragmatische Gründe an (Fleischer/Barz 1995, 183). Ich nenne hier nur ein Beispiel, wo sich das Suffix -in aus grammatisch-strukturellen Gründen nicht mit maskulinen Derivaten kombinieren lässt. Diese Beschränkung kommt bei Maskulina vor, die auf -ling enden, wie *Ankömmling*, *Flüchtling*, *Neuling*. Obwohl Fleischer und Barz schon vor bald 30 Jahren zu diesen Lexemen okkasionelle Pendants registriert haben, steht immer noch zur Debatte, ob Personenbezeichnungen wie *Ankömmlingin*, *Flüchtlingin*, *Neulingin* im Deutschen movierbar sind oder eher nicht. 2015 haben politische Ereignisse eine Diskussion zum Begriff *Flüchtling* ausgelöst. Sie vermittelt einen Eindruck davon, mit welchen Problemen die Sprachsysteme, in diesem Fall das Deutsche, gegen ›politische Korrektheit‹ zu kämpfen haben oder anders gesagt, wieviel ›politische Korrektheit‹ Sprachsysteme erlauben, bzw. inwieweit sie diese bremsen.

Luise F. Pusch, eine der Begründerinnen der feministischen Linguistik in Deutschland, hat in ihrem Blog *Laut & Luise* am 17.10.2015 im Abschnitt *Wenn der Flüchtling eine Frau ist* auf Folgendes hingewiesen: »Rein sprachlich gesehen sind aber die ›Flüchtlinge‹ durchaus ein Problem, denn das Wort ›Flüchtling‹ ist – wie alle deutschen Wörter, die mit -ling enden – ein Maskulinum, zu dem sich kein Femininum bilden lässt« (Pusch 2015). In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 16.12.2015 schrieb Peter Eisenberg:

»Interessant ist, dass ›Flüchtlinge‹ sich bei genauerem Hinsehen als politisch inkorrekt erweist. Es handelt sich um eine Personenbezeichnung im Maskulinum, die von der Bedeutung her eigentlich einem Femininum zugänglich sein sollte wie bei ›Denker/Denkerin‹, ›Dieb/Diebin‹. Aber die Form ›Flüchtlinginnen‹ gibt es nicht. Es kann sie auch nicht geben, ihre Bildung ist ausgeschlossen. Der Grund für das zunächst rätselhafte Verhalten von -ling ist systematischer Natur.« (Eisenberg 2015)

Ein Tag später griff Anatol Stefanowitsch mit seinem Beitrag *Flüchtlinginnen und Flüchtlinge* auf www.sprachlog.de die Diskussion mit einer Gegenmeinung auf. Er habe im *Deutschen Textarchiv* doch 50 Treffer für feminine Derivate zu Wörtern auf -ling gefunden: unter anderem *Fremdlingin*, *Flüchtlingin*, *Abkömmlingin*. Im betreffenden *Sprachlog* sind in den Kommentaren weitere alternative Formen zu *Flüchtlin-*

gin genannt: *Geflüchtete/r* und dazu die Variante *Geflohene/r*, *Entheimatete/r*, *Zwangs-emigrant/in*, *Flüchter/in*, *Fliehender/in*, *Flüchtender/in*. Stefanowitsch kommentiert die von Leser:innen vorgeschlagenen Derivate folgendermaßen:

»Aber man sollte die grundsätzlichen Möglichkeiten und Notwendigkeiten sprachplanerischer Eingriffe nicht mit dem Argument abtun, das Sprachsystem sei, wie es ist. Sprache ist, was ihre Sprachgemeinschaft aus ihr macht.« (Stefanowitsch 2015)

Das ist ein kleines Beispiel dafür, wie die Ansichten – auch renommierter Sprachwissenschaftler:innen wie Luise F. Pusch, Peter Eisenberg und Anatol Stefanowitsch – diametral verschieden sein können. Die zahlreichen Diskussionen in den Medien zeigen durchaus, dass bei vielen deutschen Sprecherinnen und Sprechern der Wille vorhanden ist, von allen Maskulina die entsprechenden Feminina zu bilden.

2.2 Movierung im Tschechischen

Im Tschechischen werden fast regelmäßig Feminina durch Derivation (Movierung) gebildet. Dazu dienen mehrere Wortbildungssuffixe. Zu den produktiven Suffixen gehören:

- -ka – zum Beispiel *děkanka* (Dekanin), *doktorka* (Doktorin), *inženýrka* (Ingenieurin), *právníčka* (Juristin), *profesorka*, (Professorin), *řidička* (Fahrerin);
- -yně/-kyně – zum Beispiel *chirurgyně* (Chirurgin), *dramaturgyně* (Dramaturgin), *kolegyně* (Kollegin), *soudkyně* (Richterin);
- -ice – zum Beispiel *dělnice* (Arbeiterin), *odbornice* (Fachfrau), *úřednice* (Angestellte/Beamtin);
- -ová – zum Beispiel *krejčová* (Schneiderin), *správcová* (Hausmeisterin); veraltet: *doktorová* (Arztgattin), *učitelová* (Lehrersgattin), *profesorová* (Professorengattin);
- Weitere Suffixe: -na/-ovna/-evna/-ezna (*princezna* – Prinzessin); -esa (*baronesa* – Baronesse) spielen eine marginale Rolle. (Vgl. Čechová et al. 2000, 110)

Das Tschechische hat ein viel stärker ausgebautes Derivationssystem als das Deutsche. Dabei steht das häufigste Suffix -ka im Zentrum des Movierungssystems, und die Verwendung der anderen Suffixe ist meistens auf Maskulina mit bestimmten Suffixen beschränkt. Die Einschränkungen bei der Bildung der movierten Formen im Tschechischen und im Deutschen sind vergleichbar, aber nicht identisch. Auch im Tschechischen sind nur vereinzelt lexikalische Lücken im Sprachsystem festzustellen, zum Beispiel gibt es nur maskuline Formen für *miláček* (Liebling), *učenec* (Gelehrte). Die Verwendung einiger weniger Feminina, die nicht kodifiziert sind, wird zurzeit diskutiert: zum Beispiel *hostka/hostkyně* als feminines Pendant zu

host (Gast). Auch im Deutschen wird die feminine Form *Gästin* im Duden Online-Wörterbuch als selten eingestuft.

Jana Valdrová verbindet die »Genus-Geschlecht-Asymmetrie« im tschechischen Sprachsystem nicht nur mit lexikalischen Lücken, sondern vor allem mit dem niedrigeren Prestige femininer Benennungen, zum Beispiel *divák/divačka* (Zuschauer/in), *fanoušek/fanynka* (der Fan, begeisterter Anhänger, begeisterte Anhängerin), *vědec/vědkyně* (Wissenschaftler/in), *sekretářka/sekretář* (Sekretärin/Sekretär). Diese stilistischen Unterschiede seien allerdings in Tschechischwörterbüchern nicht registriert (Valdrová 2018, 105). Ein weiteres Problem könnte durch die Homonymie möglicher movierter Derivate mit anderen Lexemen verursacht sein: zum Beispiel *občanka*, was zugleich Bürgerin und Ausweis bedeuten kann.

Eine Besonderheit im Tschechischen sind die Familiennamen von Frauen. Nach tschechischer Gesetzeslage muss der Nachname einer Frau eine Endung aufweisen, die mit dem tschechischen Sprachsystem in Einklang steht. Familiennamen werden mit dem Suffix -ová (*Michálek* → *Michálková*, *Novák* → *Nováková*) moviert; die adjektivische Endung bei Frauennamen ist -á (*Veselý* → *Veselá*, *Kopecký* → *Kopecká*). Auch Doppelnamen werden moviert: zum Beispiel *Mračková Vavroušová*. Die Endung -ová wird oft auch an ausländische weibliche Familiennamen angehängt, zum Beispiel:

»Německá kancléřka Angela Merkelová se v sobotu večer sešla s ruským prezidentem Vladimírem Putinem ve vládním zámku Meseberg severně od Berlína.« (deník.cz 2018) Seltener wird der Originalname unmoviert beibehalten: »Německá kancléřka Angela Merkel je v karanténě.« (refresher.cz 2020)

Per Gesetz waren seit 2000 einige Ausnahmen festgelegt, die bestimmten, wann eine Frau bei der Heirat oder bei der Registrierung der Partnerschaft in Tschechien einen Antrag stellen durfte, ihren Nachnamen in maskuliner Form benutzen zu dürfen. Das betraf folgende Fälle: Frauen, die Ausländerinnen sind, tschechische Staatsbürgerinnen mit ständigem Wohnsitz im Ausland, tschechische Staatsbürgerinnen mit ausländischem Mann oder ausländischer Partnerin sowie Staatsbürgerinnen, die eine andere als die tschechische Nationalität haben (Sbírka zákonů ČR, Zákon č. 301/2000 Sb. § 69).

Inzwischen wurde diese Regelung gelockert.¹

Die feminine Form der Nachnamen von Frauen ist durch Regeln der tschechischen Grammatik kodifiziert »Nachnamen von Frauen werden in Übereinstimmung mit den Regeln der tschechischen Grammatik gebildet.«² (ebd.)

1 Am 02.06.2021 stimmte das tschechische Parlament einem Gesetzesentwurf zu, der es Frauen ermöglichen soll, zwischen der weiblichen oder männlichen Form des Nachnamens wählen zu können. Siehe <https://www.zeit.de/politik/ausland/2021-06/tschechien-nachnahmen-endung-frauen-gesetzesanderung-ungleichheit-sprache>

2 Wenn nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen von mir.

Im Vergleich zur Situation in Polen kann man feststellen, dass in diesem Fall das Polnische frühere vergleichbare Regeln zum Teil geändert bzw. gelockert hat. Im Polnischen werden zwar zu den maskulinen Formen auf *-ski*, *-cki* für Frauen regelmäßig die femininen Entsprechungen auf *-ska*, *-cka* verwendet, wie *Kowalski* – *Kowalska*; *Nowicki* – *Nowicka*, jedoch ist die Verwendung adjektivischer Familiennamen vom Typ *czarny/czarna* (Schwarz) nicht mehr per Gesetz geregelt, sondern beide Formen sind zulässig. In allen übrigen Fällen werden auch für Frauen die maskulinen Formen benutzt. Die früher gebrauchten femininen Formen auf *-owa*, *-ina* (für verheiratete Frauen), *-anka* (für nicht verheiratete Frauen) werden im Polnischen heute selten verwendet (vgl. Skudrzyk 1996). Doch ist die Möglichkeit dazu gegeben und der entsprechende Gebrauch wurde sogar vom Polnischen Sprachrat, einer Kommission des Präsidiums der Polnischen Akademie der Wissenschaften (*Rada Języka Polskiego*), positiv bewertet: »Der Rat postuliert, die polnischen Sitten und die polnische Tradition im Zusammenhang mit Familiennamen von Frauen so weit wie möglich zu berücksichtigen.« (*Rada Języka Polskiego* 2007). Eine ähnliche Konstruktion gab es historisch im Deutschen: So war Katharina von Bora nach ihrer Heirat auch als die »Lutherin« bekannt.

2.3 Movierung im Polnischen

Obwohl das polnische Wortbildungssystem über mehrere produktive Wortbildungssuffixe verfügt, die Feminina von Maskulina bilden können, entstehen bei der Movierung etliche Probleme. Die betreffende Kategorie wird seit über einem Jahrhundert sowohl von Sprachwissenschaftler:innen als auch von Sprachbenutzer:innen diskutiert.

Das produktivste und mit großem Abstand wichtigste Suffix ist *-ka*:

- *-ka* – *kierownicza* (Leiterin), *lekarka* (Ärztin), *nauczycielka* (Lehrerin), *pisarka* (Schriftstellerin), *policjantka* (Polizistin)
- Die Verwendung weiterer Suffixe ist erheblich seltener und zudem durch gram-matisch-strukturelle Faktoren auf einzelne Stämme beschränkt:
- *-ini/-yni* – *dozorczyńi* (Hausmeisterin), *mistrzynie* (Meisterin), *sprzedawczyńi* (Verkäuferin), *zdobyczyńi* (Gewinnerin);
- *-ica/-yca* – *powiernica* (Vertraute; neben *powierniczka*), *pracownica* (Angestellte; neben *pracownicza*), *robotnica* (Arbeiterin);
- *-owa* – *krawcowa* (Schneiderin), *szefowa* (Chefin).

Bei nominalisierten Adjektiven gilt die Konversion (paradigmatische Derivation) mit der Endung *-a* – *przewodnicząca* (Vorsitzende), *radna* (Gemeinderätin, Stadträtin), *woźna* (Hausmeisterin). Weitere movierende Suffixe: *-anka* (*koleżanka* – Kolle-

gin); -ina/-yna (*hrabina* – Gräfin) spielen im Polnischen eine marginale Rolle (vgl. Grzegorzczkova 1981, 52–53).

Die Bildung bzw. Verwendung der movierten Formen im Polnischen unterliegt zahlreichen Einschränkungen. In der Praxis werden oft keine Feminina gebildet, selbst wenn es möglich wäre – bzw. diejenigen, die existieren, bleiben ungenutzt. Besonders häufig ist solches der Fall bei Berufsbezeichnungen und Titeln. Die Autor:innen der *Grammatik des Polnischen* stellen fest: »Je höher das gesellschaftliche Prestige des bezeichneten Berufs, desto häufiger ist das Fehlen eines weiblichen Pendants« (Bartnicka et al. 2004, 236). Nach dieser Regel findet im Polnischen eine regelmäßige Movierung nur bei sogenannten »traditionellen Frauenberufen« wie *kellnerka* (Kellnerin), *kucharka* (Köchin), *sekretarka* (Sekräterin), *sprzątaczką* (Putzfrau) statt. Titel werden nicht abgeleitet, stattdessen benutzt man analytische Konstruktionen, zum Beispiel *pani* (Frau) plus die maskuline Form, die dann allerdings nicht dekliniert wird: *pani dyrektor* (Direktorin), *pani profesor* (Professorin), *pani psycholog* (Psychologin), *pani inżynier* (Ingenieurin). Zuweilen ist eine gewisse Konkurrenz zwischen zwei Formen beobachtbar, wie bei *kierowniczka/pani kierownik* (Leiterin). Diese Varianten werden fast ausschließlich als Adressativformen verwendet. Als Gründe für die Asymmetrie findet man nicht nur historisch bedingte Ungleichheiten im beruflichen Leben zwischen Männer und Frauen angeführt, sondern auch rein sprachliche Bedingungen. Zu den häufigsten Argumenten gehören: Die femininen Suffixe sind im Polnischen multifunktional. So bildet zum Beispiel das Suffix -ka auch Diminutive, und durch diese Funktionsinterferenz erscheinen die movierten Formen auf -ka als nicht seriös: *Profesorka* wäre demnach eher mit *profesorek* (Professorchen) als mit *profesor* (Professor) assoziiert. Bei zahlreichen Formen führt Movierung zu Homonymie, da potenzielle Derivate im Sprachsystem bereits besetzt sind, zum Beispiel *dyplomata* (Diplomat) – *dyplomatka* (Aktentasche), *marynarz* (Seemann) – *marynarka* (Sakko; Marine), *pilot* (Pilot) – *pilotka* (Fliegerhaube), *reżyser* (Regisseur) – *reżyserka* (Regieraum). Gleichwohl gibt es auch Frauen, die diese homonymen Formen als Movierungen verwenden. (Vgl. dazu auch Szpyra-Kozłowska 2019, 29)

Auch in Publikationen, die dem Feminismus gegenüber offen sind, werden Bedenken geäußert, ob das polnische Sprachsystem überhaupt zu mehr Gendergerechtigkeit fähig wäre. Die Autorinnen des Buchs *Lingwistyka płci. Ona i on w języku polskim*, Małgorzata Karwatowska und Jolanta Szpyra-Kozłowska, meinen: »Es scheint nicht möglich zu sein, das polnische Genussystem deutlich dahingehend zu verändern, dass mehr Genus-Sexus-Symmetrie entsteht.« (Karwatowska/Szpyra-Kozłowska 2005, 281). Vor über 15 Jahren stellten sie fest: »[...] derzeit existiert in Polen nicht das nötige Klima, um eine nichtsexistische Sprachreform zu fördern.« (ebd., 275). Zum einen gab es damals (aber vielleicht heute immer noch) einen zu niedrigen sozialen Bewusstseinsgrad für das Problem, zum anderen müssten die rein sprachlichen Phänomene weitgehend modifiziert werden.

Der genaue Bestand der movierten bzw. nicht movierungsfähigen Personenbezeichnungen ist nicht bekannt bzw. nicht kodifiziert. Polnisch-Wörterbücher bieten bei den meisten Maskulina keinerlei Informationen darüber, wie die maskulinen Benennungen auf Frauen angewandt werden sollen. Diese Lücke schließt gewissermaßen das Wörterbuch der weiblichen Benennungen im Polnischen (*Słownik nazw żeńskich polszczyzny*) verfasst von vier Autorinnen, herausgegeben von Agnieszka Mołocha-Krupa und erschienen 2015. Darin sind polnische feminine Movierungen dokumentiert. Neben Feminina, die fest im gegenwärtigen Wortschatz verankert sind, bringt das Wörterbuch zahlreiche Neologismen, die in den Medien diskutiert werden. Viele dieser Lemmata sind als »nicht registriert« markiert – die Belege stammen überwiegend aus feministischen Zeitschriften, öffentlichen feministischen Debatten sowie Internetquellen und ringen um Akzeptanz bei Polinnen und Polen.

Zu den folgenden polnischen Beispielen gebe ich die deutschen und tschechischen Äquivalente, welche die Movierungsunterschiede zwischen den drei Sprachen deutlich veranschaulichen. Im Deutschen und Tschechischen sind sie als feminine Lexeme kodifiziert und ohne Einschränkungen verwendbar:

inżynierka – Ingenieurin, inženýrka
kierowczyni – Fahrerin, řidička
ministra/ministerka – Ministerin, ministryně
nurkini/nurczyni – Taucherin, potápěčka
skoczyni – Springerin, skokanka
świadkini – Zeugin, svědkyně
wydawczyni – Herausgeberin, vydavatelka

Nicht alle potenziell möglichen Feminina sind im Wörterbuch der weiblichen Benennungen im Polnischen registriert, zum Beispiel fehlen:

dziekanka – Dekanin, děkanka
kanclerka – Kanzlerin, kancléřka

Das hier aufscheinende Problem der »Genus-Sex-Asymmetrie« im Polnischen ist nicht neu. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts drehte sich eine von Roman Zawiliński 1901 in der Zeitschrift *Poradnik Językowy* begonnene Diskussion um weibliche Berufsbezeichnungen. Wenn man den Verlauf dieser Diskussion verfolgt, bei der unter anderem bekannte Sprachwissenschaftler:innen wie Zenon Klemensiewicz, Kazimierz Nitsch, Maria Dłuska, Witold Doroszewski, Antonina Obrębska-Jabłońska und Tytus Benni das Wort ergriffen, kann man feststellen, dass das Postulat, symmetrische männliche und weibliche Bezeichnungen für Berufe, Titel und berufliche Positionen in beiden Genera zu verwenden, damals auf starken Widerstand bei polnischen Frauen stieß, die die Verwendung derselben Formen wie bei Männern als Zeichen von Emanzipation auffassten. Benni bedauerte

schon vor nunmehr 88 Jahren: »[...] Besonders Frauen mögen diese unveränderten Formen, da damit die Gleichstellung und Gleichwertigkeit eines Titels bei Frauen und Männern betont wird.« (Benni 1933, 184) Antonina Obrębska, die sich in der Diskussion über die Unveränderbarkeit männlicher Berufsbezeichnungen bezüglich Frauen zu Wort meldete, schrieb: »Freilich lässt sich die Zukunft dieser Formen nicht voraussagen. Weitere Fakten wird uns die Zeit bringen und die Gemeinschaft der Sprachbenutzer:innen wird entscheiden.« (Obrębska 1933, 187)

Mir scheint, dass sich trotz der verflossenen Zeit die Situation im Polnischen nicht viel geändert hat. Wir stellen uns weiterhin dieselben Fragen, wie und ob es überhaupt möglich sei, für Berufe und Titel von Frauen eine einheitliche Norm zu schaffen. Bezüglich der Ursachen des uneinheitlichen Systems femininer Berufs- und Titelbezeichnungen konstatierte in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Klemensiewicz: »Das Problem ist noch aktuell und ruft nach einer Lösung.« (Klemensiewicz 1957, 102) Tatsächlich kann man im Laufe der Jahre bestimmte Veränderungen beobachten, doch gibt es noch keine Übereinstimmung zwischen Usus und Kodifikation. In der 1950er Jahren diskutierte man noch über eine feminine Entsprechung zu *więzień* (der Gefangene) (vgl. Klemensiewicz 1957, 109). Heute mag diese Diskussion und die damals vorgeschlagenen Formen *więzniarka*, *więzienka*, *więziennica*, *więźnica* (die Gefangene) verwundern. Gewonnen hat die erste Variante (488 Einträge im NKJP – Nationalkorpus des Polnischen), und die übrigen Formen sind in Vergessenheit geraten. Weiterhin konkurriert die feminine Form *posłanka* (die Abgeordnete; 8.346 Einträge im NKJP) mit *pani poseł* (Frau Abgeordnete; 6.811 Einträge im NKJP). Auch auf frühere Vorschläge wie *poselka*, *poślica*, *poselkini* verweist Klemensiewicz (1957, 109). Auf großen Widerstand stößt die Einführung eines femininen Äquivalents für die Funktion *minister*: Joanna Muchas Bitte in der TV-Sendung *Tomasz Lis na żywo*, sie als »pani ministra« (Frau Ministerin) anzusprechen, hat eine Welle von Diskussionen provoziert. 61 % der Internetnutzer halten laut einer Umfrage der *Gazeta Wyborcza* die Formulierung *pani ministra* für dumm, und 21 % möchten, dass sich Sprachwissenschaftler:innen zu diesem Thema äußern (vgl. Rytel-Schwarz 2014, 184). Dass hier ein Problem besteht, zeigt nicht nur die lebhafte Diskussion in der Presse und in den anderen Medien; auch zahlreiche diesbezügliche Fragen an Beratungsstellen zur Sprachpflege bei polnischen Universitäten belegen dies. Die Fragen beginnen oft so: »Ich habe ein Problem«, »Meine Zweifel betreffen«, »Ich stecke in einem Dilemma«, »Gibt es irgendeine Gerechtigkeit?« (Vgl. Rytel-Schwarz 2014, 184).

Um bei der Angabe von Beruf und Zugehörigkeit zu verschiedenen Personengruppen zwischen Mann und Frau zu differenzieren, stehen im Polnischen andere Mittel zu Verfügung. Dazu gehören analytische Formen mit dem Lexem *pani* (Frau) – *pani rektor* und analytische Formen mit dem Lexem *kobieta* – *kobieta-kierowca*, *kobieta-inżynier*. Bei der Verwendung von Maskulina für Frauen werden die maskulinen Lexeme nicht dekliniert. Die Kategorie der »femininen Indeklinabilia« im

polnischen Sprachsystem wurde bereits des Öfteren thematisiert und kritisch diskutiert. (Vgl. Miemietz 1993, 18-25; Błaszczowska 2016, 84-96). Außerdem wird das feminine Geschlecht durch Genus-Flexionsaffixe bei zusammenhängenden Adjektiven, Pronomina und Kardinalzahlen sowie bei bestimmten Verbformen (Präteritum, Konditional, Partizip II und Partizip Passiv) sichtbar gemacht. Um zu zeigen, wie sich die Genus-/Sexusmarkierung im Deutschen, Tschechischen und Polnischen manifestiert (lexikalisch bzw. grammatisch), bringe ich ein Satzbeispiel (alle genus-markierten Formen sind kursiv gesetzt):

»Gestern habe ich mit unserer neu gewählten *Rektorin* über (*Frau*) *Professorin*/*Frau Professor* Wolf gesprochen.« –

»Gestern habe ich mit unserem neu gewählten *Rektor* über *Professor*/*Herrn Professor* Wolf gesprochen.«

Tschechisch:

»Včera jsem mluvila s naší nově zvolenou *rektorkou* o (*paní*) *profesorce* Wolfové.« –

»Včera jsem mluvil-Ø s naším nově zvoleným *rektorem* o (*panu*) *profesorovi* Wolfovi.«

Polnisch:

»Wczoraj rozmawiałam z naszą nowo wybraną *rektorką* o (*pani*) *profesor-Ø* Wolf.«

–

»Wczoraj rozmawiałem z naszym nowo wybranym *rektorem* o (*panu*) *profesorze* Wolfie.«

Mit den femininen Indeklinabilia (wie *profesor*, *doktor*, *inżynier* usw. in unflektierter Form in Anwendung auf Frauen) sind im polnischen Sprachsystem viele Probleme verbunden. In prädikativer Funktion ist die unflektierte Form nicht stabilisiert: »Pani Wolf jest znanym profesorem/(Pani) Wolf jest znaną profesor.« (Frau Wolf ist eine bekannte Professorin.) Noch mehr Probleme treten in der Verwendung der Indeklinabilia im Plural auf. Keine der folgenden Formen ist meines Erachtens unstrittig: *panie profesor*, *panie profesorki*, *panie profesorzy* (Professorinnen). Die letzte Formulierung wäre gar unkorrekt. Das Problem hat Bärbel Miemietz in ihrem Buch *Motivation zur Motion. Zur Bezeichnung von Frauen durch Feminina und Maskulina im Polnischen* signalisiert (Miemietz 1993, 21). Eine eindeutige Lösung ist bislang nicht gefunden. Neue empirische Untersuchungen zeigen, dass gegenderte Formen von Personenbezeichnungen auch in polnischen feministischen Medien inkonsequent gehandhabt werden (vgl. Zifonun/Drewnowska-Vargáné 2019, 157-167).

3. Generisches Maskulinum in der Genderdebatte

Das generische Maskulinum, definiert als »Gebrauch maskuliner/männlicher Personenbezeichnungen und Pronomina zur Referenz auf beide Geschlechter, wie er häufig auf Grund konservativ-präskriptiver Vorschriften erfolgt« (Bußmann 2002, 245), gehört zu den vielfach diskutierten Themen in der Genderdebatte. Die Ansichten von Sprachwissenschaftler:innen zum generischen Maskulinum in den 1980er Jahren kommentierte Luise F. Pusch im Kapitel *Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr* ihres bekanntesten Buchs *Das Deutsche als Männersprache* (Pusch 1984, 20-42). Nach fast 40 Jahren ist das Thema in Deutschland immer noch aktuell und das generische Maskulinum ist vor allem in Pluralformen geläufig. Befürworter des generischen Maskulinums in Deutschland können Rückhalt finden in Äußerungen wie denen des Linguisten Peter Eisenberg, der in der »Debatte um den Gender-Stern« im Tagesspiegel mit *Finger weg vom generischen Maskulinum!* einen Beitrag mit dem Tenor: »Nichts gegen eine geschlechtergerechte Sprache, doch das generische Maskulinum darf nicht angetastet werden. [...] Denn gerade das generische Maskulinum ist eine in der Sprache tief verankerte, elegante und leistungsstarke Möglichkeit zur Vermeidung von Diskriminierung« schrieb (Eisenberg 2018). In einer empirischen Studie haben Gisela Zifonun und Ewa Drewnowska-Vargáné die Verwendung des generischen Maskulinums in ausgewählten deutschen Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 2015 bis 2018 untersucht. Die Autorinnen stellen fest: »In der nicht-feministischen Presse ist das generische Maskulinum nach wie vor die dominante Form, in der auf gemischtgeschlechtliche Gruppen Bezug genommen wird. [Aber] auch in der feministischen *Emma* [werden] erstaunlicherweise nicht selten Formen des generischen Maskulinums verwendet [...]« (Zifonun/Drewnowska-Vargáné 2019, 150-151).

In Tschechien und Polen wird das generische Maskulinum immer noch von den meisten Muttersprachler:innen als objektive, neutrale Benennung beider Geschlechter empfunden: Die Frauen sind oft nur »mitgemeint« – so zum Beispiel auf den offiziellen Seiten mancher Universitäten, wenn von »Studenten« statt von »Studentinnen und Studenten« die Rede ist. Zur generischen Funktion des Maskulinums sagt die Akademische Grammatik der tschechischen Schriftsprache (*Akademická gramatika spisovné češtiny*) von Frantníšek Štícha folgendes: »Die politische Gendergerechtigkeit (zum Beispiel »Studentinnen und Studenten« anstatt des generischen Plural »Studenten«) ist im Ergebnis kontraproduktiv, denn man macht damit nur mehr auf Diversität des Geschlechts dort aufmerksam, wo diese Diversität hätte eher unbemerkt bleiben sollen.« [sic!] (Štícha et al. 2013, 152). Sprachwissenschaftler:innen wie etwa Jana Valdová, sehen jedoch im generischen Maskulinum eine Form, die Frauen gegenüber ungerecht sei (Valdová 2018, 177-189).

Die konsequente Verwendung der gesplitteten (femininen und maskulinen) Formen ist umso schwieriger, je flektierender eine Sprache ist. Im Polnischen und Tschechischen würde dies zu einer deutlichen Verlängerung der Texte führen, da sich das Genus in mehreren genushaltigen Wörtern manifestiert – im Unterschied zum Deutschen zusätzlich auch bei prädikativen Adjektiven, Numeralia und bestimmten Verbformen. Argumentiert wird, dass die gleichzeitige Benennung beider Formen nicht sprachökonomisch, nicht elegant und umständlich sei. Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ist richtig, was Marek Łaziński schreibt: »Der Kampf gegen das generische Maskulinum kann zur Einschränkung von dessen Verwendung führen. Man kann jedoch das generische Maskulinum als grammatikalische Regel nicht abschaffen, solange es ein grammatisches Genus gibt.« (Łaziński 2006, 209).

2013 hat die Universität Leipzig einen mutigen Schritt gewagt. Sie ist die einzige deutsche Universität, deren Grundordnung das »generische Femininum« verwendet. Das bedeutet, dass im gesamten Text nur feminine Personenbezeichnungen zur Referenz auf beide Geschlechter gebraucht werden. Die erste Fußnote besagt dort: »In dieser Ordnung gelten grammatisch feminine Personenbezeichnungen gleichermaßen für Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Männer können die Amts- und Funktionsbezeichnungen dieser Ordnung in grammatisch maskuliner Form führen.« (Grundordnung der Universität Leipzig vom 6. August 2013)³ Diese Entscheidung löste heftige Reaktionen in der deutschen Presse aus. Die Meinungen waren geteilt. Einige behandelten die Sache mit Augenzwinkern, andere zuweilen mit einem Hauch von Spott oder gar mit Empörung. Es gab aber auch positive Stimmen, darunter die von Luise F. Pusch in einem Interview für die *Deutsche Welle* (Todeskino 2013).

Die Verwendung eines generischen Femininums im offiziellen Gebrauch ist in Deutschland nach wie vor eine Seltenheit; in Tschechien und in Polen ist sie mir nicht bekannt.

4. Ein kurzer Blick auf Gender(un)gerechtigkeit im universitären Bereich

Alle drei Sprachsysteme bieten Möglichkeiten zum Gendern, auch wenn die Geschlechterdifferenzierung zum Teil mit anderen Mitteln ausgedrückt wird. Obwohl

3 Bis 2010 galt an der Alma Mater Lipsiensis die Grundordnung von 2004, in der noch das generische Maskulinum verwendet wurde. In der Vorläufigen Grundordnung von 2010 waren sodann konsequent zwei Formen angegeben, zum Beispiel der/die Rektor/in, die Dekane/Dekaninnen, Privatdozenten/Privatdozentinnen.

der Sprachvergleich mehr Parallelen als Divergenzen aufzeigt, werden sexusdifferenzierbare Personenbezeichnungen in Deutschland, Polen und Tschechien in der Praxis nicht im gleichen Maße verwendet. Der zugrundeliegende dynamische Prozess wird durch soziale, kulturelle, aber auch politische Komponenten beeinflusst. Die drei unterschiedlichen Perspektiven auf die Gender(un)gerechtigkeit in den drei Nachbarsprachen werde ich an ausgewählten Beispielen aus dem universitären Bereich zeigen, die die Divergenzen augenfällig machen. Es handelt sich dabei um eine Feststellung gegenwärtiger Tendenzen.

An deutschen Universitäten spielt die Genderproblematik im Vergleich zu den polnischen und tschechischen eine deutlich wichtigere Rolle, was sich auch in der Verwendung gendergerechter Sprache widerspiegelt. In den Grundordnungen/Verfassungen der deutschen Universitäten sind in der Regel beide Geschlechter konsequent nebeneinander genannt (vollständige Paarformen): *die Präsidentin* oder *der Präsident*, *die Dekanin* oder *der Dekan*, *Professorinnen* und *Professoren*, *Mitarbeiterinnen* und *Mitarbeiter* (zum Beispiel Verfassung der Humboldt-Universität zu Berlin 2013, Grundordnung der Universität Hamburg 2015, Grundordnung der Universität zu Köln 2020). In den Grundordnungen der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg vom 2007 ist nur die Reihenfolge anders – zuerst steht die maskuline, danach die feminine Form: *Professoren* und *Professorinnen*, *der Präsident* oder *die Präsidentin*. Das früher gerne verwendete generische Maskulinum ist in den Grundordnungen der deutschen Universitäten nicht mehr zu finden, zum Beispiel wurde es in der Grundordnung der Universität Dresden 2015 und in der Grundordnung der Universität Heidelberg 2019 durch vollständige Paarformen ersetzt.

In den Nachbarländern Tschechien und Polen sind die Grundordnungen aller Universitäten ausnahmslos im maskulinen Genus formuliert. Es ist klar, dass es sich dabei um ein generisches Maskulinum handelt. Dessen Verwendung ist in beiden Ländern üblich, ohne dass die Dokumente einen Hinweis enthielten, dass diese Form für alle Geschlechter gilt.

Zu offiziellen Texten gehören ebenfalls Stellenausschreibungen. Hier gelten in den drei Ländern unterschiedliche Regeln. In Stellenausschreibungen deutscher Universitäten ist für die Sichtbarkeit von mindestens zwei, in den letzten Jahren meist drei, Geschlechterkategorien gesorgt. Die Formulierungen in den Stellenanzeigen unterscheiden sich von Universität zu Universität. Die Recherche zu aktuellen Stellenangeboten im ersten Quartal 2021 lässt eine Vielfalt von Formulierungen erkennen. Ich nenne nachfolgend eine kleine Auswahl von Beispielen. An der Universität Leipzig wird in Ausschreibungen das Muster maskuline Form plus Geschlechtsangabe (m/w/d)⁴ bevorzugt, zum Beispiel: *Rektor (m/w/d)*, *Wissenschaftlicher Mitarbeiter (m/w/d)*, *Leiter (m/w/d) des Sachgebietes Betriebstechnik*, *Mitar-*

4 » m/w/d« steht für männlich/weiblich/divers.

beiter Studienbüro und Sekretariat (m/w/d), Fachinformatiker (m/w/d). Ausschreibungen von Professuren erfolgen ohne Geschlechtsangabe⁵: Juniorprofessur für Klima-Attribution (W1 mit Tenure Track auf W2) und Juniorprofessur für Inwertsetzung von Natur (W1 mit Tenure Track auf W2). An der Technischen Universität Dresden folgen Stellenangebote dem Muster: Schrägstrich plus Endung/in, zum Beispiel: wiss. Mitarbeiter/in, Psychologe/-in oder Sozialpädagoge/-in, Referent/in Strategie, Hochschulsekretär/in, Professurausschreibungen dagegen sind wie an der Universität Leipzig formuliert: Professur (W2) für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Controlling (mit Tenure Track auf W3). Die Schrägstrich-Variante kann durch Geschlechtsangabe (m/w/d) ergänzt werden: So wurden Stellen für wissenschaftliches und nichtwissenschaftliches Personal an der Freien Universität Berlin folgendermaßen ausgeschrieben: Wiss. Mitarbeiter/-in (m/w/d), Bibliotheksbeschäftigte/-r (m/w/d). Eine Reihe von deutschen Universitäten entscheiden sich bei Stellenausschreibungen für die Sternchen-Variante (ohne oder mit der Geschlechtsangabe), zum Beispiel die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel: Wissenschaftlich*er Mitarbeiter*in, Mitarbeiter*in im Bereich Personalentwicklung, Entwickler*in (m/w/d) zum Aufbau einer Forschungsinfrastruktur. Die Humboldt-Universität zu Berlin annoncierte mit konsequenter Geschlechtsangabe: Wissenschaftlich*er Mitarbeiter*in (m/w/d), Beschäftigte*r im Lehrbereichssekretariat (m/w/d), Softwareentwickler*in (m/w/d) und die Universität Heidelberg inserierte mit Geschlechtsangabe mit anderer Reihenfolge: Akademische*r Mitarbeiter*in (w/m/d), Infrastruktur-Manager*in (w/m/d). Bei Ausschreibungen von Professuren ist die Geschlechtsangabe zwar seltener der Fall als bei anderen Stellen, jedoch kann sie auch vorkommen, zum Beispiel: W3-Professur für Arbeitsmarkt/Neue Politische Ökonomik (w/m/d) (Universität Heidelberg), Universitätsprofessur (m/w/d) für Digitale Landschaftsökologie (Universität Hannover), Professur (W3) für Slavische Sprachwissenschaft (Lehrstuhl) – »Die Bewerberin oder der Bewerber (m/w/d) soll [...]« (Ludwig-Maximilians-Universität München), W2-Professur für Politische Soziologie und Methoden – »Die*Der künftige Stelleninhaber*in soll [...]« (Universität Greifswald). Stellenausschreibungen an tschechischen Universitäten erscheinen überwiegend mit Angabe zweier Genera. Die Verwendung des generischen Maskulinums gehört hier eher zu den Ausnahmen, wie zum Beispiel an der Karls-Universität Prag: Akademický pracovník neben Akademický/á pracovník/ice, Odborný asistent neben Odborný/á asistent/ka, Ředitel/ka Ústavu jazyků a komunikace. An den meisten tschechischen Universitäten, zum Beispiel an der Palacký-Universität Olmütz und an der Südböhmischen Universität Budweis, werden alle Stellen konsequent in maskuliner und in movierter femininer Form als vollständige Paarformen ausgeschrieben, zum Beispiel.: profesorka/profesor, docentka/docent, odborná asistentka/odborný asistent, lektorka/lektor. In Stellenausschreibungen an polnischen

5 Die Bezeichnung Professur ist geschlechtsunspezifisch.

Universitäten ist keine Genusdifferenzierung festzustellen. Die Berufsbezeichnungen sind im (generischen) Maskulinum formuliert und es werden keine movierten femininen Formen verwendet. Gesucht werden zum Beispiel: *profesor*, *adiunkt*, *kierownik*, *lektor*. Die maskulinen Berufsbezeichnungen gelten an polnischen Universitäten schließlich als geschlechtsneutral. Im erklärenden Textteil finden sich meistens maskuline Formen wie *kandydat* (der Kandidat) und *absolwent* (der Absolvent), obwohl feminine Pendants *kandydatka* (die Kandidatin) und *absolwentka* (die Absolventin) durchaus zum polnischen Wortschatz gehören. Zuweilen kommt auch die geschlechtsneutrale Bezeichnung *osoba* (die Person) in Ausschreibungen vor.

5. Ausblick

Die Anwendung geschlechtergerechter Sprache wird in den letzten Jahren vor allem in Deutschland, aber auch in Tschechien und Polen intensiv diskutiert. Die Bemühungen um ›sprachliche Korrektheit‹ erfährt ebenso viel Befürwortung als auch Ablehnung. Der unterschiedliche Stand der Sichtbarkeit beider bzw. auch diverser Geschlechter zeigt sich vor allem in der sozialen Praxis. Die Sprachsysteme Deutsch, Polnisch und Tschechisch haben damit offensichtlich auch weiterhin zu kämpfen, wobei sie ihre je spezifischen grammatischen Mittel einsetzen.

Aus dem kurzen Überblick geht hervor, dass alle drei Sprachen über bestimmte lexikalische bzw. morphologische Mittel verfügen, mit deren Hilfe nach Frauen und Männer unterschieden werden kann. Wie die Adressierung fluider Geschlechtsidentitäten unsere Sprachen auf längere Sicht verändert, ist heute noch nicht vorhersagbar. Die sprachliche Markierung non-binärer geschlechtlicher Identitäten befindet sich immer noch in einer experimentellen Phase. Die deutsche Sprache ist jedenfalls eine Art Vorreiterin, die sich ernsthaft mit dem Problem auseinandersetzt. Dabei werden Vorschläge entwickelt, wie man ›geschickt gendern‹ kann – ich kann hier auf ein deutsches Genderwörterbuch verweisen (<https://geschicktgendern.de/>). In diesem Portal sind Vor- und Nachteile gängiger Schreibweisen besprochen. Zu den häufigsten gehören: Doppelformen, Einklammerung, Schrägstrich, Binnen-I, Unterstrich und Doppelpunkt. Die Dudenredaktion stellt unter »Geschlechtergerechter Sprachgebrauch« fest: »Es ist zu beobachten, dass sich die Variante mit Genderstern in der Schreibpraxis immer mehr durchsetzt«. Nichtsdestotrotz hat das Sternchen (auch Genderstern, Gender Star oder Asterisk genannt) immer noch sehr viele Gegner:innen, dazu gehört auch Luise F. Pusch, die 2019 in einem von Nadja Schlüter durchgeführten Interview befand, dass das Gendersternchen nicht die richtige Lösung sei (Schlüter 2019). Das letzte Wort, wie in Deutschland gegendert werden soll, ist sicher noch nicht gesagt. Die letzte Nachricht, die mich erreicht hat, ist die vom 26.03.2021, der zufolge der Senat der Uni-

versität Leipzig beschlossen hat, für die Benennung aller Geschlechter den Gender-Doppelpunkt zu verwenden.

Bibliografie

- Bartnicka, Barbara/Hansen, Björn/Klemm, Wojtek/Lehmann, Volkmar/Satkiewicz, Halina: *Grammatik des Polnischen*, München: Sagner 2004.
- Benni, Tytus: »Sportswoman chce się widzieć z panią doktor«, in: *Język Polski* 18 (1933), 184-185.
- Błaszowska, Hanka: *Weibliche Personenbezeichnungen im Deutschen und Polnischen aus der Sicht der feministischen Sprachkritik*, Posen: Wydział Neofilologii UAM 2016.
- Bußmann, Hadumod (Hg.): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart: Kröner Verlag 2002.
- Čechová, Marie et al.: *Čeština – řeč a jazyk*, Prag: ISV nakladatelství 2000.
- Eisenberg, Peter: »Finger weg vom generischen Maskulinum!«, in: *Der Tagesspiegel* vom 08.08.2018, siehe: <https://www.tagesspiegel.de/wissen/debatte-um-den-gender-stern-finger-weg-vom-generischen-maskulinum/22881808.html>
- Eisenberg, Peter: »Hier endet das Gendern«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 16.12.2015, siehe: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/wort-des-jahres-fluechtling-hier-endet-das-gendern-13967817.html>
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen: Niemeyer 1995.
- Grzegorzczak, Renata: *Zarys słowotwórstwa polskiego*, Warschau: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1981.
- Karwatowska, Małgorzata/Szpyra-Kozłowska, Jolanta: *Lingwistyka płci: Ona i on w języku polskim*, Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii-Curie Skłodowskiej 2005.
- Klemsiewicz, Zenon: »Tytuły i nazwy zawodowe kobiet w świetle teorii i praktyki«, in: *Język Polski* 37 (1957), 101-119.
- Kubaszczyk, Joanna: »Movierung und andere Wortbildungsmöglichkeiten sexusmarkierter Personenbezeichnungen im Polnischen und im Deutschen«, in: *Deutsche Sprache* 3 (2006), 221-232.
- Łaziński, Marek: *O panach i paniach. Polskie rzeczowniki tytułowe i ich asymetria rodzaju-płciowa*, Warschau: PWN 2006.
- Małocha-Krupa, Agnieszka (Hg.): *Słownik nazw żeńskich polszczyzny*, Breslau: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 2015.
- Miemietz, Bärbel: *Motivation zur Motion. Zur Bezeichnung von Frauen durch Feminina und Maskulina im Polnischen*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 1993.
- Nádeníček, Petr: »Movierung – ein gemeinsamer Weg des Tschechischen und Deutschen?«, in: Marek Nekula/Kateřina Šichová/Jana Valdrová (Hg.): *Bilingua-*

- ler *Sprachvergleich und Typologie: Deutsch – Tschechisch* (= IDS-Reihe Deutsch im Kontrast, Bd. 28), Tübingen: Stauffenburg/Julius Groos 2013, 95-109.
- Obreńska, Antonina: »Uwagi o pani doktor«, in: *Język Polski* 18 (1933), 185-187.
- Otto-Peters, Luise: »Zur Ermutigung«, in: *Frauen-Zeitung* 33 (1850), siehe: <https://www.aphorismen.de/zitat/217492>
- Pusch, Luise F.: *Das Deutsche als Männersprache*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1984.
- Pusch, Luise F.: »Wenn der Flüchtling eine Frau ist«, in: *Laut & Luise* vom 17.10.2015, siehe: www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/wenn-der-fluechtling-eine-frau-ist/
- Pęzik, Piotr: »Wyszukiwarka PELCRA dla danych NKJP, in: Adam Przepiórkowski/Mirosław Bańko/Rafał L. Górki/Barbara Lewandowska (Hg.): *Narodowy Korpus Języka Polskiego*, Warschau: Wydawnictwo PWN 2012, 253-274.
- Rada Języka Polskiego (Hg.): *Nazwiska kobiet* (2007), siehe: https://rjp.pan.pl/index.php?option=com_content&view=article&id=114:nazwiska-kobiet-&catid=48:wspolpraca-z-mswia
- Rytel-Schwarz, Danuta: »Czy rodzaj żeński może być używany w funkcji generycznej?«, in: Michala Benešová/Renata Rusin Dybalska/Lucie Zakopalová (Hg.): *Proměny polonistiky: Tradice a výzvy polonistických studií*, Prag: Karolinum 2014, 180-186.
- Scheller-Boltz, Dennis: »Feminativa im Spannungsfeld von Usus, Norm und Ideologie: Ein polnisch-russischer Vergleich«, in: Peter Deutschmann/Imke Mendoza/Tilmann Reuther/Alois Woldan (Hg.): *Österreichische Beiträge zum Internationalen Slawistikongress 2018 in Belgrad*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 2018, 105-130.
- Schlüter, Nadja: »Das Gendersternchen ist nicht die richtige Lösung«, in: *jetzt*, siehe: <https://www.jetzt.de/hauptsache-gendern/gendern-linguistin-luise-fpusch-ueber-das-gender-sternchen-und-geschlechtergerechte-sprache> vom 22.04.2019.
- Skudrzyk, Aldona: »Nazwiska żeńskie z przyrostkiem -owa we współczesnej polszczyźnie ogólnej«, in: *Język Polski* 76.1 (1996), 17-23.
- Stefanowitsch, Anatol: »Flüchtlinginnen und Flüchtlinge«, siehe: www.sprachlog.de/2015/12/17/fluechtlinginnen-und-fluechtlinge/vom-17.12.2015.
- Štícha, František et al.: *Akademická gramatika spisovné češtiny*, Prag: Academia 2013.
- Szpyra-Kozłowska, Jolanta: »Premiera, premierka czy pani premier? Nowe nazwy żeńskie i ograniczenia w ich tworzeniu w świetle badania ankietowego«, in: *Język Polski* 99.2 (2019), 22-40.
- Todeskino, Marie: »Der, die, das Professor«, siehe: <https://www.dw.com/de/der-die-das-professor/a-16864556> vom 07.06.2013.
- Valdřová, Jana: *Reprezentace ženství z perspektivy lingvistiky genderových a sexuálních identit*, Prag: Sociologické nakladatelství Slon 2018.

Zifonun, Gisela/Drewnowska-Vargáné, Ewa: »Die sprachliche Sichtbarkeit der Geschlechter Genus und Sexus im Deutschen und Polnischen«, in: Ewa Drewnowska-Vargáné/Péter Kappel/Bernadett Modrián-Horváth/Orsolya Rauzs (Hg.): »vnd der gieng treulich, weislich vnd mündlich mit den sachen vmb«. Festschrift für Péter Bassola zum 75. Geburtstag (= Acta Germanica 15), Szeged: Institut für Germanistik der Universität Szeged 2019, 138-170.

Internetquellen

https://www.denik.cz/ze_sveta/merkelova-se-sesla-putinem-jednali-nejen-o-situaci-na-ukrajine-a-syrii-20180818.html vom 18.08.2018.

<https://refresher.cz/82371-Nemecka-kanclerka-Angela-Merkel-je-v-karantene> vom 22.03.2021.

<https://geschicktgendern.de/vom-02.06.2021>

https://amb.uni-leipzig.de/?kat_id=11 vom 02.06.2021

<https://www.jetzt.de/hauptsache-gendern/gendern-linguistin-luise-f-pusch-ueber-das-gendersternchen-und-geschlechtergerechte-sprache> vom 02.06.2021

<https://www.zakonyprolidi.cz/cs/2000-301#cast1> vom 02.06.2021

<https://www.zeit.de/politik/ausland/2021-06/tschechien-nachnahmen-endung-fr-auen-gesetzesanderung-ungleichheit-sprache> vom 02.06.2021.

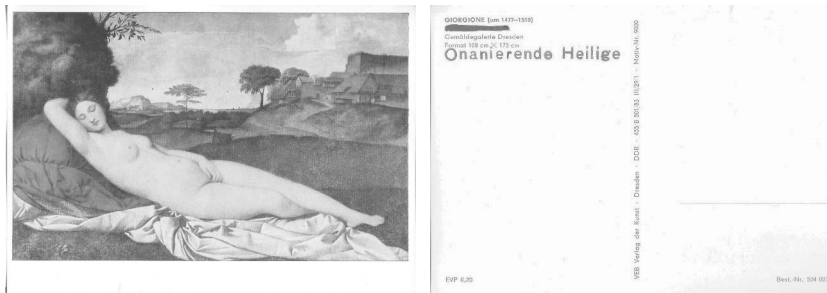
Eigenversuche

Körperlichkeit in der künstlerisch-aktivistischen Praxis Gabriele Stötzers

Luise Thieme

Anfang der 1980er Jahre erwarb Gabriele Stötzer¹ eine Postkarte mit dem Motiv der *Schlummernden Venus*², ein Gemälde mit der Darstellung der Göttin als nackte, schlafende Aktfigur. Sie übermalte auf der Rückseite der Postkarte den ursprünglichen Titel mit schwarzem Stift und stempelte als neuen Titel *Onanierende Heilige* darunter. Diese Überschreibung des Postkartenmotivs steht exemplarisch für die Entwicklung von selbstbestimmten Repräsentationsformen, die Stötzer in ihrer künstlerisch-aktivistischen Praxis verfolgte.

Abb. 1: Gabriele Stötzer, *Onanierende Heilige*, Vorder- und Rückseite, o.J.



- 1 Gabriele Stötzer wurde 1953 in Emleben, Thüringen geboren. 1973 nahm sie mit der Heirat den Namen Kachold an, unter dem sie ihre Texte veröffentlichte, ab 1989 veröffentlichte sie auch unter dem Namen Stötzer-Kachold, ab ca. 1992 als Stötzer. Die biografischen Angaben, wenn nicht anders angegeben, stammen aus Bestgen 2013.
- 2 Das Gemälde *Schlummernde Venus* von Giorgione und Tizian (1508-10) befindet sich in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/index/294844>

Im Ausgangsmotiv der *Schlummernden Venus* bilden der Schoß der nackten Göttin und ihre linke Hand, die auf diesem ruht, den optischen Mittelpunkt des Bildes. Stötzers Titel *Onanierende Heilige* bezieht sich auf die Ambivalenz, die sich in dieser Handgeste der Venus ausdrückt, welche einerseits als bedeckende und andererseits als sich selbst berührende Geste gelesen werden kann. Ihr neuer Titel lenkt den Fokus auf die künstlerische Verklärung des weiblichen Körpers als Symbol von passiver Schönheit, einer Darstellungstradition, die in der feministisch motivierten Kunst und Forschung als ein zentraler Schauplatz verhandelt wird:

»Frauen« sind insbesondere als mythologische und allegorische Gestalten und seit der Neuzeit vor allem in Aktdarstellungen unübersehbar präsent. Das Interesse kunsthistorischer Frauenforschung richtet sich daher zum einen auf den Widerspruch zwischen ihrer Repräsentanz im Bild und ihrer Abwesenheit in Öffentlichkeit und Politik.« (Schade/Wenk 2005, 165)

Im Anschluss an die Forderungen nach politischer Sichtbarkeit der Neuen Frauenbewegung, die sich um die 1970er Jahre entwickelten, wurden auch im Feld des Visuellen die Konstruktionsmechanismen von Weiblichkeit- und Körperbildern zunehmend analysiert (Brandes 2014, 133). Von weiblichen Künstschaaffenden wurde vor allem die Arbeit mit dem eigenen, konkreten Körper genutzt, um den im Zitat beschriebenen Widerspruch in der Repräsentation zu thematisieren und alternative Bildentwürfe sichtbar zu machen. Im Anschluss an diese Kritik markiert Stötzers Überschreibung ein Tabu, denn die mythologische Figur der Venus repräsentiert nicht länger die Vorstellung von passiver Schönheit, sondern aktives körperliches und weibliches Begehren.

Dieser Artikel widmet sich der Bedeutung von Körperlichkeit in der Arbeitsweise Stötzers. Ich untersuche die Auseinandersetzung mit dem konkreten und eigenen Körper als eine emanzipatorische Möglichkeit der Selbstbestimmung, die Darstellungsweisen und Rezeptionsmuster aufbricht. Stötzers künstlerische Arbeiten analysiere ich im Hinblick auf eine Repräsentationskritik, die auf die Neuverhandlung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in der Darstellung abzielt: Welcher Körper wird durch wen und auf welche Weise sichtbar gemacht sowie konstruiert? Welche Zuschreibungen und Festschreibungen erfolgen dabei?

Kritische Auseinandersetzungen verweisen auf das Unzureichende der Repräsentationsformen, die Identität als etwas Fixiertes und als scheinbar abgeschlossen abbilden. Sie öffnen ein Spannungsfeld zwischen diesen Momenten der Festschreibung sowie den Dimensionen des Unabgeschlossenen und Vielfältigen von Identität. Bei Stötzer finden sich diese Auseinandersetzungen konkret in ihren fotografischen Serien und Super-8-Filmen. Im Folgenden werden die fotografische Serie *Das Ei* (1982/83) als ein Beispiel für die gemeinsame Arbeitsweise mit anderen Frauen, die Fotoserien *Gesten* (1982) als Formen der Selbsterkundung und *Veitstanz/Feixtanz* (1988) als eine partizipative Filmarbeit mit mehreren Protagonist:innen

vorgestellt. Stötzers Vielzahl an Arbeiten, die sich dem Körper und dessen Zuschreibungen widmen, sowie ihre selbstreflexiven Texte der 1980er Jahre unterstreichen eine feministische Lesart. In der Form des Selbstporträts verhandelt sie auch den ›Bildstatus der Frau‹, der Darstellungstradition des weiblichen Körpers als Projektionsfläche auf der Leinwand (vgl. Eiblmayr 1993; Schade 1995). Ihre Arbeitsweise ist Ausdruck einer feministischen Praxis, die sich vor dem Hintergrund des staatlich propagierten Frauenleitbildes in der DDR entwickelte.

Die körperbetonte Arbeitsweise Stötzers ist eng mit ihren biografischen Erfahrungen verbunden. Im Zuge von Protesten gegen die politische Exmatrikulation eines Kommilitonen an der Pädagogischen Hochschule Erfurt, wurde sie in ihrem letzten Studienjahr vom Hochschulstudium ausgeschlossen. 1976 führte die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann zu einer breiten Protestbewegung, in deren Zuge prominente Künstschaaffende die DDR verließen. Stötzer wurde aufgrund der Mitinitiiierung einer Unterschriftenliste zu einem Jahr Haft verurteilt und saß im Anschluss an die Untersuchungshaft sieben Monate im Frauengefängnis Hoheneck in Stollberg, Sachsen ein. Diese einschneidende Erfahrung bearbeitete sie zunächst literarisch. In der Textsammlung *Dabei sein & nicht schweigen* 1979/*Hoheneck* 1977 setzt sie sich mit dem Gegensatz zwischen der propagierten Mitgestaltung der Gesellschaft sowie der Erfahrung von Kriminalisierung und Ausgrenzung auseinander. Stötzer dokumentierte jedoch auch Momente von Solidarität zwischen den inhaftierten Frauen, die ihr »Bild von Frauen« erweiterten:

»[...] Auch wenn mein Vertrauen, das ich einst gehabt hatte, auch in die Frauen, weg war. Genauso wie mein Bild von Frauen. Es ist alles neu entstanden. [...] Ich war nicht mehr intellektuell. Es war ja nicht nur der Protest gegen die Männer, den ich damals begann – Frauen waren wichtig für mich. Ich hatte die Seele und die Leidenschaftlichkeit der Frau gesehen. Die Höhen und Tiefen – Schmerz, Sex, lesbische Liebe, das kannte ich vorher nicht. Sie sind neben Dir und unter Dir, Du wäschst Dich mit ihnen, Du lachst und weinst mit Frauen, siehst, wie sie sich schlagen. Alles, das Böse, was der Sozialismus in den Kapitalismus verlegt hatte, ist plötzlich direkt bei Dir. Und nicht nur bei den Männern, sondern auch im eigenen Geschlecht. [...]« (Schendel 2013, 76f.)

Nach der Haft entschied sie sich für den Ausstieg aus den vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturen und für den Aktionsraum der Kunst: »Und dann habe ich auch kein Gramm mehr für die Idee investiert, nur noch in eine neue, eigenständige« (Schendel 2013, 76). Um dem Strafvorwurf des »asozialen Verhaltens«³ zu

3 Nach § 249 des StGB der DDR von 1968 konnten Personen durch den Vorwurf »asoziales Verhalten« unter anderem zu Zwangsarbeit und einer Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren verurteilt werden, wenn sie keine anerkannte Arbeit vorwiesen.

entgehen, begann sie, selbst hergestellte Pullover und Wandbehänge zu verkaufen. Sie weitete ihre kreative Tätigkeit aus und fertigte Zeichnungen, Fotografien, Super-8-Filme, Kostüme und Keramik an. Fotografien fasste Stötzer zu Leporellos und Fotobüchern zusammen, die sie mit Texten und Illustrationen erweiterte und in selbst organisierten Ausstellungen zeigte. In diesen Tätigkeiten war Stötzer weiterhin mit den »zersetzenden Maßnahmen« der Staatssicherheit wie der Überwachung durch inoffizielle Mitarbeiter:innen konfrontiert (vgl. Broschüre des BStU 2014, o.S.). Dem gegenüber betonte sie in ihrer Arbeitsweise den politischen Wert des gemeinsamen Handelns. In Erfurt leitete sie den inoffiziellen Ausstellungsraum *Galerie im Flur* in einer Privatwohnung von 1980 bis zur erzwungenen Schließung im Jahr darauf, nahm an selbstorganisierten Zeichenzirkeln, Super-8-Filmfestivals und Lesungen in verschiedenen Städten der DDR teil. Anfang der 80er Jahre war sie an der Besetzung von zwei leerstehenden Häusern in Erfurt beteiligt, die als Holz-, Weberei- und Siebdruckwerkstatt sowie als Fotolabor genutzt wurden. Vor allem das fotografische und performative Erkunden der eigenen Erfahrungswelt sowie die gemeinschaftliche Arbeitspraxis, in der Stötzer immer wieder Bezüge zu anderen Frauen herstellte, wurden zu zentralen Elementen ihrer Arbeiten. Mitte der 80er Jahre gründete sie mit Freundinnen die Künstlerinnengruppe Erfurt, die sich später auch Exterra XX nannte. Die Mitglieder der Gruppe hatten keine akademische künstlerische Ausbildung absolviert, sie waren interessiert an der kreativen Arbeit im Kollektiv und realisierten bis in die 90er Jahre eine Vielzahl von Filmen und Performance-Auftritten (Stötzer 2009).

Stötzers Biografie macht feministische Arbeitsweisen sichtbar, die bisher kaum in den Narrativen zur DDR auftauchen. Im deutschsprachigen Raum entstanden erst 20 Jahre nach dem Ende der DDR punktuell Ausstellungen, die sich weiblichen Kunstschaaffenden widmeten, wie zum Beispiel *Und jetzt. Künstlerinnen aus der DDR* von 2009 in Berlin oder *Entdeckt! Rebellische Künstlerinnen in der DDR*, die 2011 in Mannheim gezeigt wurde. Besonders hervorzuheben sind auch die zwei transnationalen Ausstellungs- und Forschungsprojekte *re.act.feminism*, ein mobiles Archiv, das von 2008 bis 2014 in sieben europäischen Ländern zu sehen war, sowie *Gender Check – Femininity and Masculinity in the Art of Eastern Europe*, das 2009/2010 in Warschau und Wien gezeigt wurde. In der aktuellen Forschung zeichnet sich ein zunehmendes Interesse an der Kunstpraxis der Subkultur innerhalb der DDR ab, in deren Folge auch Perspektiven auf Gender verstärkt untersucht werden. Beispielhaft dafür steht das Performance-Stück *Diesen Mangel nehmen wir persönlich*, das vom Theaterkollektiv *Die Soziale Fiktion* 2019 entwickelt wurde. In diesem wird einleitend formuliert: »[...] da fehlt aber etwas, in den Büchern, den Museen, dem

Familienarchiv. [...] Welche Zukünfte sind verloren gegangen?«.⁴ Das Zitat verdeutlicht, dass mit dem Ende der DDR nicht nur Biografien unterbrochen wurden, sondern auch die damit verbundenen Visionen nicht weitergesponnen werden konnten. Das Stück nimmt diese Fäden auf, indem es Arbeiten von Stötzer re-inszeniert und mit historischen Quellen der DDR-Frauenbewegung verbindet. Dieser Bezug verdeutlicht, dass die Fragestellungen nach der Selbstbestimmung des eigenen Körpers, von Geschlecht und Identität, nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

1. Feministische Positionen in der DDR

»Also änderte sich Anfang der achtziger Jahre auch der Wahrheits- und Identifikationsbegriff in unserer Generation: Frauen definieren sich über sich selbst.« (Stötzer 1993, 137)

Stötzer analysiert in ihrem Text *Frauenszene und Frauen in der Szene* die DDR mit Fokus auf die Geschlechterverhältnisse als ein »männliche[s] System«, in dem Frauen als gesellschaftliche Gruppe nicht wahrgenommen wurden (ebd., 130). Sie beschreibt: »Frauen waren »statisch, erdig, ruhig, passiv«. Wollten sich Frauen nicht an diese Bilder halten, wurden sie für krank erklärt« (Stötzer 1993, 134). Die Akten, die die Staatssicherheit zu ihr anlegte und die Stötzer nach 1989 sichtete und in Texten verarbeitet, zeigen, wie ihre Beschäftigung mit Sexualität und Geschlecht pathologisiert wurde:

»G. Kachold [Gabriele Stötzer, L.T.] ist bisexuell und hat sehr große Kontaktschwierigkeiten auf sinnlicher Ebene. Es ist möglich, daß es eine Art Kompensation ist, sich schriftlich zu äußern.« »[...] vieles aus ihrer eigenen sexuellen Verklemmung wird bei G.K. politisiert und treibt sie sehr hektisch in solche Diskussionen. [...] [sic!] Eines ihrer Hauptthemen ist die unterdrückte Frau in der sozialistischen Gesellschaft.« (Stötzer 1993, 132, 133)

Solche psychologisierenden Ausdeutungen stellten für die Staatssicherheit die Grundlage dar, um beobachtete Personen zu beeinflussen und einzuschüchtern. Ihre Rhetorik schließt auch an historische Strategien der Marginalisierung an, mit denen Artikulationen weiblichen Begehrens, wie das Anliegen von Frauen ihre Sexualität selbst zu verhandeln, stigmatisiert wurden.⁵ Von staatlicher Seite

4 Siehe <http://sozialefiktion.org> – das Stück wurde im Rahmen der Ausstellung *Bewußtes Unvermögen. Das Archiv Gabriele Stötzer* in der Galerie für Zeitgenössische Kunst 2020 von Adele Dittrich Frydetski, Marten Flegel und Klara Lyssy aufgeführt.

5 Dem Problem der »Prekarität feministischer Kritik« widmet sich der gleichnamige Artikel von Andrea Maihofer von 2013.

wurde der Feminismus-Begriff als »kleinbürgerliche Separations-Problematik« (Mutscher 2009, 33) abgewertet und feministische Analysen als Nebenwiderspruch ausgelegt, was die Aufnahme der tatsächlichen Anliegen von Frauen, Lesben und Transgender verhinderte.

Im gesellschaftlichen Entwurf der DDR war das Prinzip der »Gleichberechtigung von Mann und Frau« ideologisch-historisch begründet. Im Anschluss an die Arbeiterbewegung sollte die Berufstätigkeit Frauen aus der Abhängigkeit gegenüber Männern befreien. Zugleich war die weibliche Arbeitskraft ökonomisch unverzichtbar für den Aufbau der geplanten sozialistischen Gesellschaftsordnung und wurde als Form politischer Teilhabe definiert, da nur die Stärkung des sozialistischen Staates die Gleichberechtigung der Geschlechter garantieren könne (Hampele-Ulrich 2000, 35f.). Diese politische Agenda hatte zur Folge, dass in der DDR wesentliche Forderungen rechtlich erfüllt wurden, die die westdeutsche Frauenbewegung noch einforderte: Bereits in der ersten Verfassung der DDR von 1949 in Artikel 7 wurde ein umfassender Gleichberechtigungsanspruch fixiert; ab den 50er Jahren wurden konkrete gesetzliche Grundlagen geschaffen, um zunächst den gleichwertigen Zugang zu Bildung und Berufen zu fördern; mit den 70er Jahren zielten die sozialpolitischen Maßnahmen auf die »Vereinbarkeit« von Berufstätigkeit und Mutterschaft ab (ebd., 36). Als wichtige Errungenschaft im internationalen Vergleich wurde 1972 der Schwangerschaftsabbruch als Fristenlösung ermöglicht. Die Frauenpolitik erhöhte die Möglichkeiten der Selbstständigkeit und prägte auf diese Weise das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Allerdings wurden darüber hinausreichende Themen wie Homosexualität, Gewalt in der Ehe sowie die Männerrolle nicht thematisiert und der familiäre-häusliche Bereich blieb hauptsächlich den Frauen zugeschrieben. Auch profitierten vor allem weiße Frauen von diesen Rechten.

Ungeachtet dieser Defizite galt offiziell das Ziel »[der] Gleichberechtigung der Frau [...] sowohl gesetzlich als auch im Leben als weitgehend verwirklicht«, wie Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 als Fortschritt gegenüber den kapitalistischen Ländern herausstellte (Bestgen 2012, 320). Feministische Anliegen wurden nur innerhalb des politisch vorgegebenen Gefüges zugelassen, wie durch die SED-nahe Organisation des Demokratischen Frauenbund Deutschlands (Hampele-Ulrich 2000, 42). Konkrete Forderungen, wie sie zum Beispiel durch Einschreiben an die Partei formuliert waren, blieben oft ungehört. In dieser patriarchalen Vorstellung von Gleichberechtigung sollten die staatlichen Maßnahmen ein »frauenpolitisches Leitbild« formen, das sich über die Kontrolle der Sexualität, die Förderung von Mutterschaft und der heterosexuellen Norm sowie der Arbeitstätigkeit auszeichnete.

Auch im staatlich geförderten Kunstfeld entstanden überwiegend Arbeiten, die diese politischen Leitlinien abbildeten. In den Anfangsjahren der DDR sollte die Kunst in erster Linie das Ideal des sozialistischen Gesellschafts- und Menschen-

bildes im Bewusstsein verankern (Hessmann 2014, 242). Vor allem Männer wurden als »Helden des Aufbaus« bei intellektuellen und qualifizierten Tätigkeiten gezeigt, während Frauen häufig in passiven Rollen zu sehen waren. Zur Repräsentation von Weiblichkeit wurden sie vor allem in Verbindung mit traditionellen Idealbildern wie der künstlerischen Muse oder mit Schönheit, Lebensfreude und Mütterlichkeit assoziiert (Hessmann 2014, 243). Im Verlauf der 70er Jahre veränderten sich diese Repräsentationsformen und in der Malerei entstand mit dem »Problembild« auch eine Bildform, die die Gleichberechtigung kritisch beleuchtete, wie das bekannte Beispiel *Porträt nach Dienst* (1976) von Horst Sakulowski (Bestgen 2012, 320). Das Ölgemälde zeigt eine Ärztin, die vollkommen erschöpft in einem Sessel einschläft. Gegenüber dem proklamierten Engagement, das Erfüllung und Emanzipation durch die Arbeit versprach, vermittelt die Darstellung auch die damit einhergehende starke Belastung und die Vereinsamung der Frau (ebd.). Trotz dieses kritischen Anspruchs verbleibt die Darstellung im Symbolischen, da die Figur der Ärztin als Projektionsfläche für Fürsorge und Selbstaufgabe dient (Hessmann 2014, 243).

Die Diskrepanz zwischen den staatlichen Maßnahmen und den tatsächlichen Bedürfnissen wurden ab den 80er Jahren vermehrt von autonomen Frauengruppen, die sich in Privaträumen oder im Umfeld der evangelischen Kirche organisierten, sowie durch Schriftstellerinnen und Künstlerinnen aufgegriffen. Vor allem literarische Sichtweisen, unter anderem von Brigitte Reimann, Christa Wolf, Irmtraud Morgner und Maxie Wander, die mit dem weiblichen Blick Kritik an den bürokratischen sowie patriarchalen Machtverhältnissen übten, hatten einen großen Einfluss auf die nichtstaatlichen Frauengruppen (Nagelschmidt 2018). Eine erste Feminismus-Tagung wurde 1982 während der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg mit dem Titel *Feminismus – Reizwort oder Programm* organisiert, in den kommenden Jahren fanden jährlich große Frauengruppentreffen im Kontext der Friedensbewegung statt (Hessmann 2014, 236). Diese vielfältigen Initiativen führten 1989 zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbands als Organisation der autonomen Frauenbewegung in der DDR. Auch Stötzer begründete für den Raum Erfurt durch ihre künstlerischen Projekte sowie die Künstlerinnengruppe Erfurt einen wichtigen Anlaufpunkt für gemeinsame Aktionen von Frauen:

»Wir lernten, uns sozial frei zu bewegen, selbstständig Entscheidungen zu treffen, uns zu organisieren. Es ging um Lust und Gemeinschaftsgefühl. Wir verschoben das sozialistische Frauenbild grundlegend. ›Ich konnte öffentlich über meine Grenzen gehen und wurde durch die Gruppe geschützt. Das hinterließ ein großes Glücksgefühl, sagte eine aus unserer Gruppe und das fühlten alle.«

(Stötzer 2009, 3)

Die Künstlerinnengruppe nahm 1988 am evangelischen Kirchentag in Erfurt teil, der als Vernetzungstreffen für Frauen gestaltet wurde. Stötzer wurde 1989 bei der

Gruppe Frauen für Veränderungen aktiv und organisierte gemeinsam mit weiteren Personen aus diesem Umfeld die Besetzung der Staatssicherheitszentrale in Erfurt (Stötzer 2018, 4).

2. Körperlich-Sinnliches Erkunden

Stötzer wendete sich zunächst literarisch dem eigenen Körper zu. Die stark autobiografisch geprägten Texte entstanden ab Ende der 1970er Jahre im Anschluss an ihre Gefängnishaft und wurden von ihr unter dem Titel *Dabei sein & nicht schweigen 1979/Hoheneck 1977* zusammengefasst. Teile davon veröffentlichte sie in den inoffiziell publizierten Untergrundzeitschriften *UND* und *Mikado*. In den kurzen Prosatexten untersucht sie den Körper als Ort von Repressionserfahrung und beschreibt den Bezug zum eigenen Körper zunächst als eine Form der Entfremdung. Deutlich wird das beispielhaft in *der wecker hat geklungen* (1982), in dem die Bewegungen des Körpers im Alltag wie automatisiert erscheinen: »auf die arbeit bin ich gefahren, durch den eingang hats mich gelaufen, eine treppe hoch, an die maschinn im großen saal« (Stötzer 1990, 7). In *bauchhöhlenschwangerschaft* (1982) schildert Stötzer die traumatische Erfahrung im Gefängnis durch die ohne ihr Wissen durchgeführte Operation aufgrund einer ärztlichen Fehldiagnose. Gegenüber der äußeren gewaltvollen Kontrolle im Gefängnis beschreibt sie ihren Körper jedoch auch als Rückzugsort:

»Eine bewußt gewollte Ignoranz umschloss mich. Sie trieb mich in eine Einsamkeit, in der ich mich in einem Übermaß mit mir selbst beschäftigte. Durch die dünn gewordene Schicht zwischen Haut und Knochen begann ich in Korrespondenz zu treten mit meiner inneren Anatomie.« (Stötzer 2005, 127)

Ihre Auseinandersetzungen gehen über die Darstellung körperlicher Erfahrung hinaus, die »Artikulation über den Körper« (Meusinger 1992, 367) wird vielmehr zu einer Möglichkeit, die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden und zum Ausgangspunkt der Subjektbildung. Das Erkunden des körperlichen Erlebens setzte Stötzer in den bildkünstlerischen Gestaltungsmitteln fort. Anfang der 1980er Jahren begann sie, gemeinsam mit anderen Frauen, weibliche Archetypen und geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen auszuloten, indem sie sich gegenseitig nackt und mit verschiedenen Requisiten fotografierten. Stötzer dokumentierte in tagebuchähnlichen, auf Schreibmaschine getippten Texten⁶ diese Arbeitsweise:

6 Die Texte sind teilweise datiert und mit Überschriften versehen. Auszüge wurden in der Ausstellung *Bewußtes Unvermögen – Das Archiv Gabriele Stötzer # 1* in der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig von März 2019 bis Juli 2019 gezeigt.

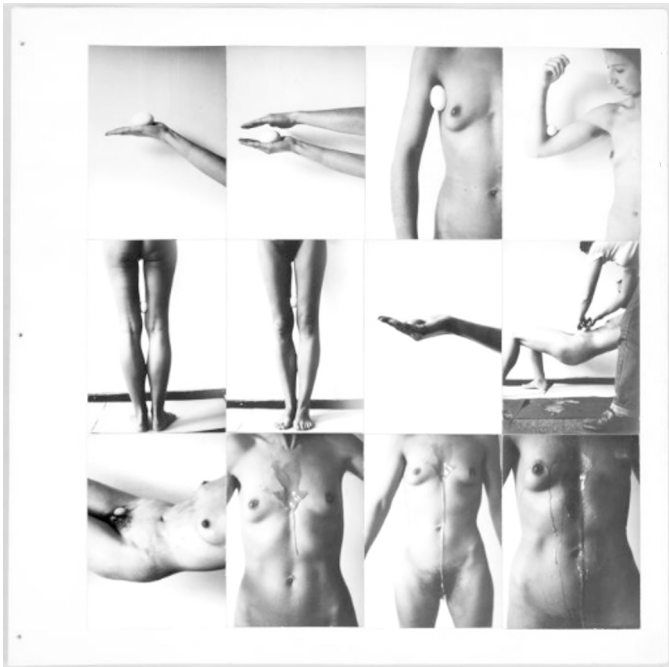
»ich fing einen tausch an mit den frauen, denen ich keine staatlich legalisierten papiere als fotografin oder künstlerin vorweisen konnte. ich wollte ihre leiber und konnte nichts bezahlen, mit dem leibnehmen konnte ich ihnen aber auch ihren leib zurückgeben, als erfahrung, als gefühl, als spüren, als grenzüberschreitung ihrer eigenen, nicht gestillten frage nach dem eigenen geschlecht. [...] es bedeutete mut, sich mir zu stellen, aber provozierte auch nach dem filmen eine besondere art von wärme oder glück, dem anderen in sich auf der spur gewesen zu sein.« (Stötzer 1996, 76)

Einerseits betont Stötzer den Modellstatus der Frauen, die sie fotografierte und mit deren »leibern« sie künstlerisch arbeiten wollte. Sie macht aber auch deutlich, dass ihr Ansatz ein erforschender ist, der auf einem gegenseitigen Vertrauensverhältnis zwischen allen Mitwirkenden und dem Austausch von dabei erlebten Gefühlen gründet. 1982 bis 1983 entsteht aus diesen fotografischen Serien Stötzers Fotobuch *Frauen miteinander*, das auch die Verbindung von Körper und Weiblichkeit thematisiert. Die darin enthaltene Bildserie *Das Ei* soll stellvertretend dafür betrachtet werden: Sie zeigt die Interaktion einer nackten Person – Gitti, die Stötzer für mehrere Fotoserien fotografierte – mit einem rohen, weißen Hühnerei.

In der Serie wird das Ei zunächst mittels der Handgeste der Kamera präsentiert. Daran anschließend wird Bild für Bild das Verhältnis von Ei und Körper spielerisch verhandelt: Das Ei wird auf verschiedene Weisen gehalten, es wird aufgeschlagen, es zerrinnt über dem Körper. Während die Positionierung des Eis zwischen den Beinen oder auf dem Unterleib die symbolische Verknüpfung mit Fruchtbarkeit und dem Akt der Abtreibung unterstreicht (Richter 2019, 233), erscheinen das balancierende Halten in der Achselhöhle oder in der Armbeuge wie Geschicklichkeitsaufgaben. Wenn das zerschlagene Ei schließlich über dem Körper zerläuft, werden Körper und Ei zu gestalterischen Materialien. Die Verbindung dieser beiden Elemente wird nicht festgeschrieben, sondern bleibt verhandelbar.

Die *Ei*-Serie verdeutlicht, dass Stötzers Auseinandersetzung mit dem Körper prozessual angelegt ist, da ausgehend von einer bestimmten Konstellation die sich daraus ergebenden Momente mit der fotografischen Kamera spielerisch erforscht werden. Stötzer stellt die Bedeutung des Unbewussten und die Offenheit ihres künstlerischen Vorgehens heraus: »Ich weiß genau, daß ich nicht fotografiere, indem ich etwas entdecke, dann weiterverfolge, verfestige, vervollständige, perfektioniere, formiere. Die direkte Fortsetzung interessiert mich nicht, nur die zufällige, fast unbewußte« (Stötzer 1983, o.S.). Ausgangspunkt für die körperlichen Erkundungen ist die Inszenierung des Körpers für die Kamera. Durch den weißen Hintergrund, den unbedeckten Körper sowie die wenigen und einfachen Requisiten ist der Aufnahmeraum formal reduziert und es entsteht ein bühnenhafter Eindruck. Die Interaktionen mit dem Ei geschehen dann explizit für das Kamera-Auge.

Abb. 2: Gabriele Stötzer, Das Ei, Teil des Fotobuchs: Frauen miteinander, 1982/83



Stötzers fotografische Arbeiten sind eng mit selbst gestalteten, subkulturellen Formen von Kunstproduktion und Öffentlichkeit verbunden. Sie nutzte ihre Fotografien um performative Arbeitsweisen einzufangen und diese als kleinformatige Arbeiten zu selbstorganisierten Ausstellungen und Treffen transportieren zu können. Abzüge verarbeitete sie auch zu Postkarten-Serien, die sie unter anderem als Einladungen verschickte. Die doppelte Bedeutung der Kamera als Aufzeichnungsmedium sowie als performatives Gegenüber verweist darüber hinaus darauf, dass die fotografischen Bilder nicht nur dazu dienten, die Performance zu bezeugen. Vielmehr zielte Stötzers Arbeitsweise auf das Herstellen von Bildern ab, um alternative Repräsentationsformen entwickeln zu können.

3. *Eigenversuch, Gesten*

Anfang der 1980er Jahre entstanden gemeinsam mit der befreundeten Künstlerin Cornelia Schleime in deren Dresdner Atelierraum gegenseitige Porträtfotografien.

Stötzer berichtet in einem kurzen Text, der mit *Eigenversuch* betitelt ist, wie sie selbst vor der Kamera agierte, während Schleime sie fotografierte:

Eigenversuch:

Weißer Raum, laute Musik, eine nackte Gestalt.

Dann schnelle Folgen von Körperberührung: Haut und Hände.

Es entstehen Formen, Flächen, Begrenzungen, Brüche, Räume.

Erst die Austastungsmöglichkeiten des Gesichts, dann der Körper:

Bewegungen, Krümmungen, Verstecke aufstöbern oder schaffen. Den Rücken betasten, wie weit man kommt, wie gelenkig man ist, wie sich Haut zusammenpressen lässt, wie sich Hände auf dem Körper überhaupt ansehen. Wie Hände den Körper auflösen, einteilen, abgrenzen, öffnen...

(Stötzer 1982, o.S.)

Stötzer beschreibt das intuitive Erkunden des eigenen, nackten Körpers mittels ihrer Hände; aus ersten Berührungen ergeben sich schrittweise weitere Bewegungen. Diese Momente sind spielerisch – es geht ihr um das »Aufstöbern von Verstecken« und um das Ausloten von Bewegungen. Aus den so entstandenen Fotografien stellte Stötzer die Fotoserien *Gesten* (1982), bestehend aus den *Gesichtsgesten* und den *Körpergesten*, zusammen. Der Begriff »Gesten« wird auch von Vilém Flusser als Möglichkeit des sinnlichen Erkundens beschrieben. Er kennzeichnet Gesten als spezifische Bewegungen des Körpers, für deren Ausführung es keine äußerliche, unmittelbar kausale Erklärung gibt, sie werden stattdessen zu Symbolen, die etwas darstellen (Flusser 1994, 10f.). Gesten sind nach Flusser mit einer »Innerlichkeit« (ebd., 220), das heißt mit einer Intention des Subjekts verknüpft. Besonders seine Beschreibung der »Geste des Machens« (ebd., 49) weist Parallelen zu Stötzers Selbstberührungen auf. Zentral ist für Flusser der Einsatz der Hände als eine sinnliche Möglichkeit des Denkens. Über die Hände vermittelt sich so die körperliche Dimension der Sprachfindung, da die Begriffe, die das menschliche Denken beschreiben, ihren Ursprung in den konkreten Bewegungen der Hände haben: »Die Wörter [...] um diese Bewegung unserer Hände zu beschreiben – ›nehmen‹, ›greifen‹, ›begreifen‹, ›fassen‹, ›hervorbringen‹, ›erzeugen‹ – sind zu abstrakten Begriffen geworden, und wir vergessen oft, dass die Bedeutung dieser Begriffe von der konkreten Bewegung unserer Hände abstrahiert wurde« (Flusser 1994, 50).

Auch bei Stötzer wird diese Geste über die Hände, die sie ähnlich wie Erkundungswerkzeuge einsetzt, sichtbar. Sie schaffen als Selbstberührungen einen sinnlichen Zugang zu ihrer Körperoberfläche, werden zur Möglichkeit der Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung. Stötzer kennzeichnet diesen Zugang mit topografischem Vokabular wie »einteilen« und »abgrenzen«, woraus sich »Formen, Flächen, Begrenzungen, Brüche, Räume« ergeben. In diesem Zusammenhang spricht sie nicht vom »Körper«, sondern von der »Haut«-Oberfläche als einem Terrain, das von ihr erkundet und neu bestimmt wird. Die Fotografien des »Eigenversuchs«

zeigen Formen der Berührung, die symbolisch gelesen werden können, wie das Verdecken der eigenen Brust oder der Vulva durch die Hände als ein Verweis auf die spezielle Konnotation dieser Körperregion und auf das damit verbundene Wissen um das Gefühl der Scham. Durch das intuitive Abtasten des eigenen Körpers ergeben sich jedoch auch Bilder von Berührungsformen, die die Hautoberfläche als dehnbare Material herausstellen, wie das Zusammenschieben der Brüste oder der Haut des Bauches. Der eigene Körper wird in Anlehnung an eine Landkarte haptisch und auch fotografisch neu erfasst, indem Stötzer die Frage danach formuliert, »wie sich Hände auf dem Körper überhaupt ansehen« (Stötzer 1982, o.S.).

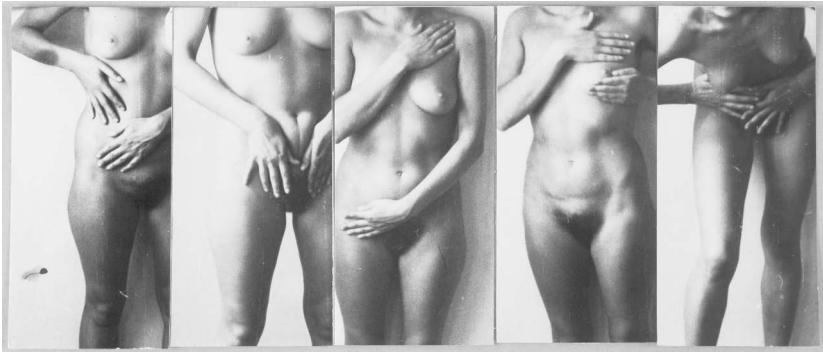
4. Der Körper als Material

Abb. 3: Gabriele Stötzer, *Gesichtsgesten*, 1982

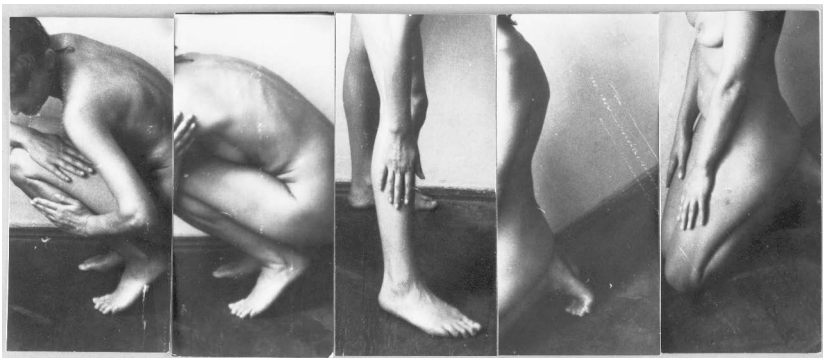


Die kleine Serie *Gesichtsgesten* besteht aus sieben in Reihe miteinander verklebten Fotografien, die jeweils auf die Größe einer Passfotografie zugeschnitten sind. Zu sehen sind Stötzers Kopf und ihre nackten Schultern bis kurz oberhalb der Brust. Sichtbar sind aber auch ihre Hände, mit denen sie auf verschiedene Weisen im Bildraum interagiert. Gegenüber der möglichen Lesart als repräsentatives Passbild entsteht so eine Reihe aus rätselhaften Berührungsmomenten. (Abb. 4)

Weitere Abzüge bilden die *Körpergesten*, zwei Reihen aus je fünf miteinander verbundenen Bildern, die in ihrem Zuschnitt die nackte Körperfigur fokussieren. In der ersten Reihe wurden die Fotografien so zugeschnitten, dass sie den Körper Stötzers als eine weibliche Torso-Figur zeigen. Während mit dem Fehlen des Kopfes im Bildformat der Körper als ein stummes und anonymes Bildobjekt erscheint, werden gleichzeitig, ähnlich der *Gesichtsgesten*, die Selbstberührungen mittels der Hände in den Fokus genommen. Diese Gesten des sich selbst Berührens ähneln dem Motiv der eingangs vorgestellten *Schlummernden Venus*, die in einer liegenden, anmutig-passiven Haltung gezeigt wird. Da sie schlafend den Blick nicht erwidern kann, wird sie zum Objekt der Betrachtung. Auch die zentrale Handgeste der Göttin fügt sich in diese Wirkung ein, indem sie mit der Erwartungshaltung der Betrachtenden spielt. Die Selbstberührungen Stötzers folgen auf den ersten Blick

Abb. 4: Gabriele Stötzer, *Körpergesten*, 1982

diesem Referenzrahmen: Im mittleren Bild umfassen beide Arme sanft den Oberkörper, im linken Bild werden mit dem Auflegen der Hände auf die Hüfte weiblich konnotierte Körperbereiche berührt und markiert. Andere Darstellungen von Berührungen irritieren jedoch diese Lesart. Das Zusammenschieben der Bauchhaut oder das Drücken des Unterleibs lassen den Körper als formbares Material sichtbar werden. Mit beiden Händen umfasst sie die Brust, wodurch diese nicht nur eindringlich betont, sondern auch geformt wird. Die Wahrnehmung des weiblichen Körpers als bloße Oberfläche für den betrachtenden Blick wird durch die körperliche Interaktion mittels der Hände aufgelöst.

Abb. 5: Gabriele Stötzer, *Körpergesten*, 1982

In der zweiten Gruppe der *Körpergesten* verschwinden die Referenzpunkte auf tradierte Bildgattungen wie die Porträtfotografie oder das Motiv des »weiblichen

Aktes«. Stötzer variierte den Bildausschnitt von Bild zu Bild, wodurch sich der Blick auf den Körper jedes Mal von neuem verschiebt. Beispielsweise erzeugen die zwei Bilder auf der rechten Seite durch den schrägen Verlauf der Bodenlinie den Eindruck, als würde der Körper nach links aus dem Bildraum rutschen und sich der Betrachtung entziehen. Die Grenzen des Bildes erscheinen nicht mehr als feste Setzung, die den Körper einrahmen und dadurch fixieren könnten. Auch die Bedeutung der vormals tätigen Hände als agierende Werkzeuge, um den Körper mittels Berührungen und Markierungen zu erkunden, wandelt sich. Im mittleren Bild ruht nun die rechte Hand an zentraler Stelle in der Bildmitte auf dem rechten Schienbein und wird selbst heraus- und ausgestellt. In ihrer Unversehrtheit bildet die Hand einen Kontrast zu den sie umgebenden Bildern, in denen die Körperfigur durch den Zuschnitt fragmentiert wird.

Die Vorstellung von »Fragmentierung« erläutert Sigrid Schade als einen Eindruck, der entsteht, wenn im Bildrahmen abstrakte, aufgelöste oder fragmentarische Körper sichtbar werden, die nicht stellvertretend auf eine vorgestellte »Vollständigkeit« oder das »Ganze« verweisen, wie es unter anderem mit der Figur des *pars pro toto* geschieht (Schade 2006, 162). Bilder von »Ganzheit« erzeugen demnach die Illusion, Spiegelbild des betrachtenden Subjekts zu sein, während Formen von Fragmentierung als Verletzungen und Destruktion wahrgenommen werden (ebd.). Schade argumentiert dagegen, dass Bilder des aufgelösten oder fragmentierten Körpers das Potential eines Gegenentwurfs zu einem normativen Verständnis von Ästhetik beinhalten (ebd., 177).

Im Anschluss an diese Analyse kann die Darstellung in den *Körpergesten* repräsentationskritisch interpretiert werden. Der Körper wird nicht mehr als eine vollständige Körperfigur im Bildraum sichtbar, die der Vorstellung eines »unversehrten« Körperbildes entspricht. Er scheint sich dem betrachtenden Blick zu entziehen, da das Gesicht unkenntlich bleibt und seine hockende Haltung die frontale Ansicht verwehrt. Diese zweite Reihe der *Körpergesten* unterwandert den repräsentativen Anspruch der Fotografie, den Körper als Bild fixieren und so sichtbar machen zu können. Das Medium Fotografie wird vielmehr zu einem Hilfsmittel auf der Suche nach einem subjektiven Zugang zum Körper.

5. Veitstanz/Feixtanz

Zusammen mit 13 weiteren Protagonist:innen drehte Stötzer 1988 den Super-8-Film *Veitstanz/Feixtanz*. Stötzer bezieht sich in ihrem Titel auf das historische Phänomen des Veitstanzes, das im 15. Jahrhundert für eine Ansammlung von Menschen, die im öffentlichen Raum bis zur Bewusstlosigkeit tanzten, geprägt wurde. In Anlehnung daran entstand die Handlungsanweisung an Freund:innen und Bekannte, an einem selbstgewählten Ort eine Bewegung zu finden, um sich in dieser

selbst auszudrücken. Der Filmtitel *Feixtanz* verweist auch auf die Gefahr, sich durch die Hemmungslosigkeit der Bewegungen vor der Kamera der Lächerlichkeit preiszugeben und Verhaltensnormen zu missachten.

Der 25-minütige Film ist unterlegt mit gleichbleibenden Rausch- und Störgeräuschen, die an den Stimmen- und Verkehrsklang des Stadtraums erinnern, jedoch stark verfremdet sind und eine bedrückende Atmosphäre gegenüber den Filmszenen entwerfen. Die Kamera Stötzers begleitet die einzelnen Protagonst:innen bei ihren Bewegungen. Wir sehen eine Person einen Grashügel hinaufrennen, so schnell, dass die Kamera nicht folgen kann, und sich der Blick auf die umgebende Landschaft weitert. Die Person springt immer wieder in die Luft und scheint der Schwerkraft trotzen zu wollen. In einer weiteren Szene beginnt eine Person die Arme wild um sich zu werfen und gerät dabei ins Taumeln. Die Gesichter der Gefilmten offenbaren Freude, aber auch Versunkenheit, um mit geschlossenen Augen das Außen vergessen zu können. Eine Frau turnt auf einem Baugerüst vor dem Hintergrund der Erfurter Altstadt. Ihre Bewegungen am Gerüst sind grazil und kraftvoll, das Gesicht zeigt ihre tiefe Konzentration.

Abb. 6 und 7: Gabriele Stötzer, *Veitstanz/Feixtanz*, 1988



Es werden immer wieder Szenen von nackten Körperteilen eingespielt, die sich wiegen und einen eigenen Rhythmus erzeugen. Durch die mal weiten, mal engen Grenzen des Bildausschnitts oder mittels der Nahaufnahme einzelner Körperteile verstärkt die dynamische Kamera diese Bewegungsformen. Es ist ein empathischer Kamerablick, der sich von den Handlungen der Personen vor der Kamera leiten lässt und das Spannungsfeld des Körpers zwischen Momenten der Selbstbestimmung und deren Grenzen aufzeigt. Die spielerischen und spontanen Bewegungen verweisen auf das emanzipatorische Potential des körperlichen Ausdrucks und zugleich auch auf dessen Prekarität, wenn Bewegungen, die nicht der Norm entsprechen, Anlass für Repressionen und Ausgrenzungen werden können.

Im selben Jahr veröffentlichte Stötzer auch den Text *Über die frauengestaltung in super 8* in der Untergrundzeitschrift *Koma-Kino*.⁷ Dieser entstand anlässlich eines Filmfestivals an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden, das experimentelle Arbeiten unterschiedlicher Filmemacher:innen vorstellte, die den staatlich vorgegebenen inhaltlichen und ästhetischen Leitlinien nicht entsprachen.⁸ In ihrem Text setzt sich Stötzer kritisch mit der Darstellung von Frauenfiguren in den gezeigten Filmen auseinander:

die frau wird geschaut
 die frau ist da für den mann in ihrer passivform als hausfrau als
 wischfrau als wartefrau als erotisches anlockmittel als selten oder
 besser noch nie berührbares beschützbares fiktiv
 für frauen selbst wenig selbständige handlung
 (Stötzer 1988, o.S.)

Im Kontrast zu dieser Festschreibung auf tradierte und ›fiktive‹, realitätsferne Rollenbilder beschreibt Stötzer die vielschichtige Gestaltung der Männerfiguren:

die männer stellen sich dar in aller ihrer sinnlichen schönheit
 informationsmitteilung über haut muskeln händen zigaretten kinder-
 bildern dingen haaren pickeln augen mänder bewegungen
 (ebd.)

Hier erscheint der konkrete Körper nicht nur als bloße Hülle, sondern wird in seiner Sinnlichkeit und in seiner Beziehung zur Umwelt sichtbar gemacht. Der Text verdeutlicht, dass das Nachdenken Stötzers über alternative Repräsentationsmöglichkeiten aus der Analyse der unterschiedlichen Darstellungsweisen von männlich und weiblich gelesenen Körpern entspringt. Ausgehend davon entwickelt sie ihre Darstellungsvision, »selbständige handlungen und originelle berührungspunkte auch außerhalb der gängigen bildwelt« (ebd.) entstehen lassen zu können.

Stötzers Arbeiten machen diese Suche nach alternativen Bezugspunkten sichtbar. Gegenüber gesellschaftlichen Leitbildern loten sie das Potential des sinnlich erfahrbaren Körpers aus – die Vielfalt des Körperlichen, dessen Erfahrungswelt und Unangepasstheit. Sie verweisen auf die Diskrepanz zwischen den Grenzen

7 Die Untergrundzeitschrift *Koma-Kino. Beiträge unabhängiger Filmemacher* wurde Ende der 1980er Jahre von Thomas Werner im Selbstverlag herausgegeben. Es handelte sich um graue Literatur, die nicht offiziell, sondern aus Beiträgen verschiedenen Personen in einer kleinen Auflage gebunden wurde. Die Zeitschrift bot eine Plattform für die Veröffentlichung ästhetischer Standpunkte der Super-8-Szene.

8 Von 1987 bis 1989 organisierte Claudia Reichardt (genannt Wanda) im FDJ-Studentenklub der Hochschule für Bildende Künste Dresden jährlich ein Super-8-Filmfestival.

bildlicher Repräsentation und dem körperlichen Selbstaussdruck, der sich immer wieder in Beziehung zu seiner Umgebung neu entwirft.

Bibliografie

- Bestgen, Ulrike: »Alter Adam« und »neue Eva«. Tradierte Rollenzuweisungen auf dem Prüfstand«, in: Karl-Siegbert Rehberg et al. (Hg.): *Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR – neu gesehen*, Ausstellungskatalog Neues Museum Weimar 19. Oktober 2012 bis 3. Februar 2013, Köln: Walter König 2012.
- Bestgen, Ulrike (Hg.): *Gabriele Stötzer. Schwingungskurve Leben*, Ausstellungskatalog Schillermuseum Weimar, 29. November 2013 bis 05. Januar 2014, Weimar: Klassikstiftung 2013.
- Brandes, Kerstin: *Fotografie und »Identität«. Visuelle Repräsentationspolitiken in künstlerischen Arbeiten der 1980er und 1990er Jahre*, Bielefeld: transcript Verlag 2014.
- BStU/Jahn, Roland (Hg.): *»Eingeschränkte Freiheit«. Der Fall Gabriele Stötzer*, Berlin: BStU Bildungszentrum 2014.
- Flusser, Vilém: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*, Frankfurt a.M.: Fischer-Taschen-Verlag 1994.
- Hampele-Ulrich, Anne: *Der Unabhängige Frauenverband. Ein frauenpolitisches Experiment im deutschen Vereinigungsprozeß*, Berlin: Berliner Debatte Wiss.-Verlag 2000.
- Hessmann, Susanne: »Künstlerische Gegenentwürfe zu weiblichen Geschlechtsnormativen in der DDR«, in: Elize Bisanz/Marlene Heidel (Hg.): *Bildgespenster. Künstlerische Archive aus der DDR und ihre Rolle heute*, Bielefeld: transcript Verlag 2014, 231-264.
- Maihofer, Andrea: »Virginia Woolf – Zur Prekarität feministischer Kritik«, in: Bettina Hünersdorf/Jutta Hartmann (Hg.): *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse*, Wiesbaden: Springer Verlag 2013, 281-301.
- Meusinger, Annette: »Verordnete Sprachlosigkeit und die Artikulation außerhalb des offiziellen Diskurses – »zügel los«-Texte von Gabriele Kachold«, in: Gerd Meyer/Gerhard Riege/Dieter Strützel (Hg.): *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland* (= Jenaer Reden und Schriften, Bd. 3), Erlangen: Palm und Enke Jena Universitäts Verlag 1992, 365-377.
- Mutscher, Gabriele: »Künstlerinnen aus der DDR. Annäherung und Distanz«, in: Angelika Richter/Bettina Knaup (Hg.): *Und jetzt. Künstlerinnen aus der DDR*, Ausstellungskatalog Künstlerhaus Bethanien Berlin, 27. November – 20. Dezember 2009, Nürnberg: Verlag für Moderne Kunst 2009, 33-38.
- Nagelschmidt, Ilse: »Berührungen zwischen den Autorinnen und der nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR«, <https://www.digitales-deutsches-frauen>

- rchiv.de/themen/beruehrungen-zwischen-den-autorinnen-und-der-nichtstaa-
tlichen-frauenbewegung-der-ddr vom 13.09.2018.
- Richter, Angelika: *Das Gesetz der Szene. Genderkritik, Performance Art und zweite Öffent-
lichkeit in der späten DDR*, Bielefeld: transcript Verlag 2019.
- Schade, Sigrid: »Der Mythos des ›Ganzen Körpers‹«, in: Anja Zimmermann (Hg.):
Kunstgeschichte und Gender. Eine Einführung, Berlin: Reimer Verlag 2006, 159-180.
- Schade, Sigrid/Wenk, Silke: »Strategien des ›Zu-Sehen-Gebens‹: Geschlechterpo-
sitionen in Kunst und Kunstgeschichte«, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof
(Hg.): *Genus: Geschlechterforschung – Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissen-
schaften*, Stuttgart: Kröner Verlag 2005, 144-184.
- Schendel, Luise: »Ich habe die Kraft meiner Kunst in der nahen Begegnung mit
den Frauen erlangt«. Ein Interview mit Gabriele Stötzer«, in: Ulrike Bestgen
(Hg.): *Gabriele Stötzer. Schwingungskurve Leben*, Ausstellungskatalog Schillermu-
seum Weimar, 29. November 2013 bis 05. Januar 2014, Weimar: Klassikstiftung
2013, 75-80.
- Stötzer, Gabriele: »Dabei sein & nicht schweigen 1979/Hoheneck 1977«, in: Ul-
rike Bestgen (Hg.): *Gabriele Stötzer. Schwingungskurve Leben*, Ausstellungskata-
log Schillermuseum Weimar, 29. November 2013 bis 05. Januar 2014, Weimar:
Klassikstiftung 2013, 25.
- Stötzer, Gabriele: »Frauenträume ändern das Leben in der geschlossenen Gesell-
schaft. Die Erfurter Künstlerinnengruppe EXTERRA XX«, in: *Horch und Guck*
65 (2009), 28-32.
- Stötzer, Gabriele: *Für Angst blieb keine Zeit*, siehe: [https://www.bpb.de/geschichte/d-
eutsche-geschichte/stasi/261039/fuer-angst-blieb-keine-zeit](https://www.bpb.de/geschichte/d-
eutsche-geschichte/stasi/261039/fuer-angst-blieb-keine-zeit) vom 10.04.2008.
- Stötzer, Gabriele: *Ich bin die Frau von gestern*, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg
2005.
- Stötzer, Gabriele: »Filmen mit Frauen«, in: Karin Fritzsche (Hg.): *Gegenbilder. Filmi-
sche Subversion in der DDR. 1976-1989*, Berlin: Janus Press 1996, 75-79.
- Stötzer, Gabriele: »Frauenszene und Frauen in der Szene«, in: Peter Böthig/Klaus
Michael (Hg.): *MachtSpiele. Literatur und Staatssicherheit im Fokus Prenzlauer Berg*,
Leipzig: Reclam 1993, 129-137.
- Stötzer, Gabriele (Kachold, Gabriele): »bauchhöhlenschwangerschaft«, in: dies.: *zü-
gel los*, Frankfurt a.M.: Luchterhand-Literaturverlag 1990, 13-14.
- Stötzer, Gabriele (Kachold, Gabriele): »der wecker hat geklungen«, in: dies.: *zügel
los*, Frankfurt a.M.: Luchterhand-Literaturverlag 1990, 7-9.
- Stötzer, Gabriele (Kachold, Gabriele): *zügel los*, Frankfurt a.M.: Luchterhand-
Literaturverlag 1990.
- Stötzer, Gabriele (Kachold, Gabriele): »Über die frauengestaltung in super 8«, in:
Thomas Werner (Hg.): *Koma Kino. Beiträge unabhängiger Filmemacher*, Selbstver-
lag von Thomas Werner, 1988, o.S.

Stötzer, Gabriele: *Meine unlautere Art, Fotos zu machen*, 15.12.1983, o.S., Privatarchiv Gabriele Stötzer.

Stötzer, Gabriele: *Eigenversuch*, 1982, o.S., Privatarchiv Gabriele Stötzer.

Abbildungen

Abb. 1: Gabriele Stötzer: *Onanierende Heilige*, Vorder- und Rückseite, o.J., Karton, 10,5 x 14,5 cm, © Gabriele Stötzer/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Abb. 2: Gabriele Stötzer: *Das Ei*, 1982, mit Birgit Bronnert, Teil des Fotobuchs: *Frauen miteinander*, 12 s/w Fotografien je 14,5 x 10,5 cm auf Karton 50 x 50 cm, © Gabriele Stötzer/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Abb. 3: Gabriele Stötzer: *Gesichtsgesten*, 1982, Leporello aus 7 s/w Fotografien je 8,7 x 6,3 cm, Foto: Cornelia Schleime, © Gabriele Stötzer/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Abb. 4: Gabriele Stötzer: *Körpergesten* [1], 1982, Leporello aus 5 s/w Fotografien je 16 x 7,5 cm, Foto: Cornelia Schleime, © Gabriele Stötzer/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Abb. 5: Gabriele Stötzer: *Körpergesten* [2], 1982, Leporello aus 5 s/w Fotografien je 16 x 7,5 cm, Foto: Cornelia Schleime, © Gabriele Stötzer/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Abb. 6 und 7: Gabriele Stötzer: *Veitstanz/Feixtanz*, Filmstills, 1988, Super 8, 25 min, © Gabriele Stötzer/Archiv ex.orientelux (Claus Löser, Glashaus e.V. Berlin)

Gender Studies: Überschreitungen

»From the idea that the self is not given to us...«

On the Relevance of Comparative Approaches, the Importance of Narrative, and the Knowledge of Literature for Masculinity Studies*

Stefan Horlacher

Most branches of Masculinity Studies agree that masculinity is best understood not as monolithic but as plural and changing over time. There is also a wide consensus that masculinity should not be considered as a given but as a performance, a task that has to be achieved, and a set of norms, differing according to regional, social, and historical contexts that society expects individuals to fulfil and to embody. Recent studies have discovered a multitude of social, historical, and local masculinities differing from each other in terms of race and class, of marginalization, hegemony, and sexual orientation, not to mention cyborg masculinities and transnational business masculinities. More often than not, the meaning of masculinity seems to differ from culture to culture, from location to location, and from historical era to historical era. It varies synchronically as well as diachronically, leading to a kind of contemporaneity of the non-contemporaneous (*Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*); it differs intersectionally according to age, religion, education, ethnicity etc., and it changes from academic discipline to academic discipline.

In addition to this, recent findings in Transgender and Intersex Studies have complicated the relationship of masculinity to gender division itself, arguing that masculinity is neither innate nor necessarily linked to a male body. Jack Halberstam even argues that masculinity becomes particularly »legible as masculinity where and when it leaves the white male middle-class body« (Halberstam 1998, 2; see also Adams 2000, 468), a thesis which reduces traditional, that is to say male masculinity to a »counterexample to the kinds of masculinity that seem most informative about gender relations and most generative of social change« (Halberstam 1998, 3).

This emphasis on difference and plurality has led to the assumption of the incommensurability of masculinities—up to the point where the very concept of masculinity is not only put into question but about to become meaningless. Therefore, it is necessary to establish a common understanding of what we mean by using terms such as »man«, »male«, and »masculine«, of how they are interrelated and of

how they are related to terms such as ›woman‹, ›female‹, ›feminine‹, ›intersex‹, ›transgender‹ etc. As a matter of fact, Masculinity Studies seem to be in a sort of double-bind: While current research has shown that in post-modern societies the construction of a monolithic or ›singular‹ masculine (or male) gender identity¹ has become problematic and increasingly impossible, the construction of a masculine (or male) gender identity based on the premises of an unrestricted plurality has turned out to be problematic and crises-ridden as well.

Since the consequence of emphasizing plurality (which is so characteristic of current Masculinity Studies) is that the question of commonalities, shared features and similarities of these masculinities has been neglected, it seems necessary to rethink the relationship between masculinity as a relational concept and its plural forms or manifestations, that is to address this problem via theoretical and methodological approaches that put a new emphasis on commonalities without disregarding differences and without being essentialist. However, up to now, any sustained dialectical sense of simultaneous difference and commonality, any notion of persistent characteristics that cross these multiple, proliferating masculinities, has remained largely absent;² and this notwithstanding the fact that there are—even across the wide plurality of differentiated masculinities—important common denominators that should be taken into account, such as, to name but a few, masculinity's status as an identity that takes a particular narrative or textual form, as a specific subject position in relation to the symbolic order, as a psychic or mental structure, and as an enabling form or structure of experience and possibility that is culturally conditioned, situated in relation to power structures, distinctly embodied but that nonetheless cannot be essentialized (see Horlacher 2018).

Since the increasing fragmentation and partitioning³ of the field of Masculinity Studies correspond and indirectly lead to the fact that numerous thematic, historical, national and transnational characteristics and potential connections have only been considered selectively and in isolation, if at all, and not in their interdependency, it is necessary to develop new criteria and frameworks for a comparative analysis with special regard to the linguistic structures, the revival, transformation and embodiment of cultural scripts, narratives, images, and practices held in common by diverging national and transnational masculinities. Here, as in other fields of the humanities, a shift in focus in many of the disciplines dealing with

1 ›Masculine gender identity‹ refers to persons who, on a biological level, can be male, female, intersex, transgender or other but who, on the level of gender, identify as masculine, whereas ›male gender identity‹ stresses the link with a biologically male body (though biomedicine still is at a loss of how to define this body). See: Combrink 2002, 213-214. In the following, the concept of ›masculine gender identity‹ is used in order to not limit masculinity to biology.

2 For a more substantial discussion of Comparative Masculinity Studies see: Horlacher and Floyd 2017; see also: Horlacher and Floyd 2013.

3 For a detailed analysis see: Horlacher and Erhart 2018.

masculinity and gender towards narrative modes and structures, i.e. to stories and genres as the paramount components of historical and current constructions of masculinities, should be taken into account. This shift is particularly important when masculinity is viewed as having a largely discursive, textual or narrative relational structure and as consisting of a complex, differentiated, and dynamic subject position (see Horlacher 2010, 217-224). In the last consequence, this leads to the question of whether masculinity (in all its plural manifestations) is not best understood as a performative and narrative concept.

1. Rethinking the Concept of Narrative and the Narrative of Crisis

Although the term »narrative« is located at the heart of narratology, there is little consensus about its definition, given that it has been used differently depending on its narratological focus. If we regard the term as congruent with its German equivalent (*Erzählung*), or with the French version favored by Gérard Genette (*récit*), narrative encompasses at least two real or fictional events that stand in logical or causal relation which are relayed linguistically (see Prince 2003, 58). Apart from this basic formula, the views diverge decidedly on the other immanent properties of narrative, for example depending on whether the term is applied from a cognitive or structuralist perspective.

With reference to J. Hillis Miller, Julian Wolfreys argues that narrative

»is that which produces a particular identity or meaning through the singular arrangement of a temporal and spatial series of incidents, figures, motifs and characters. Such a network will function and generate meaning according to repetition, emphasis, amplification and other rhetorical devices.« (Wolfreys 2004, 163)

By forcing events into a chronological or causal relation, narrative is granted a didactic as well as community-building function, among others (see Prince 2003, 60; Wolfreys 2004, 167), without there being agreement on whether narrative is uncovering an inherent meaning of things or whether narrative itself produces this meaning performatively (see Miller 1995, 69). In this context, Gerald Prince argues that narrative »does not merely represent changes of state; it constitutes and interprets them as signifying parts of signifying wholes (situations, practices, persons, societies)« (Prince 2003, 60). To sum up, we can say that over the last years and even decades, a shift from »representational to ontological narrativity« has taken place meaning that narratives are not representations of identity but constitute identity (see Fluck 2013, 50; Müller-Funk 2008; Koschorke 2012), that narratives bring forth communities, that »social life is itself storied« and that narrative can be regarded as »an ontological condition of social life« (Somers 1994, 613-614).

In the following, the concept of narrative is not restricted to literary and cultural artefacts but spans from the construction of individual gender identity via biographical, material and embodied social processes to collective national identities and contextualised images.⁴ Such an understanding of narrative offers the possibility of overcoming the increasing fragmentation and partitioning of the field of Masculinity Studies as well as the widespread assumption of the incommensurability of masculinities alluded to above. Moreover, it allows for the conception of new theories relating to the narrative construction of masculinity and masculine (or male) gender identity as well as to the link between narrative, affect and embodiment, that is to say the question as to how scripts, narratives etc. become embodied and inform (not only) men's personal and institutional practices and gendered relations with other human beings.

One could further ask whether the heterogeneous, complex and sometimes contradicting concepts of masculinity we witness throughout 20th and 21st century Europe and beyond can be understood as surface manifestations of varying narratological deep structures which, depending upon context, take on different forms. Examples would be, among others, the narrative of fatherhood (ranging from ›uncaring father‹ via ›producer‹, ›provider/breadwinner‹ to ›super-dad‹ etc.), the narrative of risk (different modes of gender-specific risk behavior) or the narrative of crisis;⁵ an almost ubiquitous narrative that characterizes so many scholarly as well as popular accounts of masculinity that it seems to link and probably even unify many of the dominant concepts of masculinity.

As Kevin Floyd and I have argued elsewhere, when ›crisis‹ is understood as embodied and individuated, it almost seems that masculinity is never *not* in crisis, never *not* open to corporeal slippages and failures of all kinds (see Horlacher/

-
- 4 As to the role of images for identity formation, Fluck concedes that they »play an important role« but then argues that »they cannot impose unity on identity, because identity is the result of an ongoing process or narration that is put together by an ›I‹ out of a range of choices drawn from the personal and the cultural imaginary. Although the claim may appear counterintuitive in view of the seemingly self-evident iconic facticity and strong immediate impact of images, they remain nevertheless subordinate to narrative, because they depend on narrative to become meaningful. . . . The meaning of the image is produced by the narrative context we bring to it. The same is true of bodily experiences. Although these may be ›direct‹ and may thus appear as ›unmediated‹, they only become meaningful experiences as part of a self-narrative« (Fluck 2013, 49–50).
 - 5 Questions to be asked here would include, among others, how these narratives fulfill different (sometimes ideological) functions at different times in different cultural contexts, how they shape individual, collective and national concepts of masculinity, which form they take in different media and to what extent and by whom they are—analogue to Freud's concept of screen memory—used as decoys to divert attention from underlying social problems such as transformations of the working society or the destruction of fixed frames of reference and a foreseeable future.

Floyd 2017, 4). Indeed, in these terms it is this defining capacity for failure, for ›crisis,‹ that drives the corporeal, performative reiteration⁶ of masculinity in the first place—its repeated, embodied insistence upon itself. To paraphrase Judith Butler's well-known formulation about gender per se, masculinity is a performance defined fundamentally by its capacity to go awry, by weaknesses one has to ›work‹ over and over again (see Butler 1993, 237; Badinter 1993, 49–50). Though the concept of crisis is a powerful narrative that has created and sustained perceptions of masculinity throughout Europe and the US (see Yekani 2011; Tholen 2014), it does also have its weaknesses: the inflationary usage of the crisis-model has often made it useless, with crisis being a problematic critical concept in itself, given that in an almost perfidious and conservative turn, it reinforces the idea of a formerly ›strong‹ and ›normal‹ masculinity—a masculinity not in crisis—and thus tends to strengthen traditional hegemonic structures. Moreover, the crisis narrative is a problematical analytical tool insofar as it is sometimes considered to be part of masculinity itself (*Objektebene*) as well as of the disciplines dealing with it (*Beobachtungsebene*), given that it has dominated Masculinity Studies on many different levels for a very long time.

In the following chapters, I would like to narrow down the focus from the general or collective dimension of father, risk or crisis narratives to the personal and individual dimension of how narrative can be regarded as being constitutive of masculine (and this includes male) gender identity. I will also inquire whether narratological approaches, which are obviously the approaches which are usually linked to the concept of narrative, are sufficient to understand masculine gender identity formation or whether they have to be combined with other, mostly psychoanalytical perspectives. Finally, any approach that argues that masculinity is narratively constructed or that gender identity inheres in narrative has to face the question of language conditioning, of the freedom of the subject and of what Fredric Jameson has called the ›prison-house‹ of language.

6 However, we also have to keep in mind that iteration or reiteration is not sufficient to characterize masculine (or any other) gender identity given that »[n]arration, including self-narration, is an interpretive activity that exceeds iteration, because it has to make sense of a constant flow of daily encounters and novel experiences. . . . In consequence of this constantly changing mix, the need for an ongoing reinterpretation and reconfiguration emerges.« (Fluck 2013, 51)

2. The Importance of Narrative for Masculinity and Masculine Gender Identity

As Walter Erhart has shown, research on the micro-structural level, using ›thick description‹ (Clifford Geertz), has demythologized the history of everyday life (*Alltagsgeschichte*) and brought about a multitude of ›small narratives‹ which stand in contrast to the relatively few dominant ›master narratives‹ on the macro-structural level.⁷ This research has also highlighted that masculinity can neither be fully understood as an ›image of stereotypical attributes‹ nor as a ›bundle of male fantasies‹, so that masculinity appears as a historically contingent, variable narrative structure. Another result of this micro-structural diversity of masculinity is the recognition that

»the multiplicity and variability of historical gender practices stand in stark contrast to the prescriptive norms, theories, images, and narratives which have so far formed the bases of interest in gender history. . . . Along with the image of a hegemonic masculinity that seeks domination, the gender order, too, seems to be dissolving into a patchwork of diverse and everyday life contexts.« (Erhart 2005, 190-191)⁸

With this approach, a strict differentiation between quasi-mythical narratives and empirical everyday practice is barely sustainable, since for a socio-historical approach empirical everyday practice or reality is mainly, if not only, accessible via narratives. Thus, from an everyday-historical perspective »the thickly described life-worlds of men and women form multifaceted stories and narratives which are barely distinguishable from their literary role-models or blueprints« (Erhart 2005, 193). Historical masculinity (and probably masculinity as such) can therefore be reconstructed »first and foremost as a narrative structure« which consists »of narrative methods . . . and processes with the help of which ›men‹ orient themselves toward a historically and socially given ›masculinity‹« (Erhart 2005, 207). Thereby gender appears to be

»just as narratively constructed as . . . reality, or at least as many other components of our culturally and socially constructed knowledge. . . . Most significantly, it is not only the relation of the genders that is based on narrative stories and plots, but so is the ›internal‹ construction of gender itself. Due to this fact in particular, ›gender‹ may then be read as a text, and, furthermore, narratological studies focusing

7 The following paragraphs are based on Erhart 2005. All translations by Stefan Horlacher.

8 »Furthermore, the hereby employed historiographic model of ›thick description‹ threatens to relativize the efficacy and influence of the myths of the history of the sexes/genders along with all cultural gender norms.« (Erhart 2005, 190-191)

on gender should concentrate especially on the different ›modes of narrativity‹ underlying the construction of both genders respectively.« (Erhart 2005, 215-216)

From this, Erhart concludes that masculinity can be regarded as consisting of a series of culturally codified scripts as much as »of the differently and individually formed stories that are based on them.« He argues that the

»narratological reconstruction of masculinity as a narrative structure shifts the focus to those sequences, plots and scripts that actually make historical and literary masculinities readable: as a narrative order of sequential acts—from singular patterns of behavior within the masculine habitus [männlicher Habitus] to structures of stages in one's life—as well as components of narratively structured masculine gender identities [männliche Identitäten].« (Erhart 2005, 217)

As the German original and the translation of »männlicher Habitus« into »masculine habitus« and of »männliche Identitäten« into »masculine gender identities« in the last sentence show, Erhart does not differentiate between masculine and male gender identity. This might be due to the fact that German as a language does not differentiate between male and masculine and that the term *Geschlecht* can mean both, sex and gender; it might also be due to the fact that the micro and macro narratives Erhart analyzes are mostly, if not exclusively, taken from a clearly structured historical period and from spheres traditionally linked to biological masculinity so that there is an implicit focus on (but not necessarily a limitation to) male gender identity. However, as far as the role and functions of narrative are concerned, Erhart's insights are also valid for the construction of masculine gender identity and therefore at least theoretically open to what critics such as Halberstam have written about female masculinity (see above).

To sum up, we can say that an approach according to which ›men‹ acquire masculinity »by performing a narrative script, by being forced into a narrative script, by performatively acting out a narrative script,« that is an approach according to which masculine gender identity »predominantly works via imitation, performance and enactment,« and that »thus brings into play imaginary role models—examples, images, narrations, which circulate among individual ›men‹ and official images of ›masculinity‹,« such an approach effectively manages to combine literary, social and historical sciences (Erhart 2005, 203-204). Moreover, from this perspective one may describe masculine gender identity as a »narrative model that combines crises—initiations, threats, failures—as core elements and nodal points in narrative scripts to form more or less coherent masculine stories« (Erhart 2005, 222). The emphasis on coherence is in accordance with research on identity and memory that has shown that especially in situations in which frames of reference constantly change, coherent concepts of self can, over time, only be accomplished

through discourse and narrative forms.⁹ Thereby, narrative identity is regarded as fluid, as »very much in-process and unfinished, continuously made and remade as episodes happen« (Ezzy 1998, 247) and as adapting to diachronic changes by constantly reinterpreting past events in view of the future. But what does this tell us about the veracity, ›truth‹ or ›truth value‹ of the diverse and manifold masculinities we find on the micro-structural level Erhart refers to?

If John R. Gillis argues that »[i]dentities and memories are not things we think about, but things we think with« (Gillis 1994, 5), it is important to realize that both are subject to unconscious narrative frames which do *not* answer to truth but primarily control the coherence of stories (see Rusch 1987, 374; Schmidt 1993, 388), making sure that these function as assurances of (more or less) consistent concepts of self. Thus, the cognitive system can always »become victim of its own powers of seduction« (Rusch 1987, 374). We fall prey to our own stories of masculinity (which are not even our own), so that the veracity not only of the historical and reconstructed but also of the actively lived masculine identity narrations remains problematic given that they are modelled after other narrations¹⁰—not to mention the danger of misrecognizing oneself in these narrative structures.

However, we should keep in mind that even if the concept of narrative is of prime importance for the construction of gender identity and masculinity, we should not limit ourselves to narratological approaches only but critically ask whether masculinity's supposed proneness to crisis can really be explained as a result of narrative schemata only, whether masculine identity formation can really be reduced to being a mere incorporation, imitation and performance of externally determined narrative schemata, or where there is a separation or difference between ›external‹ (more or less) hegemonial masculinities and an »inner,‹ psychosocially or psychoanalytically rooted fragility« (Erhart 2005, 207), between external (clearly narrative) and internal structures of masculinity.

For Jonathan Rutherford, who focuses on ›male subjectivity‹ and on the processuality of male development from its maternal origin towards autonomy and independence, using approaches and theories by Wittgenstein, Winnicott, Bion and Klein, internal and external narratives mirror themselves. Rutherford argues that culturally highly codified master narratives of masculinity such as the self-made man or masculine achiever, the soldier or knight can be understood as the result of pre-oedipal fears and defence mechanisms (against what he calls the »maternal supplement«) and as structurally inherent to the male psyche. This, by implication,

9 Cf. Kimminich 2003, xv–xvi; Schmidt 1993; Fluck 2013.

10 »We come to *be* who we *are* (however ephemeral, multiple and changing) by being located or locating ourselves (usually unconsciously) in social narratives *rarely of our own making*.« (Somers 1994, 606)

explains the attractiveness and popularity of these models—at least for a male gender identity. Rutherford therefore argues that the proneness to crisis inherent in male narratives is based on a narratological concept that is not only (re)charged historically but also grounded in a psychological structure which it then reflects (Rutherford 1992; see also Erhart 2005, 223). While it is, of course, possible and even fashionable to argue with Judith Butler and others that narrative performativity is downright constitutive of identity, we should at least keep in mind that other critics are more cautious. Though Nancy Chodorow concedes that »[t]he particular sense of self and relationship and the particular relation to and fantasies about the body, arising in the individual family in which someone grows up and giving any individual's gender a unique feeling and fantasy animation,« are »familiar to us from biography, autobiography, and fiction« (Chodorow 1995, 541), she also points to the relevance of psychological processes which take place »in a different register from culture, language, and power relations« (Chodorow 1995, 517) and argues that language alone is not sufficient to understand the complexity of the creation and functioning of gender identities.

3. Language and the Question of Agency

If masculinity is no longer seen as a metaphysical, essentialist or biological constant, if masculine gender identities are, even from a psychoanalytic perspective, to a large part dependent on narrative—and this implies: on linguistic structures—, if language and narrative are really as important as the proponents of the linguistic and narrative turn claim and if, as Jacques Lacan argues, man speaks only »because the symbol has made him man« (Lacan 1977, 65), then the question arises as to the possibility of agency of the subject, be it masculine, feminine or other. If we accept that there is an important coincidence of language, narrative, literature and the construction of gender identity, that human beings are positioned within different fields of discourse and sign systems which—by creating and offering different narratives, that is subject positions, images and models of masculinity—foster the internalisation, imitation and performance of externally determined narrative schemata that actively shape gender identity, then it is important to conceive of language and its different forms or manifestations not as a »prison-house« but as a potential site of liberation from restrictions and as a major means for the creative construction of gender identity.

Of course, one can argue that »[i]n order to be able to construct a meaningful self-narrative« we must »draw on narratives handed down by culture, and in order to gain social and cultural recognition,« we must inscribe ourselves »into culturally accepted plots.« (Fluck 2013, 51) However, these narratives »are nevertheless not identical with the social narratives in which we inscribe ourselves. These social nar-

ratives,« as Winfried Fluck argues, »may provide cultural frames of interpretation and furnish genre and plot structures for self-narration, but we still have to turn these into the scripts of our own life.« (Fluck 2013, 52) So even if, according to Paul Ricoeur, we may probably never completely become the author of our own life we may still become the narrator of our own story.

In an endeavour to »open doors toward new constructions of subjectivity that allow for individuality and freedom« in terms consistent with what she calls »the discursive condition« (Ermarth 2000, 418), Elizabeth Deeds Ermarth argues that it is in the gap between the potential capacities of a differential code and any particular specification of it, that is between language (*langue*) and enunciation (*parole*), that the arena of subjectivity and freedom resides. For Ermarth, identity—and this implies gender identity and thus masculinity—has to be understood as kinetic, as

»a process, an event, a particular expression of systemic value, »above all, an accomplishment, a particular work, a particular act,« the »very expression« of responsibility, not something independent of it. Identity in . . . [these] terms definitely has nothing to do with reducing difference. . . . Rather, identity appears only in the act of specifying sets of rules. And as we operate simultaneously in several sets at once, identity appears as the series of constantly multiplied specifications of the potential provided by those rule regimens.« (Ermarth 2000, 411)¹¹

This concept of identity allows for what Ermarth calls »a kinetic subjectivity-in-multicoded-process« (Ermarth 2000, 412), that is for a subjectivity which is thought of as

»the moving nexus or intersection at which a unique and unrepeatable sequence is constantly being specified from the potentials available in the discursive condition. Such a subjectivity is individual in its sequence, not in some irreducible core. Its uniqueness lies in its trajectory: the lifelong sequence, impossible to anticipate, within which an unpredictable series of specifications are made from among the languages available. The volatility of language—its resonance, its power of poetic, associative linkage—provides precisely the varied opportunities for selective specification that constitute the unique and unrepeatable poetry of a life.« (Ermarth 2000, 412)¹²

11 The inserted quotes are from Václav Havel.

12 Ermarth introduces the concepts of sequence and palimpsestousness since we occupy multiple subject positions simultaneously and since these configurations change over time. Without mentioning Ermarth, Fluck talks about identity positions such as gendered, class and national identity which »have to be meaningfully connected in narrative in order to allow for at least a minimal degree of continuity and consistency.« (Fluck 2013, 51)

Thus, even in the ›discursive condition‹ agency remains possible, with the advantage that, according to Ermarth, it is especially in literature that creative and new blueprints for this singular and ›unrepeatable poetry of a life‹ are found. While Fluck argues that because of the factor of recognition (of the self in narrative), stories such as *Cinderella* and—as its ›male equivalent‹ (Fluck 2013, 54)—the adventure story will be told ›over and over again‹ (Fluck 2013, 52)¹³, Ermarth focuses less on this continuity or conformity but stresses that ›highly achieved literary writing opens new powers in our collective discursive potentials, in our power to revise social codes rather than merely to repeat the same old exclusions . . . , the same, same, old stories over and over again‹ (Ermarth 2000, 415).

What at first sight might look like a contradiction—the different connotations of ›over and over again‹ as used by Ermarth and Fluck—is resolved when we keep in mind that Fluck stresses that the *Cinderella* story, just like the adventure story, has sparked off many different genres and subgenres. Though his ›over and over again‹ stresses repetition, it most certainly is *repetition with a difference*! So what exactly is it that Masculinity Studies can learn from literature and the arts with respect to the construction of (gender) identities, that is to say masculinities, femininities etc., and how is this knowledge produced?

4. The Specific Knowledge of Literature or *savoir littéraire*

Though I would argue that the following line of reasoning works for gender identity in general, as it does for the arts, there are important differences between the way music, painting, sculpture, photography, film and literature construct, imagine and represent masculinity, femininity, intersex, transgender etc. so that—in accordance with the title of this essay—I will mainly limit myself to masculinity and literature.

On a rather prosaic level, Todd Reeser contends that in ›nearly all cases, questions of identity—whether cultural or individual—are central to masculinity studies, meaning that approaches to flesh-and-blood human beings and approaches to literary representations are not fully distinct,‹ that ›sociological or anthropological understandings of masculinity can be and were in many ways imported to literary studies,‹ and that ›literary constructs of masculinity may validate conceptions

13 Both, the *Cinderella* and the adventure story exist in many different forms such as the fairy tale, the sentimental novel, the novel of manners and the gothic female novel on the one hand and ›as action story, detective story, Western, war movie, pirate story, or classical journey into the unknown‹ on the other. Moreover, Fluck does not limit himself to the category of recognition but also includes literature of misrecognition which ›has produced a wide spectrum of genres, ranging from tragedy and the melodrama of the nineteenth century to a tradition of social criticism focusing on the victim.‹ (Fluck 2013, 55)

of gender in the social sciences« (Reeser 2015, 13). We have also seen that according to Erhart, from an everyday-historical perspective, »the thickly described lifeworlds of men and women form multifaceted stories and narratives which are barely distinguishable from their literary role-models or blueprints« (Erhart 2005, 193). Erhart further argues that, in contrast to history and historiography, literature offers a »psychoanalytical knowledge about masculinity« and provides a »privileged access to the inner workings of modern masculinity« (Erhart 2005, 206).

Thus, literature holds a specific knowledge or, as with Roland Barthes, a *savoir littéraire*¹⁴ which transcends any purely sociological, political, or historical analysis. Interpretations of literary texts make it possible not only to identify the mechanisms of construction and transformation of masculine gender identities within these works, understood as highly artificial, condensed, polysemous symbolic systems, but also to relate their internal logic or mechanisms to the artistic system itself, to the wider social and cultural context as well as to the construction of masculinity in everyday life. From this perspective, literature becomes an indispensable epistemological medium as well as an important object of research, so that analyses should include a strong focus on the complex interactions between »real life« (*Lebenswelt*) and the novel, poem, short story etc. as well as on the important role these texts play in acquiring a knowledge of the lifeworld, that is, a knowledge *about* and *for* living *different* lives that renders *Überleben*, or survival, possible (Ette 2010, 986).

In accordance with Jill Matus, literature can be understood as a phenomenon that actively shapes our concepts of reality, constitutes a central part of that »larger symbolic order by which a culture imagines its relation to the conditions of its existence,« exposes as well as delineates »ideologies, opening the web of power

14 Barthes calls literature a »grand imposture« and »a permanent revolution of language« that cannot be reduced to something like an agglomeration of merely encyclopedic knowledge. Quite to the contrary, literature »accommodates many kinds of knowledge« and »is absolutely, categorically *realist*: it is reality, i.e., the very spark of the real. Yet literature, in this truly encyclopedic respect, displaces the various kinds of knowledge, does not fix or fetishize any of them; it gives them an indirect place, and this indirection is precious. On the one hand, it allows for the designation of possible areas of knowledge—unsuspected, unfulfilled. Literature works in the interstices of science. It is always behind or ahead of science. . . . Science is crude, life is subtle, and it is for the correction of this disparity that literature matters to us. The knowledge it marshals is, on the other hand, never complete or final. Literature does not say that it knows something, but that it knows *of* something, or better, that it knows *about* something—that it knows about men. What it knows about men is what we might call the great *mess* of language, upon which men work and which works upon them. . . . Because it *stages* language instead of simply using it, literature feeds knowledge into the machinery of infinite reflexivity. Through writing, knowledge ceaselessly reflects on knowledge, in terms of a discourse which is no longer epistemological, but dramatic.« (See Barthes and Howard 1979, 6-7)

relations for inspection,« and constitutes a space »in which shared anxieties and tensions are articulated and symbolically addressed« (Matus 1995, 7). This consideration of literature as well as its link to activist movements and politics is of special importance since it shows how spaces are created in which ludic, creative, and experimental thinking becomes possible, in which alternatives are offered, that is, »other images, other roles, other options for men and masculinity« (Murphy 1994, 1), and in which humankind can transcend itself and create new ways of understanding, imagining and rewriting their gender identity.

The value of literature, Jonathan Culler argues, has »long been linked to the vicarious experiences it gives readers, enabling them to know how it feels to be in particular situations and thus to acquire dispositions to act and feel in certain ways« (Culler 1997, 113).¹⁵ Literary texts »address us in ways that demand identification, and identification works to create identity: we become who we are by identifying with figures we read about,« with figures we watch or contemplate; figures who create different, alternative, and novel identities (Culler 1997, 114). While from a »naïve« perspective, this identification Culler talks about could be seen as another potential misrecognition substituting one »external« narrative for another, things are more complicated.

First: It is important to note that the new and different masculinities created by literary texts do not remain unquestioned since, contrary to many other discourses, literature critically reflects upon its own strategies, procedures and modes of functioning.¹⁶ Thus, in its allegories and ironies, literature is »never only the representation of extratextual reality or »real life,« but also a practical linguistic analysis as well as the exposition of the formal conditions underlying this very analysis« (Hamacher 1988, 13). This implies that literary texts »are thoroughly cognitive processes that systematically challenge the potential epistemological value of linguistic statements and, thereby, their own« (Hamacher 1988, 9).¹⁷ From this

15 Literary works but also other art forms such as film or theatre »encourage identification with characters by showing things from their point of view« (Culler 1997, 113).

16 Literary texts self-consciously take their contexts (in the sense of »situated knowledge«) into account since they do not make an illusory or imaginary claim for objectivity but possess a knowledge or self-awareness of their being linguistic constructs. Uwe C. Steiner regards literature as an »organon of knowledge about the reality of symbolic world creation« (Steiner 1997, 33) and a »genuine medium of reflection« that »operates while focusing on itself« (Steiner 1997, 34).

17 From this perspective, literary texts differ from objective facts in at least two respects: »[Firstly,] they do not merely articulate a particular understanding of the world and of language, but they also point to the problems inherent in this understanding and in every communication about it, which is why they may be regarded as being genuinely epistemological; and, secondly, the epistemological value of literary, and this always also means figurative statements, is being oddly suspended by the texts' admission of their figurative nature.« (Hamacher 1988, 9)

it follows that any identification of the reader with masculine gender identities created by the literary text is on the one hand wished for and on the other hand always already precarious and questioned by the text itself.

Second: We should be careful with the concept of identification as such. Though identification is still »considered a key mechanism for the production of identities« (Fluck 2013, 57), for example if identification is understood as the means by which a text »manages to create (the illusion of) a unified identity in the spectator and thereby fixes identity in an ideologically charged subject position« (ibid.)¹⁸, we have to take into consideration that there are different forms of identification, that it does not necessarily result in a »unified identity« but that it »is usually partial and segmented« (Fluck 2013, 57; see Felski 2008, 35). For these reasons, Fluck argues »that reading and reception work by means of structural analogy« (Fluck 2013, 59) and that the concept of identification should be replaced by that of a transfer:

»In reading, we establish analogies to those aspects that fit into our own narrative of identity or are especially meaningful or moving from the perspective of this narrative. In this sense, narrative can be meaningfully linked to the concept of identity: fictional texts and other aesthetic objects provide material that allows the reader to rewrite and extend the narrative of his own identity.

The encounter with an aesthetic object holds the promise of self-extension, because I can attach imaginary elements of my own world to another world and become temporarily somebody else. This somebody else engages me, because, in bringing him or her to life by means of a transfer, I will draw on analogies (not always positive ones) to parts of myself. But these parts of myself are now placed in a new context and are thus reconfigured.« (Fluck 2013, 59-60)

This interaction between a specific text and its specific reader can lead to the coming into being of new, alternative and different masculinities but can also be reassuring, confirmative and soothing;¹⁹ it can have affirmative and liberating but also defamiliarizing, frightening and alienating effects. »[H]ighly achieved literary writing,« to use Ermarth's expression, can free readers from habitual modes of perception, is characterized by its ability to defamiliarize and alienate, and subverts

18 Concerning this more traditional understanding of identification, one could argue that texts which are poetically less densely structured, which are less characterized by deautomatization/defamiliarization, the multiplication of connotative signifiers, polysemies, polyisotopies, the recurrent use of symbols etc. might—at least on the surface level—seem to be more influential than their more sophisticated counterparts because in their explicitness which stems from their lack of complexity and self-reflexivity etc. they make a relatively non-segmented identification with the (often conservative) images and role models they offer possible and very often do not confront the reader with the question of his or her own gender identity.

19 See above, footnote 18.

»the illusions on which our perception is based« by opening up »an unexpected view of the object« (as well as of the reading subject; see Marcel Proust; Horlacher 2002). By thus drawing »attention to the illusory nature of conventional modes of perception« (Iser 1966, 367),²⁰ literary texts generate acts of the imagination which involve ideation (*Vorstellung*) instead of perception (*Wahrnehmung*).

The fact that Fluck conceptualizes the act of reading as an act of imagining stresses the potential of the fictional text »to articulate something that is still unformulated« (Fluck 2002, 257) and to give »a determinate shape to imaginary elements, ranging from fantasy to affective dimensions, by linking these elements with a semblance of the real« (Fluck 2002, 261). The aesthetic experience can thereby be understood as »a state ›in-between‹ in which, as a result of the doubling structure of fictionality, we are . . . ›both ourselves and someone else at the same time‹« (Fluck 2002, 263). This ties in with Ottmar Ette's notion of »knowledge *about* and *for* living *different* lives« referred to above, that is a »knowledge for living« that can »be understood as an *imagined* form of living and as a process of imagining life (and lives), in which self-referentiality and self-reflexivity are critically important« (Ette 2010, 986).²¹ Thus, as Brook Thomas contends, »[e]nabled by acts of fictionalization to move constantly between the imaginary and the real, readers . . . perpetually ›stage‹ themselves« (Thomas 2008, 626), fashion new identities, imagine new worlds and create other, more expressive versions of themselves and of their masculinity; versions of themselves which are not simple cases of self-aggrandizements »through wish-fulfilment but an extension of [their] . . . own interiority over a whole (made-up) world;« (Fluck 2002, 263-264) and this made-up world belongs to literature, is the product of language and consists of narrative:

»Little attention has been paid to the sheer fact of literary language, its particular power to turn convention aside, to reform the act of attention, to ground and limit the very formulation that is prior to any discussion at all, philosophical or practical. Languages are our tools of thought, the essential precursors of practice. If . . . languages are above all systems, then literary texts are the most highly achieved specifications of those systems.« (Ermarth 2000, 406)

20 It is important to keep Iser's emphasis on reflexivity in mind: »Reflexivity is crucial, because only this can elevate the defamiliarization of convention beyond the level of a mere routine of making things new, so that defamiliarization will lead not only to new perceptions but also to increased self-awareness.« (Quoted in and translated by Fluck 2002, 256)

21 In this context, Ette rightly speaks of the »specific efficacy of literature . . . , which, as knowledge about life and knowledge in life, also offers knowledge for survival, spanning from the death cell and the concentration camp in fascist Europe to various forms of migratory knowledge and to a politically and philosophically reflected experiential knowledge about living in multicultural societies at the turn of the 21st century.« (Ette 2004, 13)

5. Towards an Intersectional and Relational Definition of Masculinity

Literature does not only possess a kind of knowledge about masculinity that is relevant for a better understanding of its construction or specific configuration, functioning, and supposed defects, but also features a co-constructive potential which enables readers to critically question and re-construct their own masculinity. By creating a fictional account of a diffuse imaginary without direct reference to extra-textual reality, literature can be regarded as a particularly effective medium for the creation of alternative masculinities beyond what is deemed acceptable within a specific culture. Given the millions and millions of narratives of masculinity we find in literary works and which—as a result of the doubling structure of fictionality—we actively co-construct and thus experience, we can argue that it is indeed the artistic use of language, that is to say the pushing of »the limits of systemic potential without ever exhausting it,« that opens up new possibilities for unique and unrepeatable »poetries« of life and that, by making readers reconfigure their self-narrative(s),²² »contributes so directly to social health« (Ermarth 2000, 411).

From D.H. Lawrence to Oscar Wilde, Geoffrey Eugenides and Shyam Selvadurai, from William Shakespeare to Thomas Mann, Franz Kafka and Manuel Puig, and from Marcel Proust to Virginia Woolf and Jacky Kay, to give but a few random examples, it is in literature that we find new, different and more innovative, less traditional modes and models for the (co-)construction of masculinity; narrative modes and models which »speak through us,« interact with us, shape us, which—in partial analogy to Barthes's *scripteur* and Lévi-Strauss' *bricoleur*—can be combined in ever new and different configurations, are self-reflexive and can even be experienced as otherness. Literature does not only fulfil a diagnostic and self-reflexive analytical but also a performative function, allowing for a variety of new masculine gender identities that become available through their very conception in art²³ and that can actively change reality since »inhabiting a language means inhabiting a reality, and that so-called »reality« . . . changes with the language« (Ermarth 2000, 410).

If narrative, literature, (gender) identity and masculinity are as intimately linked as has been suggested above, masculinity can probably best be conceived of as a historically contingent, variable narrative structure that is striving for coherence and characterized by fluidity and instability, by a precarious emplotment and a

22 If we understand the interaction between reader and text as an »imaginary transfer,« reading »may be described as a dialogue between two narratives: the narrative of the text and the narrative of the reader. Its result is a subject position of non-identity. . . . The other and the self interact to extend, and potentially reconfigure, the self-narrative« (Fluck 2013, 60–61).

23 For the performative function see Stein 2004; see also Horlacher 2011.

constant negotiation of change and mutability. The masculinists' postulation of a ›true‹ or ›stable‹ masculinity (based in biology) would then be nothing but a regulatory fiction; an illusion, a simplifying Lacanian misrecognition meant to conceal the dazzling plurality but also insecurity, mobility and fragility inherent in masculinity; ›a prosthetic reality...that willy-nilly supplements and suspends a ›lack-in-being‹« (Bhabha 1995, 57). With reference to Homi Bhabha and Jacques Derrida, masculinity could then be understood ›as an unending, ultimately un-definable phenomenon, composed not so much of social constructs per se but of an unending series of questions« (Reeser 2015, 34; see also Bhabha 1995, 58); questions surrounding a lack-in-being so profound that in a quasi-permanent act of disavowal we tend to produce our imaginary versions of stable and strong masculinities with which to identify in order to finally trade in our uncertainty and precariousness, our fundamental ›questionability,‹ for alienation and reification.

This, of course, brings back the aspect of comparison since in order to be a useful scientific category, and also a functioning identity category, some kind of definition of masculinity is necessary; a definition which is less based on its proliferating forms and manifestations (which, of course, should not be negated) but on their commonalities, shared features and structural similarities. In addition to what has just been stated about the narrative structure of masculinity and its ›quest‹ for coherence, research should therefore also focus on the persistent characteristics that cross these multiple, proliferating masculinities and try to identify common denominators that would allow us to define or categorize something as masculine. Masculinity could then be conceived of as the (temporary) overlap, intersection or configuration of attributes, forms of behavior and praxes which are considered ›masculine‹ at a certain point in time, in a given cultural context and at a specific geographical location; as an intersectional configuration which may differ according to age, ethnicity, health, religion, social stratum etc. and which—as Bhabha and Lacan would contend—is characterized by absence and lack at its center. Masculine gender identity, just as masculinity, could then be seen as a potentially unstable, contradictory and evolving cultural product dependent on language, that is to say on the narrative, creative and rhetorical operations which we find in literature. Thus, the literary text becomes an exemplificatory space of interdiscursivity and intersectionality as well as a privileged epistemological medium where this rhetorical writing of masculinity is rendered readable and—in the very act of reading—creatively re-writable by the reader. Or, as with Michel Foucault: ›From the idea that the self is not given to us, I think that there is only one practical consequence: we have to create ourselves as a work of art« (Foucault 1983, 237).

* A slightly different version of this article has previously been published in *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (IASL) 43/2 (2018): 327-347.

Bibliography

- Adams, Rachel: »Masculinity without Men: Review of Judith Halberstam, *Female Masculinity*,« in: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Culture* 6.3 (2000), 467-478.
- Badinter, Elisabeth: *XY. Die Identität des Mannes*, München/Zürich: Piper 1993.
- Barthes, Roland/Howard, Richard: »Lecture in Inauguration of the Chair of Literary Semiology, Collège de France, January 7, 1977,« in: *October* 8 (1979), 3-16.
- Bhabha, Homi: »Are You a Man or a Mouse?,« in: Maurice Berger/Brian Wallis/Simon Watson (ed.): *Constructing Masculinity*, New York: Routledge 1995, 57-68.
- Butler, Judith: *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of Sex*, New York: Routledge 1993.
- Chodorow, Nancy: »Gender as a personal and cultural construction,« in: *Signs: Journal of Women and Society* 20 (31) (1995), 516-544.
- Combrink, Claudia: »Körper, männlicher/weiblicher,« in: Renate Kroll (ed.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2002, 213-214.
- Culler, Jonathan: *Literary Theory: A Very Short Introduction*, Oxford: Oxford UP 1997.
- Erhart, Walter: »Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit« interdisziplinär. Ein Forschungsbericht,« in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30.2 (2005), 156-232.
- Ermarth, Elizabeth Deeds: »Beyond »The Subject:« Individuality in the Discursive Condition,« in: *New Literary History* 31.3 (2000), 405-419.
- Ette, Ottmar: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2004.
- Ette, Ottmar: »Literature as Knowledge for Living, Literary Studies as Science for Living,« ed., trans. and with an intro. by Vera M. Kutzinski, in: *PMLA* 125.4 (2010), 977-993.
- Ezzy, Douglas: »Theorizing Narrative Identity: Symbolic Interactionism and Hermeneutics,« in: *The Sociological Quarterly* 39. 2 (1998), 239-252.
- Felski, Rita: *Uses of Literature*, Malden/Oxford: Wiley-Blackwell 2008.
- Fluck, Winfried: »Reading for Recognition,« in: *New Literary History* 44.1 (2013), 45-67.
- Fluck, Winfried: »The Role of the Reader and the Changing Functions of Literature: Reception Aesthetics, Literary Anthropology, *Funktionsgeschichte*,« in: *European Journal of English Studies* 5.3 (2002), 253-271.
- Foucault, Michel: »On the Genealogy of Ethics: An Overview of Work in Progress,« in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow (ed.): *Michel Foucault. Beyond Structuralism and Hermeneutics*, Chicago: University of Chicago Press² 1983, 229-252.
- Gillis, John R.: »Memory and Identity: The History of a Relationship,« in: John R. Gillis (ed.): *Commemorations: The Politics of National Identity*, Princeton: Princeton UP 1994, 3-24.

- Halberstam, Judith: *Female Masculinity*, Durham: Duke UP 1998.
- Hamacher, Werner: »Unlesbarkeit,« in: Paul de Man: *Allegorien des Lesens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1988, 7-26.
- Horlacher, Stefan/Floyd, Kevin (ed.): *Contemporary Masculinities in the UK and the US: Between Bodies and Systems*, New York: Palgrave Macmillan 2017.
- Horlacher, Stefan/Jansen, Bettina/Schwanebeck, Wieland (Ed.): *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart/Weimar: Metzler Verlag 2016.
- Horlacher, Stefan/Floyd, Kevin (ed.): *Post World War II Masculinities in British and American Literature and Culture: Towards Comparative Masculinity Studies*, Farnham: Ashgate 2013.
- Horlacher, Stefan: »Charting the Field of Masculinity Studies; or, Towards a Literary History of Masculinities,« in: Stefan Horlacher (ed.): *Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present*, New York: Palgrave Macmillan 2011, 3-18.
- Horlacher, Stefan: »Masculinity Studies: Contemporary Approaches and Alternative Perspectives,« in: Greta Olson/Mirjam Horn-Schott/Daniel Hartley/Leonie Schmidt (ed.): *Beyond Gender: An Advanced Introduction to Futures of Feminist and Sexuality Studies*, Abingdon/Oxen: Routledge 2018, 52-78.
- Horlacher, Stefan: »Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität. Ein Forschungsüberblick mit exemplarischer Vertiefung,« in: Stefan Horlacher (ed.): »Wann ist die Frau eine Frau?« – »Wann ist der Mann ein Mann?« *Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 195-238.
- Horlacher, Stefan: »Writing as Reading the Unreadable: A Reconsideration of the Medial Construction of Marcel Proust's *A la Recherche du Temps Perdu*,« in: *Paragraph. A Journal of Modern Critical Theory* 25.1 (2002), 4-31.
- Horlacher, Stefan/Erhart, Walter: »Editorial,« in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 43.2 (2018), 312-326.
- Horlacher, Stefan/Floyd, Kevin: »Contemporary Masculinities in the UK and the US: Between Bodies and Systems,« in: Stefan Horlacher/Kevin Floyd (ed.): *Contemporary Masculinities* (2017), 1-18.
- Iser, Wolfgang: »Image und Montage. Zur Bildkonzeption in der imagistischen Lyrik und in T.S. Eliots *Waste Land*,« in: Wolfgang Iser (ed.): *Immanente Ästhetik, Ästhetische Reflexion: Lyrik als Paradigma der Moderne*, München: Fink 1966, 361-393.
- Jameson, Fredric: *The Prison-House of Language: A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism*, Princeton: Princeton University Press 1972.
- Kimminich, Eva: »Macht und Entmachtung der Zeichen. Einführende Betrachtungen über Individuum, Gesellschaft und Kultur,« in: Eva Kimminich (ed.): *Kulturelle Identität: Konstruktionen und Krisen*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 2003, vii-xlii.

- Koschorke, Albrecht: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag 2012.
- Lacan, Jacques: »Function and Field of Speech and Language,« in: *Écrits: A Selection*. Translated by Alan Sheridan, New York: Norton 1977, 30-113.
- Matus, Jill L: *Unstable Bodies. Victorian Representations of Sexuality and Maternity*, Manchester: Manchester UP 1995.
- Miller, J. Hillis: »Narrative,« in: Frank Lentricchia/Thomas McLaughlin (ed.): *Critical Terms for Literary Study*, Chicago/London: The University of Chicago Press 1995, 66-79.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*, 2. Auflage, Wien: Springer Verlag 2008.
- Murphy, Peter F.: »Introduction: Literature and Masculinity,« in: Peter F. Murphy (ed.): *Fictions of Masculinity: Crossing Cultures, Crossing Sexualities*, New York: New York University Press 1994, 1-17.
- Prince, Gerald: *Dictionary of Narratology*, Lincoln: University of Nebraska Press 2003.
- Reeser, Todd W.: »Concepts of Masculinity and Masculinity Studies,« in: Stefan Horlacher (ed.): *Configuring Masculinities*, Amsterdam/New York: Brill/Rodopi 2015, 11-38.
- Rusch, Gebhard: *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1987.
- Rutherford, Jonathan: *Men's Silences. Predicaments in Masculinity*, London/New York: Routledge 1992.
- Schmidt, Siegfried J.: »Gedächtnis, Erzählen, Identität,« in: Aleida Assmann/Dietrich Harth (ed.): *Mnemosyne: Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag 1993, 378-397.
- Somers, Margaret: »The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach,« in: *Theory and Society* 23.5 (1994), 605-649.
- Stein, Mark: *Black British Literature: Novels of Transformation*, Columbus: Ohio State UP 2004.
- Steiner, Uwe C.: »Können die Kulturwissenschaften eine neue moralische Funktion beanspruchen? Eine Bestandsaufnahme,« in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 71.1 (1997), 5-38.
- Tholen, Toni: »Krise der Männlichkeit – Zur Konzeptualisierung eines häufig verwendeten Topos,« in: *allmende. Zeitschrift für Literatur* 34 (2014), 11-14.
- Thomas, Brook: »The Fictive and the Imaginary: Charting Literary Anthropology, or, What's Literature Have to Do with It?,« in: *American Literary History* 20.3 (2008), 622-663.
- Wolfreys, Julian: *Critical Keywords in Literary and Cultural Theory*, Basingstoke/New York: Palgrave Macmillan 2004.

Yekani, Elahe Haschemi: *The Privilege of Crisis: Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2011.

The Male Dancer

Grenzen übertanzen oder der ewige Kampf der Körper mit dem Binären

Janine Schulze-Fellmann

1. Einleitung: Grenzen entgrenzen – »Can we dream, when we dance?«¹

Die Grenzen, von denen in meinem Titel die Rede ist, müssen in einem Band wie diesem wohl kaum erläutert werden. Gemeint sind selbstverständlich jene, die mit einer jeden geschlechtsspezifischen Zuschreibung einhergehen. Erläuterung benötigt vielleicht eher der Untertitel: Wenn ich hier Körper schreibe, so meine ich damit sowohl die tanzend agierenden auf einer Bühne als auch die der passiv wahrnehmenden, denn die Wechselwirkungen zwischen tanzenden und betrachtenden Körpern dürfen nicht unterschätzt werden. Sehen wir bewegte Körper, so vollzieht unser Gehirn deren Bewegungen nach und überträgt deren Wirkung auf den gesamten eigenen Körper (aktiv sind hier die sog. Spiegelneuronen²). Dass es zudem unsere Wahrnehmung ist, die das Bild der tanzenden Körper erst im Kopf entstehen lässt und somit diese im und durch das Sehen konstruiert, wird an einer späteren Stelle noch einmal Thema sein.

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der Frage nach den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines weitestgehend gender-fluiden Bühnentanzes und – damit verbunden – seiner gender-fluiden Wahrnehmung. Ich wähle hier bewusst den Begriff des Gender-Fluiden und nicht des Non-Binären, denn im Begriff des Non-Binären dominiert das Binäre erneut die Sprache und damit auch unsere Wahrnehmung

1 Iván Pérez in *Iván Pérez – The Male Dancer. Une invitation au rêve*, einem Werbefilm der Opéra National de Paris 2018, siehe <https://vimeo.com/269608974>

2 »[...] Die Gehirnforschung macht inzwischen die sogenannten »Spiegelneurone« dafür verantwortlich, dass wir eine Beziehung zwischen den eigenen Bewegungen und den wahrgenommenen Bewegungen herstellen und die Bedeutung wahrgenommener Bewegung erkennen können. Das neurobiologische Programm – so die Konsequenz aus der Entdeckung der Spiegelneurone – ist für eine Handlung und ihre Beobachtung dasselbe« (Brinkmann 2012, 80).

(und damit jene Struktur, jene Matrix oder jenes Ordnungssystem, welche ja gerade überwunden werden sollen); das Binäre bleibt also auch im Begriff des Non-Binären als normative Vergleichsgröße bestehen (vgl. Warwood 2017, 3). Gesucht wird somit nach Entgrenzungen hinsichtlich geschlechtlicher Markierungen und Lesarten, nach den berühmten Ausnahmen, die hier aber nicht die Regel bestätigen, sondern in Frage gestellt werden sollen. Von Ausnahmen muss hier die Rede sein, weil keine andere Kunstform nach wie vor so sehr *gendered*³ ist wie der Tanz in all seinen Erscheinungsformen – allen voran aber das Ballett. Dazu weisen die Tanzentwicklungen spätestens seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts eine eindeutige Feminisierung auf, die mit einer deutlichen Sexualisierung tanzender (Frauen-)Körper und einer damit verbundenen Deklassierung tanzender Männer einherging. Männer, die sich der Tanzkunst verschreiben, werden bis heute häufig als effeminiert und/oder homosexuell gelesen. Diese Engführung von Ballett und (männlicher) Homosexualität prägt bis heute die öffentliche Wahrnehmung. Diese aber durchaus auch existierende Beziehung wurde bis in die 1990er Jahre in der Tanzwelt und somit auch in der Tanzwissenschaft größtenteils verworfen, unterdrückt oder ignoriert.⁴ Insgesamt ist es mehr als erstaunlich, dass gerade in

-
- 3 Sowohl die Tanzausbildungen, die tradierte Bewegungssprache als auch die Tanzwahrnehmung eines Publikums des 21. Jahrhunderts ist immer noch durch jahrhundertealte Stereotype geprägt, allen voran im Klassischen Ballett. Obwohl in seinem Entstehen wichtiger Bestandteil einer macht-repräsentativen höfischen Kultur und anfänglich allein von Männern öffentlich aufgeführt, hat sich das Ballettbild des Romantischen Balletts des 19. Jahrhunderts durchgesetzt, welches die Ballerina als Objekt eines bürgerlich-männlichen Begehrens in den Mittelpunkt rückte. Fortan war das Ballett eine Kunst, die von Frauen ausgeführt – in den seltensten Fällen aber von Frauen gestaltet – wurde. Aber auch alle anderen Tanztechniken, die sich im Laufe des folgenden Jahrhunderts zu entwickeln begannen, können sich bis heute selten ganz von einer femininen Konnotation befreien. Einzige Ausnahme sind hier noch immer einzelne folkloristische Tanztraditionen (siehe dazu zum Beispiel aktuell den 2019 in die Kinos gekommenen Film *And then we danced*, in dem Regisseur Levan Aki die Geschichte eines jungen Tänzers des Georgischen Nationalensembles und dessen Konflikte mit den hier propagierten Bildern von Männlichkeit erzählt) sowie Tanztechniken wie Hip-Hop oder Breakdance. Tanzen in (fast) all seinen Formen wird somit seit dem 19. Jahrhunderts als eine Gefahr für eine dominante hegemoniale bis toxische Männlichkeit angesehen. Damit ist diese Körper-Kunst aber auch gleichzeitig dafür prädestiniert, sich in regelmäßigen, historischen Wellenbewegungen widerständig zu zeigen (vgl. Adair 1992, 92-103 und Garafola 1997).
- 4 Hier liegt eine der Ambivalenzen des Klassischen Balletts. Auf der einen Seite reproduziert es in großen Teilen bis heute binäre Stereotype – und bedient damit ein immer noch sehr bürgerliches Staats- und Stadttheaterpublikum – auf der anderen Seite bietet es, besonders zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Raum für kreative, queere Künstler:innen, ihre innovativen Ideen und ihr Publikum. Das Ballett ermöglicht es ihnen sichtbar zu werden, wenn auch nicht selten hinter einer Inszenierung versteckter Codes und diskreter Anspielungen im Mantel eines heteronormativen Mainstreams. In diesem Kontext sei unter anderem auf die

der Tanzwissenschaft, die den Körper, seine Bewegung sowie seine vielfältigen Inszenierungen zum Forschungsgegenstand erklärt, die Themenbereiche der Gender Studies nach wie vor unterrepräsentiert sind. Im deutschsprachigen Forschungsbereich sind Untersuchungen hierzu immer noch selten und das Einbeziehen von Fragen nach Geschlecht und Differenz noch keineswegs selbstverständlich.⁵

Tanzen als kulturelle Praxis weist sich bis heute auf vielen Ebenen durch feste binäre Regeln aus: die Schulen, die Techniken, das Training, die Choreografien, seine Ausstattung (Kostüme und Bühnenbild), seine musikalische Begleitung und auch seine Geschichtsschreibung. Diese Institutionen und Arbeitsbereiche stehen in direkter Wechselwirkung mit übergeordneten Körperdiskursen eines jeweiligen Zeit- und Kulturkontextes und dessen spezifischen gesellschaftlichen Normierungen. Auffällig ist eine erstaunliche Stabilität, um nicht zu sagen Hartnäckigkeit im Hinblick auf alle hierarchischen Differenzierungskategorien, egal ob *gender*, *race* oder *class*. Dennoch finden sich in den letzten 20 bis 30 Jahren, und dies mit zunehmender Tendenz, verschiedenste Versuche innerhalb unterschiedlichster Tanzstile, diese Differenzen auf den Ebenen von Besetzungspraktiken, Choreografie oder im Rahmen der Ausstattung aufzuweichen, zu unterwandern oder auch zu überschreiten. Dies allerdings eher in Bereichen des zeitgenössischen bis experimentellen Tanzes und somit im Off-Theater. Mit diesem Aufsatz will ich den Blick dennoch bewusst auf den Bereich der bürgerlich bis konservativ ausgerichteten Hochkultur lenken; und damit auf das zeitgenössische Ballett. Vom Show- und Musicultanz einmal abgesehen, hat keine andere Bühnentanzkunst ein so großes Publikum und erreicht über dessen Wahrnehmung eine solche Verbreitung seiner inhärenten Geschlechterdiskurse wie das Ballett.

Wenn ich mich im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes nun auf die Suche nach widerständigen bis egalisierenden Momenten im Ballett mache, dann tue ich dies

Arbeiten der berühmten *Ballets Russes* (1909-1929) verwiesen. Die Arbeiten sind auf vielen Ebenen durch queere Künstlerpersönlichkeiten geprägt. Von einem ihrer wichtigsten Tänzer und Choreografen, Waslaw Nijinsky, wird in dem Text noch die Rede sein (vgl. Stoneley 2007, 2).

- 5 Als ich 1998 meine Dissertation veröffentlichte, ging ich davon aus, dass bald viele ähnlich gelagerte Publikationen folgen würden und Gender zu einer selbstverständlichen und integrierten Analysekategorie in Theater- und Tanzwissenschaft werden würde (vgl. Schulze 1999). Dies ist in beiden Forschungszweigen bis heute nicht der Fall. Ende der 1990er Jahre gab es zwar eine Phase, in der sich eine Reihe von Kolleg:innen einen Forschungsschwerpunkt Gender Studies in die Biografie schrieben, ein solcher sich aber nie wirklich in ihren Arbeiten abzeichnete. Inzwischen sind die Gender Studies nicht selten wieder aus eben diesen Lebensläufen getilgt. Schlimmer noch, auch versierte Forscher:innen auf dem Gebiet der Gender Studies haben in den letzten Jahren – aufgrund eines zunehmenden politischen und hochschulpolitischen Drucks – auf ein Ausweisen ihrer Kompetenzen (zum Beispiel bei Bewerbungen) verzichtet.

auf der Grundlage meiner persönlichen, spezifisch trainierten Körper- und Tanzwahrnehmung. Es ist die Wahrnehmung einer weißen, deutschen, heterosexuellen, seit mehr als 30 Jahren durch die Gender Studies geprägten Tanz- und Theaterwissenschaftlerin, die sich seit mehr als 40 Jahren praktisch und theoretisch, lernend und lehrend, choreografierend, tanzend wie auch analysierend mit dem Bühnentanz und seinen vielfältigen Geschichten auseinandersetzt. Wonach ich in diesem Aufsatz konkret suche, sind choreografische und inszenatorische Irritationen im Kontext von Geschlecht und Differenz: Kurze Momente, die die Kategorien von entweder weiblich oder männlich verschwimmen lassen, die durch die tanzenden Körper, ihre Kostümierung und nicht zuletzt durch die Bewegungen selbst einer Entgrenzung und einer Diversifizierung von Gender zuarbeiten. Geschlecht wird dabei als Effekt sowohl eines bewussten In-Szene-Setzens als auch der eigenen Wahrnehmung verstanden. Beide Perspektiven sind sowohl gesellschaftlich als auch künstlerisch (tanzhistorisch) durch tradierte Konzepte von Gender geprägt.

2. Crossing gender – crossing binarity

Entgrenzungen können wir nur wahrnehmen, wenn uns die Grenzen bewusst sind. Irritationen werden nur dann erfahrbar, wenn erwartete Normen gebrochen werden; wenn wir also Wiederholungen entgegensehen und Verschiebungen gezeigt bekommen.

Die Suche nach gender-fluiden Momenten im aktuellen Bühnentanz lässt in den letzten Jahren vor allem auf Inszenierungen stoßen, die sich des Einsatzes eines mehr oder weniger offensichtlichen Gender-Crossings⁶ bedienen. Im Theaterbereich scheint der Begriff des *crosscasting*⁷ am passendsten, weil hier auf die Beset-

6 Einschlägige Beispiele liefert der regelrechte Boom von Tanzstücken, die sich seit ca. 2008 zunehmend mit dem Tanzerbe befassen: Choreografen setzen sich hier vielfach mit Choreografien auseinander, die ursprünglich von Frauen für Frauen entstanden, und umgekehrt rekonstruieren Choreografinnen Tanzstücke oder übernehmen Tanzstile, die gemeinhin mit Männern besetzt waren. Ein kreatives, in die Zukunft orientiertes Potential zeichnet viele dieser Stücke aus. Egal, ob Martin Nachbar in seinem Stück *Urheben-Aufheben* (2008) versucht, seinen Körper mit Technik und Ausdruck einer Dore Hoyer vertraut zu machen, Fabian Barba in *A Mary Wigman Evening* (2009) an die Ränder der Travestie geht, um seine eigene in Ecuador wurzelnde Tanzvergangenheit körperlich, dabei Wigman geradezu imitierend, nachzuvollziehen, Britta Wirthmüller in ihrem Tanzabend *Jean Weidt – Physical Encounters* (2013) Weidts Körperästhetik mit Hilfe von drei Frauenkörpern zu verstehen sucht oder ob eben Jochen Roller für sein *The Source Code* (2014) in Australien Gertrud Bodenwiesers Spuren folgt und die Grenzen zwischen seiner eigenen Bewegungsbiografie und der der Bodenwieser-Tänzerinnen zu überschreiten sucht.

7 Im englischsprachigen Forschungskontext – zum Beispiel in Arbeiten über das Elisabethanische Theater oder die Tradition der Boyactors und innerhalb der Shakespeareforschung –

zungspraxis (*casting*) und somit auf die bewusste Zuteilung einer Rolle im Kontext eines Regiekonzeptes verwiesen wird. Bezeichnet wird damit traditionell eine Rollenverteilung, die das Geschlecht der spielenden Person als nicht deckungsgleich mit dem der darzustellenden Figur oder Rolle zeigt. Ausgangspunkt ist also erst einmal eine binäre Geschlechterdifferenz, die Frauen Männer oder Männer Frauen spielen lässt. Nicht selten finden sich in den Darstellungsformen und Inszenierungen, die die Geschlechter überkreuz besetzen, vorrangig Stereotypisierungen, die, sei es mit dem Ziel einer schrillen bis komischen Überzeichnung oder einer möglichst perfekten Imitation, binäre Geschlechterdifferenzen wiederholen und ihre Abgrenzungen zueinander eher verstärken und festschreiben, als sie in Frage zu stellen. Auch wenn jegliche Formen eines Geschlechtertauschs, wie Judith Butler dies bereits 1991 in ihren Ausführungen zur Travestie⁸ innerhalb ihres Buches *Das Unbehagen der Geschlechter* ausführte, Gender per se als konstruiert entlarvt, so bleiben doch ab und an auch Zweifel an einer tatsächlichen Wirkmacht eines solchen Crossings.

Im Folgenden werde ich meine Aufmerksamkeit nicht auf die Tauschmomente zwischen zwei möglichen Geschlechtern, sondern, den Begriff des Crossings wörtlich nehmend, auf das Bild des Überkreuzens lenken: So wie im Kreuzungspunkt aus zwei Wegen vier Richtungsmöglichkeiten werden, behaupte ich, dass in einem inszenierten Crosscasting Geschlechterbinarität sich im besten Fall in eine Geschlechterdiversität wandeln kann. Damit fokussiere ich mich auf diese kurzen, im Tanz immer noch selten gelingenden Momente, in denen eine Auflösung der Genderordnung sich bahnbricht und bisher passgenaue Kategorien das zu bezeichnende Objekt verfehlen. Im Fokus sollen die Augenblicke des verwirrenden Changierens zwischen den Geschlechtergrenzen stehen. Jene irritierenden Blitzlichter, in denen eine klare geschlechtliche Zuordnung nicht mehr möglich bzw. nötig erscheint. Wahrnehmungsmomente, in denen unsere Sprache angesichts dessen, was wir sehen und erleben, versagt, weil auch deren binäre Grammatik das Ereignis maximal streift, aber die momentane Pluralisierung von Gender nicht angemessen zu übersetzen weiß. Und so wird mein Schreiben einem Mäandern gleichen, welches darum bemüht ist, die empfundenen entgrenzenden Augenblicke im Lesen nachvollziehbar werden zu lassen. Versuchsobjekt und Auslöser ist hierfür

findet sich häufiger der Begriff des *crossdressing*. Im Französischen – zum Beispiel in Kontext des Romantischen Balletts des 19. Jahrhunderts – spricht man vom *en travestie*.

8 »Indem die Travestie die Geschlechtsidentität imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher – wie auch ihre Kontingenz« (Butler 1991, 202).

das 28-minütige Stück *The Male Dancer* des spanischen Choreografen Iván Pérez⁹, welches dieser 2018 für zehn Tänzer des Balletts der Pariser Oper entwickelte.¹⁰

Ich spreche von einem Auslöser deshalb, weil das Stück mich im wahrsten Sinne des Wortes bewegt hat und mein Denken im Gender-Kontext wachhält. Das Stück spiegelt meine eigene wissenschaftliche Biografie wider, es verweist auf konkrete tanz- und genderhistorische Meilensteine meiner theoretischen Auseinandersetzungen, die hier wieder auf die Körper zurück übertragen werden und die damit mein Dagegenansprechen, was die Grenzziehung zwischen den Geschlechtern im Tanz betrifft, in ein Dagegenantzen verwandeln. Dieser Aufsatz vereint zwei unterschiedliche Schreibstile, die ich durch verschiedene Schrifttypen voneinander absetze: Passagen, in denen ich Szenen aus meiner Wahrnehmung heraus beschreibe und dazu frei assoziiere, sind kursiv gegen eher analytische bis faktische Textteile abgesetzt.

The Male Dancer ist ein Stück, das sich mit der ambivalenten Geschichte tanzender/getanzter Männlichkeit(en) auseinandersetzt. Und dies an einem Ort und in einem Opernhaus, welche sich beide bis heute in einer jahrhundertealten Tradition und als Keimzellen der Entwicklung der Ballettkunst sehen.¹¹ Ebenso traditionell sind bis heute das Erscheinungsbild des Klassischen Balletts und seiner Inhalte. Die Grenzen zwischen den binär gedachten Geschlechtern sind klar gezogen und People of Color sind eigentlich nicht vorgesehen und somit kaum existent. Die Klassiker des 19. Jahrhunderts werden in Endlosschleifen wiederholt und mit ihnen die anachronistischen Geschlechterbilder ihrer Zeit. Für die Tanzenden heißt traditionell auch, dass Bewegungssprachen und Tanztechniken dominieren, die – zugegebenermaßen hier sehr verkürzt dargestellt – Männlichkeit durch ein raumgreifendes, sprunggewaltiges und kraftzentriertes (siehe die akrobatischen Hebungen von Frauen) athletisches Tanzen definiert, während Weiblichkeit durch

9 Iván Pérez, geboren 1983, ist seit 2018 Künstlerischer Leiter des Dance Theatre Heidelberg (DTH). Seine Karriere begann er als Tänzer, unter anderem für das Netherlands Dans Theater (NDT). 2011 debütierte er als Choreograf und arbeitet seitdem freischaffend. Er choreografierte unter anderem für Kompanien wie Balletboyz, Ballet Moscow, Compañía Nacional de Danza oder das Leipziger Ballett.

10 *The Male Dancer* ist der dritte Teil eines vierteiligen Tanzabends mit dem Titel *Tierrée, Shechter, Pérez, Pite*, der am 19. Mai 2018 Premiere an der Opéra National de Paris hatte. Meine Beobachtungen stützen sich auf einen Videomitschnitt, den der Fernsehsender ARTE 2019 für eine Zeit lang in seiner Mediathek zur Verfügung stellte.

11 Frankreich gilt seit dem 16. Jahrhundert als das Land des Balletts. 1661 gründete Ludwig der XIV. in Paris die Academie royale de danse und ließ hier die bisher praktizierten Techniken in Regelwerke überführen und dominierte so für eine lange Zeit die Ballettkonventionen in aller Welt. Vieles davon hat bis heute seine Gültigkeit in der Ballettausbildung und -ausführung behalten.

Schwerelosigkeit, Eleganz und Zierlichkeit (auch im Hinblick auf die Raumeinnahme) markiert wird (Rubidge 1990, 85f.)

Crosscasting im üblichen Sinne findet in *The Male Dancer* auf den ersten Blick nicht statt; Rollen, die es zu tauschen gäbe, sind in dem handlungslosen Stück nicht vorhanden. Erst in der genauen Betrachtung wird in dem Geflecht aus Bewegungszitaten und -qualitäten, körperlichen Interaktionen und Kostümierungen ein Gender-Crossing deutlich, dass den wahrnehmenden Blick durchqueert¹² und ihn für eine Vielfalt in den ›Kreuzungspunkten‹ öffnet. Obwohl der Titel eine binär geschlechtliche Zuordnung vornimmt, trifft das Sehen in *The Male Dancer* auf Körper, die im wahrsten Sinne des Wortes schillern, die zu changieren und schließlich fluide zu werden scheinen. Dieser Aufsatz ist der Versuch, diesen getanzten Entgrenzungen sprachlich nahezukommen; eine Übersetzung zu liefern, die nachvollziehbar werden lässt, wie es Pérez und den Tänzern gelingt, Bewegungstereotype tanzend zu überschreiben und für Augenblicke Öffnungen denkbar werden zu lassen. Öffnungen sowohl in Bezug auf Genderstereotype im Bühnentanz als auch innerhalb der Gesellschaft und ihrer Körper- und Bewegungswahrnehmung.

3. Tanzgeschichte re-creieren¹³ und Geschlechterbilder verunklaren

Wenn der Blick auf die Bühne sich durch das Hochfahren einer schlichten, farblosen Opera-folie öffnet, ist zunächst nur (aus der Publikumperspektive rechts) eine schwarze Gruppe beieinanderstehender Körper zu sehen. Der Bühnenraum (Bühnenbild: Tanja Rühl) wird von einer freistehenden Traversen-Konstruktion dominiert, die mit fast portalhohen, hellgrauen Projektionsfolien bespannt ist, die eine Art Box bilden, die nach hinten und zu beiden Seiten abgeschlossen, nach vorne und oben aber offen ist. Gleichzeitig setzt die Musik ein, die das Stück bis zum Ende begleiten wird: Arvo Pärts Stabat Mater, 1985 komponiert, aber erst 2008 in Wien uraufgeführt. Ruhig, fast meditativ, gekennzeichnet durch viele Wiederholungen, in denen sich sukzessive Verschiebungen und Dynamisierungen innerhalb der Komposition bemerken lassen, fließt die Musik dahin. Einem Soundteppich gleicht sie, der die Bewegungen unaufgeregt begleitet, ihre Wahrnehmung aber massiv beeinflusst. Pärts Musik, die

12 Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass ich mir sehr bewusst darüber bin, dass queer nicht gleich queer ist. Was in der Rahmung des ausgewählten Stückes, dem Ballettkontext, der weißen-westlichen Kultur als queer von mir gelesen wird, findet seine Entsprechungen oder Übertragungsmöglichkeiten nicht unbedingt auf andere Tanz- oder Kulturformen (vgl. Campbell/Farrier 2016, 1-26).

13 Die Begriffe *re-creieren* und *Re-Creation* stammen von dem Choreografen Jochen Roller, der diese im Hinblick auf seine Rekonstruktionsarbeiten zu Leben und Werk der österreichischen Ausdruckstänzerin Gertrud Bodenwieser verwendet. Mehr als die üblicheren Verwendungen von rekonstruieren und Rekonstruktion betont der Begriff *Re-Creation* das kreative Moment in der Auseinandersetzung mit Tanzgeschichte.

sich häufig mit religiösen Themen auseinandersetzt, berührt unmittelbar. In seiner Stabat Mater dominieren harmonische bis berausende Momente, die sich direkt auf die Körperwahrnehmung übertragen, aber eben auch auf den eigenen wahrnehmenden Körper. Ebenso, wie die kaum merkbaren Verschiebungen innerhalb der musikalischen Struktur, so verläuft das Tanzen des gesamten Stückes in einem ruhigen, gleichmäßigen Fluss. Und ebenso wie in der Musik werden wir der Verschiebungen im Charakter der Bewegungen kaum gewahr. Die als schwarz wahrgenommene, schemenhafte Gruppe beginnt, ganz allmählich zu tanzen. Noch immer in einem schummrigen Licht, das alle Farben der Bühne herausgezogen zu haben scheint, lassen sich einzelne Bewegungen aus der Gruppe heraus ausmachen. Ein leichtes Wiegen beginnt die Tanzenden zu durchlaufen, einzelne Arme oder Beine beginnen sich heraus zu winden, einzelne Körper sich aus der Gruppe heraus zu isolieren. Isolierungen von Körperteilen, Schulterwellen und schlängelnde Bewegungen, die in auf- oder absteigenden Dynamiken durch den ganzen Körper laufen, charakterisieren die sich entwickelnde Choreografie. Die Arbeit mit Gegenspannungen zwischen einzelnen Körperteilen und -partien lässt die Körper in sich dekonstruiert und widersprüchlich erscheinen. Langsam formiert sich so eine in sich verwindende Linie, die sich von rechts sukzessive nach links ausdehnt. Hin und Her scheint es die Körper auf dieser Linie zu ziehen. Die Choreografie arbeitet mit der Körperschwere in Bodennähe. Nur selten erreicht ein Körper die mittlere Raumhöhe, wenn er sich zum Beispiel in einer Drehung für einen kurzen Moment auf halber Spitze nach oben windet. Parallel zur choreografierten Auflösung der Gruppe beginnt sich der Bühnenraum zu erhel- len. Die sich in ihrem Bewegungsausdruck vereinzeln Körper werden durch den Lichtwechsel nun auch in ihrer jeweils ganz individuellen Silhouette wahrnehmbar. Jeder Körper trägt ein anderes Kostüm, jede Kostümierung ist durch eine andere Farbe markiert und jeder der tanzenden Körper wird durch den jeweils individuellen Schnitt der Bekleidung in eine andere (Körper/Raum-)Form gebracht. Aus der anfänglichen farblosen Gruppe entwickelt sich das Bild bunter bis diverser Einzelsubjekte.

Iván Pérez' Ausgangspunkt für das Stück *The Male Dancer* ist das gleichnamige Buch des britischen Tanzwissenschaftlers Ramsey Burt, der damit 1995 erstmals Männlichkeitsrepräsentationen im Tanz vom 19. bis 20. Jahrhundert mit deren jeweiligen gesellschaftlichen, politischen und künstlerischen Kontexten zusammen dachte (vgl. Mahla 2018, 58–63). Inzwischen gilt das Buch als ein Standardwerk zur Geschichte der Männlichkeiten im Tanz.

Die zehn auf der Bühne agierenden Körper werden als Männer gelesen. Titel des Stückes und Darstellende scheinen erst einmal passgenau. Passgenau? Innerhalb welcher Bewertungskriterien? Innerhalb der europäischen Gesellschaftsgeschichte oder der Tanzgeschichte? Beide sind von binären Differenzierungsmodellen durchzogen, beide haben sich stets gegenseitig bedingt. Aber beide weisen auch eine ganze Menge von Ausnahmen und Bestrebungen auf, die die behauptete Eindeutigkeit der Ordnungssysteme in Frage stellen (und auch die Geschichtsschreibungen) und Korrekturen in Richtung einer Pluralisierung und Diversifizierung abnötigen.

*Die zehn auf der Bühne agierenden Körper werden als tanzende Männer gelesen. Dass diese Kombination von Tanz und Mann per se innerhalb einer eurozentristischen Gesellschaft als ein Widerspruch wahrgenommen wird, habe ich bereits an früherer Stelle erläutert. Hinter diesem Widerspruch stecken knapp 200 Jahre Tanzgeschichte und die immer noch stabilen Ideen einer hegemonialen, in sich singulären Männlichkeit, die sich in Differenz zum Anderen, Weiblichen definiert. Innerhalb der Tanzwelt sind es das Klassische Ballett und seine großen Kompanien, die gemeinhin bis heute solche konservativen Ansichten reproduzieren.*¹⁴

Ramsey Burt beginnt seine Untersuchungen des *male dancer* im Romantischen Ballett des frühen 19. Jahrhunderts und damit an jenem tanzhistorischen Scheidepunkt, der tanzende Männer zu unliebsamen und tanzende Frauen zu begehrten Objekten degradierte. Er arbeitet sich dann durch die Tanzmoderne, über den *Post-modern Dance* der 1960er Jahre und der zeitgleich sich etablierenden *Contact Improvisation* bis zum Tanztheater im Deutschland der 1970er Jahre, wo für ihn vor allem die Arbeiten Pina Bauschs und ihre Dekonstruktionen hegemonialer Männlichkeit von Interesse sind. Pérez und seine Dramaturgin Jenny Mahla haben sich intensiv mit Burts Theorien und der im Buch geschilderten Etappen der Geschichtsschreibung auseinandergesetzt und so laufen die einzelnen Kapitel dieses Buches und damit die Tanzgeschichte förmlich durch die Körper der Tanzenden.

Langsam verändern sich die Bewegungsqualitäten. Immer noch tanzt jeder Körper für sich allein, fast in sich versunken, aber mehr und mehr wird dieses Tanzen zu einem viestimmigen Chor und schließlich, wenn ein einzelner Tänzer sich aus der Bewegungskakophonie heraus beginnt, rampenparallel von links nach rechts linear fortzubewegen, weiß das Tanzgedächtnis die Bewegungen einem klaren ikonischen Moment der Tanzgeschichte zuzuordnen. Die bis dahin als wahllos wahrgenommenen Bewegungen der anderen setzen sich plötzlich wie Puzzleteile zu einem deutlichen tanzhistorischen Zitat zusammen.

-
- 14 Interview Iván Pérez: »Der zeitgenössische Tanz transportiert soziale und politische Aussagen durch die Entwicklung neuer Sprachen. Die Stücke entstehen oft als Reaktion auf die zeitgenössische Realität, mit dem Anspruch, eine kritische Reflexion zu provozieren. Wie Sie sagen, gilt die Tanzwelt als offen für männliche Sensibilität, aber Sie werden feststellen, wie überrascht die Leute immer noch sind, wenn sie einen männlichen Tänzer sehen, der bunte Kostüme trägt, einen anderen Mann hält oder sich erlaubt, seine Emotionen zu zeigen. Die Vorstellung, dass Männer ihre Emotionen nicht in der Öffentlichkeit zeigen sollen, ist leider immer noch sehr lebendig. Als schwuler Mann und Tänzer musste ich immer darüber nachdenken, was ich über mich preisgebe, wenn ich tanze. Ich fragte mich, ob ich männlich genug, ob das Publikum erkennen würde, dass ich schwul bin, ob ich meine Brust aufplustern und stark aussehen musste, ob ich zu weiblich aussehe, wenn ich den Kopf neige. Als Choreograf sah ich, dass Tänzer sich dieselben Fragen stellten, selbst wenn sie heterosexuell waren. Das war der Zeitpunkt, an dem ich anfang, mich über den Einfluss von Normen zu wundern und darüber, wie wir sie dekonstruieren können. Geschlecht ist eine Performance, denn es wird durch Körpersprache, Haltungen und Gesten konstruiert. Wir alle führen sie jeden Tag aus, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht.« (Roche 2018) Wenn nicht anders angegeben, stammen die Übersetzungen von mir.

Kennt man den Inhalt von Burts Buch und die darin verarbeiteten Beispiele aus der Tanzgeschichte, so erkennt ein tanzgeschultes Auge die eingestreuten Bewegungszitate. Pérez verweist innerhalb der Gesamtchoreografie über ein Aufgreifen bis Zitieren charakteristischer Bewegungsästhetiken auf diverse Marksteine der (Männer-)Tanzgeschichte. Es sind vor allem jene ikonographischen Darstellungen, die mit Brüchen und Verschiebungen einer tradierten Männlichkeit im Tanz einhergingen.

Die Tänzer lassen diese Schlüsselmomente förmlich durch ihre eigenen Körper laufen und so für ein geschultes Publikum lesbar werden. Geschichte wird verkörpert: fast träumerisch, nach innen gekehrt, so als tanzten sie für sich allein. Im ruhigen Fluss, ohne markante Bewegungsakzente, ohne emotionale bis wertende Regungen in den Gesichtern, lassen sie die ikonischen Bewegungen und Posen mittels ihrer Körper Gestalt annehmen und wieder vergehen.

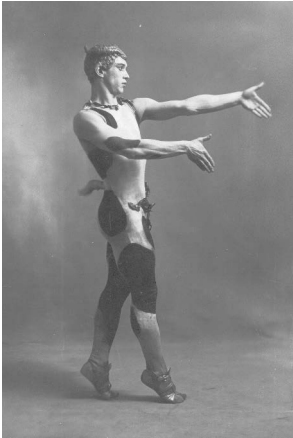
Wie eine bewegte Bildserie lässt Pérez die Bewegungszitate über wechselnde solistisch tanzende Körper aufscheinen und sich über die Gruppe der jeweils anderen fortsetzen, wandeln und schließlich auflösen, in seinen eigenen bodennahen, durch fließende, changierende bis fluide Bewegungsmuster charakterisierten choreografischen Stil. Die Tanzenden werden zur »Schnittstelle von Zitaten« (Baxmann 2001, 295). In ihren Körpern treffen kollektive Tanzgeschichte, individuelle Tanzbiografie und Pérez' choreografische Sprache aufeinander. In diesem getanzen Prozess eines *doing citation* wiederholen und transformieren die Tanzenden zugleich (vgl. Schmidt 2020, 144f.).

Es ist jenes statuarische Schreiten, jene Zweidimensionalisierung eines tanzenden Körpers, wie sie erstmals und so kompromisslos Waslaw Nijinsky in seinem skandalumwitterten L'Après-Midi d'un Faune (1912) zeigte. Die angularen Arm- und Beinbewegungen lassen sofort das Bild des zügellosen Fauns im Kopfentstehen.

Anders als im Original tanzt hier keine Nymphe den Counterpart, der der Faun ihren Schal entwenden kann, um später an ihm sexuelle Handlungen vorzunehmen. In diesem Tanzen nimmt der Tänzer seinen eigenen Schal vom Hals, breitet ihn lang auf dem Boden aus und legt sich bäuchlings auf diesen, um damit jene berühmte und wegen ihrer sexuellen Implikationen damals so skandalösen Choreografie Nijinskys zu wiederholen.

Die anderen Tanzenden sind im Hintergrund in kauern oder sitzenden Posen eingefroren. Dabei entspricht jeder einzelne Körper einem Fotomotiv Nijinskys, einer Pose der tanzhistorischen Memoria.¹⁵

15 Geprägt ist unser Bildgedächtnis im Hinblick auf die Choreografie des *Faunes*, durch eine berühmte Fotoserie von Adolph de Meyer, der 1914 fünfzig Fotografien in seinem Fotoatelier in Paris davon erstellte. Eine Filmaufnahme existiert von dem Stück nicht (vgl. Mallarmé-Debussy-Nijinkij-De Meyer 1989).

Abb. 1: Waslaw Nijinsky, *L'après-midi d'un faune*Abb. 2: Screenshot *The Male Dancer*, es tanzt Stéphan Bullion

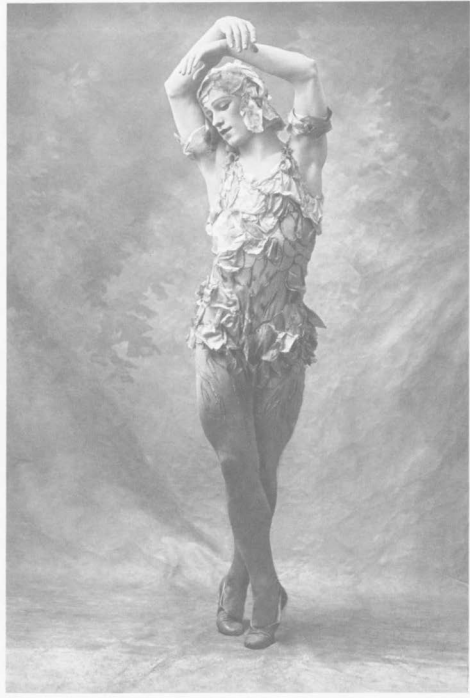
Mit Waslaw Nijinsky¹⁶ verweist Pérez aber nicht nur auf den ersten gefeierten männlichen Tanzstar im Ballett seit dem 19. Jahrhundert, sondern auch auf einen Tänzer, der aus heutiger Sicht gerade für sein eigenes queeres Inerscheintreten, sein Überschreiten von Geschlechtergrenzen und damit für seine diversen bis genderfluiden Rolleninterpretationen berühmt ist (vgl. Siegmund 2010 und Kopelson 1997). Pérez wird ihm wenig später in dem Stück noch einmal seinen Tribut zollen, wenn er, während des Folgesolos eines weiteren Tänzers, Bildposen aus *Le Spectre de la Rose* aufruft. Als Michel Fokine den *Geist der Rose* für Nijinsky und seine Tanzpartnerin Tamara Karsavina 1911 choreografierte, drehte er die Rollenverteilung, wie sie aus den Romantischen Balletten des frühen 19. Jahrhunderts vertraut waren, förmlich um: Katapultierte sich hier nun ein Mädchen aus der Realität träumend in eine erotische Begegnung mit einem Geisterwesen, so waren es in den Romantischen Balletten à la *La Sylphide* (1832) oder später *Giselle* (1841) die jungen Männer, die sich in ihren Phantasien mit Elfen und Untoten einließen und bei diesen Ausflügen (bis Flüchten) aus der bürgerlichen Moralvorstellung heraus stets umzukommen drohten. Der *Geist der Rose* kann also durchaus als ein frühes Crosscasting-Stück gelesen werden. Auch im Hinblick auf die Bewegungsausgestaltung des Geistes: Die Choreografie bietet zwar auch virtuose Sprungmomente für die Rolle und somit das Bild eines im Ballett typisch männlichen Tanzens, aber nicht zuletzt die überlieferten Bildquellen, die Nijinsky in dieser Rolle zeigen, zeugen von einem anderen Tanzen. Die hier eingenommenen Posen, die über dem

16 Waslaw Nijinsky (1889-1950), Tänzer und Choreograf.

Kopf grazil verschlungenen Arme, den Kopf geneigt, den Blick zum Boden gerichtet, die Betonung des fließend-ätherischen anstelle des festen, kraftvollen Körpers, verraten ihren Ursprung eher in der bis daher als weiblich gekennzeichneten Tanzmotivik.

Abb. 3: Screenshot *The Male Dancer*, es tanzt Marc Moreau

Abb. 4: Waslaw Nijinsky, *Le Spectre de la Rose*



Auch die Kostümierung¹⁷ Nijinskys spielte mit Grenzüberschreitungen: Bekleidet mit einem roséfarbenen Trikot und einer Haube, die beide über und über mit Rosenblättern bestickt sind, zeigte sich Nijinsky als begehrenswertes Objekt. Raffiniert verknüpft Pérez die Bewegungszitate des *Geists der Rose* mit weiteren Bewegungszitaten, die nun aber eher auf weibliche Ikonen der Tanzgeschichte verweisen, und spannt damit einen Bogen von Anna Pawlowas legendären Interpre-

17 Die Kostüme stammten von Léon Bakst.

tation des *Sterbenden Schwans*¹⁸ bis zu Pina Bauschs *Café Müller* (1978)¹⁹. Er kombiniert diese Bewegungscollage zunächst zu einer Solofolge, schließlich zu einer Gruppenchoreografie. Es sind die charakteristischen Armchoreografien, die alle zitierten Stücke gemeinsam haben. Ob die Imitation von Schwanenflügeln oder die wie Sensen in alle Richtungen gehenden, raumgreifenden Armschwünge à la Pina Bausch: Alle drei Stücke erzeugen mittels ihrer choreografischen Fokussierung auf die Armarbeit eine emotionale bis verletzliche und damit weiblich konnotierte Körperlichkeit.

Abb. 5: Screenshot *The Male Dancer*, es tanzt Marc Moreau

Abb. 6: Screenshot *Der sterbende Schwan*, es tanzt Svetlana Zakharova, Bolshoi Ballett Moskau



Die fließenden bis raumgreifenden, eleganten Bewegungen umkreisen den Körper, lassen ihn sich ausdehnen und wieder in sich zusammenziehen, ihn sich öffnen oder schützen. Es sind ziellose und zu einem hohen Grad dekorative Bewegungen, die den traditionellen Bewegungstereotypen eines männlichen Tanzens erst einmal entgegen zu stehen scheinen.

Wenn also Pérez nun die Tanzenden nicht nur eine weitere prominente Rolle von Nijinsky übernehmen, sondern diese mit Bewegungen kombiniert tanzen lässt, die vom klassischen Ballett bis zum Tanztheater eher als weiblich konnotierte gelesen werden (können), dann betont er indirekt noch einmal den mit dem *Geist der Rose* tanzhistorisch vollzogenen Bruch mit Genderstereotypen. Durch das Übereinanderschichten und der damit erzeugten Gleichzeitigkeit tanzhistorischer

18 *Der sterbende Schwan* wurde 1905 von Michel Fokine (1880-1942) für die berühmte russische Ballerina Anna Pawlowa (1881-1931) als Solo choreografiert.

19 Der Choreograf möge mir verzeihen, wenn ich vermutlich nur einen Bruchteil der Gesamtzitate hier erkannt habe.

Abb. 7: Screenshot *The Male Dancer*, es tanzt das Ensemble

Abb. 8: Screenshot *Café Müller* 1978, es tanzt Pina Bausch



Ereignisse entstehen Unschärfen. Wie in einem Vexierbild schiebt sich mal das eine Bild, die eine Erinnerung in den Vordergrund, mal die andere. »Das Gedächtnis wird zum Agenten, zum Spieler und Regisseur. Die Erinnerung choreografiert das Wiedererkennen von Bewegung«, so beschreibt die Tanzwissenschaftlerin Gabriele Brandstetter im Rückgriff auf die Phänomenologie des Gedächtnisses von Henri Bergson (Bergson 1991) das Gedächtnis von Bewegung (Brandstetter 2000, 110). Wir und auch die Tanzenden selbst docken in der Bewegungswiederholung an sie und unser Bewegungsgedächtnis an, aber diese werden mit dem Erinnerungsbild bzw. den Erinnerungsbildern nicht identisch.

»Genau genommen ist jede Wiederholung einer erinnerten Bewegung überlagert von Interferenzen der (inneren und äußeren) Augenblickswahrnehmung, einer körperlichen Erinnerungsarbeit also, die das Bewegungsbild des Moments an das Gedächtnis angleicht: ein Wiederholungsprozess von ›ähnlicher Unähnlichkeit‹« (Brandstetter 2000, 126).

Die Bildgrenzen und mit ihnen ihre geschlechtliche Zuschreibung verschwimmen in der getanzen Wiederholung, sie formieren sich zu einem neuen Bewegungsbild. Und so verwandeln sich die Zitate in eine neue choreografische Handschrift, in eine Re-Creation, die erst jetzt, mit diesen Körpern, in diesem Raum, an diesem Ort entsteht.

Immer wieder halten die Tanzenden inne, schauen sich an, beobachten das Tanzen der anderen, das der Solisten, ihr eigenes; greifen Bewegungen auf, streifen sie an und ab, wie ein Kleidungsstück, ehe sie sich eine weitere Bewegungsästhetik ›überwerfen‹. Dabei bleiben Sie in ihrem Ausdruck stets neutral, aber nicht uninteressiert. Fast traumwandlerisch gleiten Sie mit einer jeweils der musikalischen Begleitung angepassten Dynamik durch die Tanzgeschichte. Scheinen sich dabei selbst von dem überraschen zu lassen, was ihr Körper tut, folgen ihren eigenen Bewegungen, lassen sie geschehen, lassen sie gehen.

Wie vielleicht schon an diesen kurzen Beschreibungen deutlich wurde, arbeitet Pérez mit dem Kontrast von einzelner Person und Gruppe, hinzu kommen an mehreren Stellen Duette, die einzeln oder parallel stattfinden. Diese dienen nicht zuletzt dazu, einen weiteren Krisenmoment im Kontext von Ballett und Männlichkeit zu ›durchqueeren‹: Berührungen zwischen Männern, im gemeinsamen Tanzen. Traditionell finden diese ausschließlich in konkurrierenden bis kämpferischen Stimmungs- oder Handlungskontexten statt (vgl. Schulze 1999, 186-193).

Bei Pérez dominieren Berührungen des Haltens und Unterstützens, kleinere Hebungen gehen nicht über Schulterhöhe hinaus. Im Repertoire des Körpergedächtnisses ist hier schnell die Parallele zur Kontaktimprovisation der 1970er Jahre gezogen. Steve Paxton, der als ihr Begründer gilt, suchte nach einer generellen Demokratisierung von Bewegung, aber er nutzte diese auch dazu, amerikanische Collagestudenten zum Miteinandertanzen und Männer dazu zu bringen, sich körperlich zu sensibilisieren, sich gegenseitig zu unterstützen sowie im zärtlichen Umgang und gegenseitigem Spüren zu üben.²⁰

4. Kostümierung der Geschlechter²¹ – Das Kostümbild Alejandro Gómez Palomos

Pérez durchkreuzt mit seiner Choreografie im Ballett vertraute, gängige Motive von Männlichkeit und löst damit Blockaden in den Körpern der klassisch trainierten Tänzer, deren Technik von klein auf immer in Abgrenzung zu einem weiblichen Tanzen eingeübt wurde. Männlichkeit, die in Bezug auf den europäischen Bühnentanz im eurozentristischen Kontext seit dem 19. Jahrhundert bis heute immer wieder in Frage gestellt wird und somit permanent als ein anderes Tanzen, ein vorrangig sportliches bis sogar kämpferisches Tanzen²² verteidigt und auch markiert werden muss.

Pérez befreit die Tänzer förmlich vom langen Arm des 19. Jahrhunderts, welches in so vielen gesellschaftlichen Bereichen noch heute die binären Geschlechterdiffe-

20 Kontaktimprovisation (*Contact Improvisation*) entstand in den 1970er Jahren in den USA. Die gemeinsamen Bewegungen zweier oder mehrerer Personen entwickeln sich im ständigen Körperkontakt, über das Prinzip eines permanenten Austauschs von Gewicht geben und nehmen. Die Tanzenden unterstützen sich gegenseitig mit dem Ziel, die Balance nicht zu verlieren (vgl. Mutschall 2016).

21 Ich entlehne die Überschrift der gleichnamigen Habilitationsschrift von Beate Hochholdinger-Reiterer (2016).

22 Siehe hierzu unter anderem die Choreografien von Ted Shawn (1891-1972), die dieser in den 1930er Jahren für seine reine Männer-Tanzkompanie *The Men Dancers* kreierte. Auch seine Handschrift zitiert Pérez an einer Stelle im Stück, wenn er seine Tänzer eine Sequenz aus dessen berühmten Stück *Kinetic Molpai* (1935) tanzen lässt (Schulze 1999, 159-177).

renzen bestimmt. Und so scheint es nur konsequent, dass er die Körper in *The Male Dancer* nicht nur von den verkrampften Eingrenzungen eines als männlich konstruierten Tanzens befreit, sondern mit der Kostümierung auch noch auf eine zweite (Körper-)Last rekurriert, die das 19. Jahrhundert etabliert hat: die Mode. Ebenso wie das Tanzen seit dieser Zeit zu einer weiblichen Kunst erklärt, damit aber auch sexualisiert und objektiviert wurde, so erfuhr die Mode zur selben Zeit eine Feminisierung und damit der weibliche Körper eine Fetischisierung.²³ Männerkörper mussten hiervon, zur Wahrung ihres Subjektstatus, ausgeschlossen sein.

»[...] Sich im Männlichen identifizieren zu können, führt zur Vereinheitlichung der männlichen Kleidung, [...]. Denn im Gegensatz zum höfischen Männerkörper ist der bürgerliche Männerkörper nicht sexuell markiert. Jede männliche Prachtentfaltung ist tabuisiert. Mit der Schönheit des männlichen Beines, mit dem Spiel von Wade und Oberschenkel, das sich vorteilhaft in fleischfarbenen, hautengen Stiefeln oder bestickten Seidenstrümpfen abhob, mit dem Braguette, der sogenannten Schamkapsel, die abgesetzt vom übrigen Beinkleid mit all dem Schmuck der Männlichkeit ist es im neuen Röhrenanzug vorbei.« (Vinken 1999, 77)

Wenn der Blick auf die Bühne sich öffnet, ist zunächst nur eine schwarze Gruppe beieinanderstehender Körper zu sehen. Erst wenn sich diese in Bewegung setzen, sich über ihre Bewegungen aus der Gruppe zu einzelnen Individuen auseinanderdifferenzieren, erst, wenn das (En-)light(-enment) die Bühne erhellt, wird die Farben- und Formenvielfalt der einzelnen Kostüme sichtbar: Mit Ausnahme eines Tänzers, den eher ein Oversized-Mantelkleid mit voluminösen Stufenschnitt umhüllt, tragen alle Hosenkombinationen, weite fließende Schnitte dominieren dabei. Die Oberteile sind aufwendig gestaltet und erinnern zum Teil an große Abendroben mit tiefen Ausschnitten, Rüschen, schwingenden Perlenfäden und Raffungen. Große Blumendrucke, Seidenstoffe in der Farbpalette zwischen Hellblau, zartem Lila, Rosé und Pink dominieren. Zwei Tänzer tragen eher gröbere, beige Baumwollstoffe, die in ihrer Robustheit und in ihrem Schnitt an Militärjacken erinnern. Variiert und gebrochen werden hier jedoch die militärischen Linien durch Überkleider, deren schwer schwingende Röcke den Körpern mehr Volumen verleihen. Die Assoziation, dass alle Männer auf der Bühne Frauenkleider tragen, steht am Anfang der Wahrnehmung und damit verbunden das Sich-Ärgern darüber, dass das eigene Sehen sich immer noch nicht von den bürgerlichen Kategorien, wie sie Barbara Vinken in dem obigen Zitat deutlich herausarbeitet, befreit hat und sich wieder als binär trainiert und konditioniert zeigt. Doch die Reflexion folgt der unmittelbaren inneren Reaktion auf dem Fuß. Und damit die Erkenntnis, dass die Kostüme gar keine Frauenkleider sind. Dass die binären Ordnungssysteme hier gar nicht mehr greifen. Die Kostüme faszinieren, je länger man sie betrachtet, durch ihre Passgenauigkeit und die Selbstverständlichkeit, mit der ihre jeweiligen Träger sich in ihnen zu bewegen beginnen. Die Unterschiedlichkeit

23 Zu der sich hierin ablesenden Diskursivierung der Mode und den in ihr inhärenten Bezeichnungspraktiken vgl. auch Barthes 1985.

ihrer Schnitte, Farben und Stoffqualitäten entsprechen den unterschiedlichen und sehr individuellen Typen, die in ihnen in Aktion treten.

Und schließlich gesteht man sich ein, wie schön diese tanzenden Körper in diesen Roben wirken und welch ästhetischer Genuss es ist, dem Tanzen in diesen Kostümen zu folgen. Zu sehen, wie sich die Körper in ihrer Kleidung in den leeren Raum einschreiben und ihn zum Schimmern bringen. Noch eine weitere Ebene zieht sich in das Sehen ein, verknüpft sich mit den Bewegungszitaten und dem Stückkontext und katapultiert das eigene Körpergedächtnis in jene Zeit zurück, als das Ballett seinen Anfang nahm, als Repräsentation einer höfischen Inszenierung männlicher Macht, als Teil einer symbolischen barocken Pracht. Die Kategorien und Ordnungssysteme sind in der Betrachtung präsent, zeigen sich im historischen Rückgriff als im Fluss, als veränderbare Setzungen. Dieser historisierende Blick auf die Kostüme wechselt sich ab mit den Momenten, in denen sich das binäre Pendeln zwischen zwei möglichen Enden egalisiert, es dem Sehen unwichtig wird und die erste Irritation weicht. Was bleibt, sind zehn in ihrem Äußeren völlig unterschiedliche Personen, die ich als tanzende Männer lese, wobei sich gleichzeitig das Gefühl ausbreitet, dass diese Bezeichnung überflüssig ist, weil sie nichts konkretisiert und für meine Beschreibung und Interpretation, ebenso wie für das fortlaufende Stück, mehr und mehr irrelevant, weil egal wird.

Die Kostüme des Modedesigners Alejandro Gómez Palomo sind eigentlich keine Kostüme; sie sind Mode und entsprechen ziemlich genau den Modellen seiner Männerkollektionen der letzten Jahre. Sein seit 2015 bestehendes Label *Palomo Spain* wird inzwischen von der Modewelt gefeiert und steht für das Aufbrechen von Genderstereotypen. Ausgehend von den immer noch dominierenden Abgrenzungen in Frauen- und Männermode, die klare Zuordnungen von Kleidungsformen, Schnitten, Farben und Mustern nach sich ziehen, arbeitet Palomo in seinen Designs geschlechterübergreifend. Was entsteht, sind völlig neue Körpersilhouetten, in erster Linie für die Männerkollektionen. Gómez spielt mit den Gendercodes der Mode und »VerUneindeutlicht« (vgl. Engel 2002, 224ff.) diese, indem er sie vermischt, sodass das »Ziel nicht mehr der Effekt der Kohärenz, sondern die Diskontinuität ist« (Scholz 2020, 165).

»Gender-bending emphasizes not so much traditional kinds of cross dressing but a confusion of costume whereby the illusion of assuming the opposite sex is not intended to convince the viewer of authenticity but to suggest ambiguity. Since it also involves women as well as men, the viewer could not be certain whether the person was a man or woman.« (Bullough 1993, 245)

Was bei den Defilees auf den Laufstegen durchaus auch laut und provokant daher kommt, mindert sich im Theaterkontext und der konkreten Bühnensituation in *The Male Dancer* ab. Dies liegt an der Selbstverständlichkeit, mit der die Tänzer ihre jeweiligen Kostüme tragen. Nichts Demonstratives, nichts exaltiert Eitles überträgt sich. Sowohl diese Haltung als auch die Choreografie selbst lassen die Frage nach

dem Gender-Crossing auf der Ebene der (Ver-)Kleidung schnell irrelevant werden. In den Vordergrund des Interesses rücken die Effekte, die die Kostüme im Zusammenspiel mit den Bewegungen erzielen. Die unterschiedlich mitschwingenden und auf die Bewegung reagierenden Kleidungsstücke betonen selbst in den synchronen Gruppenchoreografien jeden Tanzenden als Individuum.²⁴

5. Männlichkeit(en) durch-tanzen

The Male Dancer ist eine Meditation über Männlichkeiten innerhalb der Bühnentanzgeschichte, vor dem Hintergrund ihrer Tradierungen, Brüche und Verwerfungen. Die Choreografie lässt über die tanzenden Körper markante, historische Schnitte sichtbar werden und mit ihnen die Grenzen, die besonders das Klassische Ballett für ein männlich definiertes Tanzen zieht. Dabei handelt es sich um Schnitte, die entweder ikonisch eher weiblich aufgeladen sind – in Bezug auf die hier aufgeführten Beispiele *Sterbender Schwan* und Pina Bausch – oder solche, die bis heute als irritierend oder queer gelesen werden (*Geist der Rose*). Pérez schickt die Tanzenden auf eine Reise durch jene Bereiche ihres Körpergedächtnisses, durch jene Tanz- und Interaktionsqualitäten, welche im Ballett-Mainstream für ein männliches Tanzen häufig noch immer als ein Tabu gelten.²⁵ Und zwar vor allem deshalb, weil das Ballett seit dem 19. Jahrhundert auf die eine oder andere Weise immer unter dem Zwang gestanden hat, Männlichkeit beweisen und verteidigen zu müssen. Sich somit in der ewig paradoxen Situation befindet, ein Männerbild auf der Bühne zeigen zu müssen, das den hegemonialen Männlichkeitsdiskursen entspricht –

24 Interview Iván Pérez: »[...] Bei diesen Kostümen geht es nicht nur darum, zu bekräftigen, dass Männer das Recht haben, sinnliche und üppige Kleidung zu tragen, sondern auch darum, die Individualität eines jeden Menschen zu feiern. Denn jedes Kostüm wurde sorgfältig für jeden Tänzer ausgewählt und nach Maß angefertigt. Die Wahl von *Palomo Spain* war ein Risiko, und ich war froh, dass alle an der Pariser Oper meine Wahl mit Begeisterung unterstützt haben. Es war eine großartige Gelegenheit zu zeigen, dass diese Institution modern und aufgeschlossen ist.« (Roche 2018)

25 Hier sei noch einmal auf die re-creierenden Arbeiten verwiesen, die im Zuge des Tanzfonds Erbe-Projektes der Bundeskulturstiftung (2011-2019) entstanden sind. Besonders Choreografen wie Martin Nachbar und Jochen Roller haben immer wieder betont, wie schwer es ihnen zum Teil fiel, Bewegungen korrekt auszuführen, die ursprünglich im Kontext eines weiblichen Tanzens oder weiblicher Erfahrungshorizonte choreografiert wurden. Alles Bewegungen, die offensichtlich fern ihrer eigenen, bisherigen Körpererfahrungen lagen. Meine Annahme dazu ist, dass genau diese Erweiterung der eigenen Ausdrucksmöglichkeiten, jenes Sich-Hineinfinden in neue (vormals weiblich markierte) Bewegungsmuster den Reiz ausmachte, der die Choreografen sich für die Arbeiten weiblicher Ikonen der Tanzgeschichte interessieren ließ (Schulze-Fellmann 2016, 67).

und trotzdem tanzt. Bis hierhin erscheint sowohl das Stück als auch mein Schreiben noch in einem binären Denkmuster gefangen, was der eigentlichen Wirkung dieses Stückes und vermutlich auch seiner Intention nur in Teilen gerecht wird. Das Besondere an diesem Stück ist gerade, dass es die in seinem Titel behauptete klare geschlechtliche Zuordnung konsequent unterwandert. Was Eindeutigkeit sowie Grenzziehungen erwarten lässt, füllt sich über die Dauer des Stückes mit Pluralität und Diversität. Einer friedlichen Revolution gleich, entspricht die Haltung der Tanzenden einer gewaltlosen Verweigerung all dessen, was ein Publikum der Pariser Oper unter diesem Stücktitel vermutlich von ihnen erwartet. Sie liefern keine Show der Virtuosität und Kraftdemonstrationen, keine Rampenverliebtheit, die mit jeder Geste – einer Zirkusnummer gleich – nach Applaus und Anerkennung heischt. Die Tanzenden bleiben ganz bei sich. Fast privat und intim wirkt der Einblick in ein Tanzen, welches vor allem von einem Miteinander, von Ruhe, Gemeinschaft, Frieden, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft, Aufmerksamkeit und Achtsamkeit geprägt scheint. Traumwandlerisch vollzieht sich ihr Tanzen, traumwandlerisch folgt unser Blick.

6. Auf dem Binären aufbauen und es durch ein Crossing vervielfältigen

»Further, gender is instituted through the stylization of the body and, hence, must be understood as the mundane way in which bodily gestures, movements, and enactments of various kinds constitute the illusion of an abiding gendered self. This formulation moves the conception of gender off the ground of a substantial model of identity to one that requires a conception of a constituted social temporality. Significantly, if gender is instituted through acts which are internally discontinuous, then the appearance of substance is precisely that, a constructed identity, a performative accomplishment which the mundane social audience, including the actors themselves, come to believe and to perform in the mode of belief. If the ground of gender identity is the stylized repetition of acts through time, and not a seemingly seamless identity, then the possibilities of gender transformation are to be found in the arbitrary relation between such acts, in the possibility of a different sort of repeating, in the breaking or subversive repetition of that style.« (Butler 1988, 519f.)

Ein Theaterereignis lebt von der Wechselbeziehung zwischen dem Bühnengeschehen und der Wahrnehmung des Publikums. Es ist ein performativer Moment, in dem sich die Körper, die wir sehen, über unseren Blick, über unsere Lesart, über unsere gesellschaftlich geprägte Wahrnehmung überhaupt erst materialisieren und konkretisieren. In der Wiederholung körperlicher Aktionen und Reaktionen

– hier das Tanzen und die Reaktionen eines Publikums darauf – stabilisieren sich Geschlechtsidentitäten oder transformieren sich. Das Ergebnis dieses Textes ist also der Versuch, das Gesehene wiederzugeben und es gleichzeitig mittels meiner Interpretation und der damit verbundenen thematischen Kontextualisierung als irritierend zu markieren. Diese Körperbilder sind in sich selbst schon wieder eigene Re-Creationen dieser von mir ausgewählten »verschiebenden« Crossing-Momente im Stück. Das Stück entsteht, einem *work in progress* gleich, erneuert im Kopf und seine innovativen Setzungen finden eine Wiederholung. Dabei ist die rezipierende – genauso wie die lesende – Perspektive gleichermaßen binär geprägt, ebenso wie die Sprache, die den eigenen Blick einzufangen sucht oder die Bewegungssprache, die es zu erfassen und zu vermitteln gilt. Auch wenn wir uns noch so sehr dagegen sträuben, so bleiben wir weitestgehend in den alten Ordnungssystemen des Entweder-Oder gefangen, weil uns die Sprache bei allem, was sich bekannten Kategorien entzieht, verlässt. So auch bei diesem Stück und die mit ihm erlebten VerUneindeutlichungen. Schon allein im Versuch, Irritationen sprachlich zu fassen, tapen wir wieder in die Falle binärer Vergleichsgrößen. Das gilt für die Bewegungssprache genauso. Irritationen innerhalb der binären Geschlechterordnungen machen uns wortwörtlich sprachlos. Und offensichtlich braucht es erst einmal diesen Zustand, um zu beginnen, die binären Ordnungen selbst und ihren Nutzen zu hinterfragen, um schließlich Diskontinuitäten aushalten zu können. Je mehr wir in Situationen geraten, wo unsere Wahrnehmung und unser Sprechen den Gegenstand unserer Auseinandersetzung verfehlt, desto eher werden die Bezeichnungssysteme und die Kategorien novelliert werden müssen. Stücke wie *The Male Dancer*, Choreografen wie Pérez, führen uns diese Notwendigkeit spürbar vor Augen. Durch die Strategie eines Gender-Crossing, wie es in diesem Fall inszeniert wurde, wird zwar auf binäre Zuordnungen – in diesem Fall auf Rollenzuschreibungen oder Tanzqualitäten – zurückgegriffen, diese aber mittels eines Crossing auf allen Ebenen der Inszenierung, und somit auch der Wahrnehmung, verflüssigt. Pérez markiert durch den gewählten Stücktitel die tanzenden Personen als männlich und wir nehmen die Tanzenden unhinterfragt als Männer wahr. Mit seinem Stück, so Pérez in einem Interview, will er »an der zeitgenössischen Debatte über Geschlecht und seine Fluidität teilnehmen.«²⁶ Und so weichen im Laufe des Stückes die Bezeichnungspraxis und die damit einhergehenden Assoziationen mehr und mehr einem egalisierenden Sehen, welches sich gerade an den Bildbrüchen erfreut. Der Stücktitel wird als ein Spiel mit den Genderkategorien und den Gendercodes innerhalb der Tanzgeschichte ersichtlich. Durch die im Crossing angelegten Grenzüberschreitungen – und dies soll am Ende noch einmal betont werden – passiert eben kein Seitenwechsel, kein *passing*

26 Interview Iván Pérez: »Mit meinem Stück wollte ich [...] an der zeitgenössischen Debatte über Geschlecht und seine Fluidität teilnehmen.« (Roche 2018)

von einer Seite zur anderen, sondern eine Vervielfältigung der geschlechtlichen Varianten. Diese Diversität lässt sich zwar zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt nur unzureichend in Worte fassen, entspricht tatsächlich aber vielmehr der gelebten Realität, als alle Versuche einer klar binären Einteilung von Rollenmodellen in der Gesellschaft oder auf der Bühne. Und trotzdem ist diese Gender-Fluidität noch immer so schwer akzeptier- und dadurch lebbar.

Wo aber steht die Debatte über Geschlecht und seine Fluidität innerhalb des aktuellen europäischen Bühnentanzgeschehens tatsächlich und welche Strahlkraft kann einem solchen Stück zugeschrieben werden? Ganz nüchtern betrachtet eine geringe, aber umso wichtigere. *The Male Dancer* bildet, im Zusammenspiel mit den anderen drei Kurzchoreografien des Abends, einen typischen gemischten Abend an einem großen Opernhaus. Mit diesen Abenden bietet man meist auf der einen Seite den Hauschoreograph:innen eine Entlastung und dem jeweiligen Ensemble die Möglichkeit, auch einmal andere choreografische Handschriften kennen zu lernen. Durch die Kombination von mehreren Stücken sind die Häuser allerdings auch eher gewillt, das eine oder andere Wagnis einzugehen und die sonstigen künstlerischen Linien des Hauses zu überschreiten. Durch die Mischung unterschiedlicher Stücke erhalten die einzelnen aber nur selten eine größere Aufmerksamkeit. So finden sich auch auf der Ebene der Rezensionen für solche Abende meist nur sehr vereinzelte und dazu eher wenig aussagekräftige Kritiken. So auch in diesem Fall. In gewisser Weise spiegelt *The Male Dancer* damit aber leider die generelle ›Platzierung‹ der Gender-Debatten im Tanz. Nach wie vor bilden Gender-kritische Arbeiten nicht den Mainstream, sondern müssen als Randphänomene betrachtet werden. Im Ballettbereich, aber genauso auch im freien Tanz. Umso wichtiger aber sind solche getanzen Anstöße. Und dies ganz besonders für die Augen eines Publikums, dessen Blick als vorrangig konservativ bezeichnet werden kann und dessen Kunst- und Tanzverständnis erst einmal für eine Wahrnehmung der tanzenden Körper als politisch und performativ geschult werden muss.

Am Ende des Stückes ist nur noch eine Person auf der Bühne. Während die anderen die Bühne geschlossen verlassen, eilt diese in lockeren Spagatsprüngen zur Mitte des Raumes, geschmückt mit einem neuen Kostüm: ihr oversized Mantelkleid mit voluminösem Stufenschnitt ist einem gelben, negligé-artigen Seidenmantel mit blumenbesticktem Gürtel und farblich passenden Federboa-ähnlichen Abschlüssen von Ärmeln und Mantelsaum gewichen. Der Mantel ist offen und darunter trägt die Person nur eine Ton-in-Ton bestickte beige Unterhose. Das nun folgende Tanzen ist vor allem durch Abbrüche im Bewegungsfluss gekennzeichnet. Immer wieder krümmt sich der Körper in eine gehockte Stellung, beide Arme schützend um den eigenen Oberkörper geschlungen, den Kopf auf die Brust gesenkt. Kontrastiert wird diese sich duckende Pose durch die große Geste der sich über dem Kopf öffnenden, ausladend gestreckten Arme – einer Siegerpose gleich. Dann wieder ein paar leichte Sprünge, Pirouetten, Stopp. Dann kommt das Tanzen ganz zum Stillstand. Der Körper verharret, aufrechtstehend, weit hinten, mittig. Noch einmal schiebt sich der Raum in den Vordergrund der Wahrneh-

mung. Jetzt, nur noch diesen einzelnen Körper bergend, erscheint dieser noch einmal mehr wie ein Forschungslabor. Wir sehen diesen Körper in einer Box in der Box, einem »unbeschriebenen« Raum, der keinen Ort markiert, keinen Kontext herstellt, der »geschichtslos« erscheint. Ganz anders als die Körper, die wir in ihm beobachtet und erforscht haben. Die ganze Zeit haben sie sich in einer Art doppeltem Bühnenraum bewegt, denn die Box, die ihnen den Tanzraum bietet, ist noch einmal umhüllt von hellen Wänden, die die eigentliche, historische Bühne der Pariser Oper zu den Seiten abschließen und keinen Blick in die Gassen gewähren. Links und rechts des Tanzraums ergibt sich durch die doppelte Kistenkonstruktion eine Art Umgang, der in manchen Szenen so hell und weiß ausgeleuchtet ist, dass die inneren Wände, die die Tanzenden umgeben, transparent und durchlässig werden. Die äußeren Wände lassen sich als doppelte Schutzwände lesen, die das Geschehen im Inneren von allen Narrativen und aller Historie, die besonders diese Bühne mit sich herumträgt, wie in einem Vakuum abschließt. Die Bühnenkonstruktion bietet somit dem Geschehen selbst, den Tanzenden und auch den Zuschauenden einen neutralen, unbeschriebenen und isolierten Schutzraum. Damit aber auch einen Raum der Möglichkeiten und der Durchlässigkeit (siehe die Momente, in denen die Wände durch das Licht an Transparenz gewinnen). Es ist aber gleichzeitig ein Raum, der die Körper in eine Laborsituation versetzt, in der unserem betrachtenden Auge nichts entgeht und die Konzentration allein auf ihnen und ihren Bewegungen liegt. Alle Kontextualisierung, alle geschlechtsspezifischen Zuordnungen, erfolgen allein über das Tanzen. Einem Tanzen, dass sich aus der tatsächlichen Bühnenaktivität und unserer Wahrnehmung überhaupt erst performativ gestaltet, sich in unseren Köpfen materialisiert (Schulze 2005, 127). Das Stück endet im Singular, so, wie der Titel es vorgibt: Nur noch ein einzelner Körper steht dort, in seiner Bewegung erstarrt, und blickt direkt in den Zuschauerraum. Dieser Blick nimmt uns in die Verantwortung und markiert uns als Beteiligte an allem Geschehen. Was bleibt, ist der leere Raum und ein ebenso entleerter Körper, der für den Moment am Ende seiner Erzählung steht, vielleicht auch am Ende dessen, was bisher sein Tun markierte und bezeichnete. Ein einzelner Körper, der uns nun ansieht, vom Objekt- zum Subjektstatus wechselt und gerade dadurch verdeutlicht, dass die tanzenden Personen, denen wir durch das Stück gefolgt sind, nicht mehr und nicht weniger sind als das, wozu wir sie machen. Und so entzieht die Bühne am Ende den verbleibenden Körper unseren Blicken, unseren Ordnungssystemen, unseren Differenzierungsmechanismen. Ganz langsam senkt sich die Operafolie wieder vor unseren Augen herab und schützt Raum und Körper vor weiteren Projektionen, neuen Markierungen von Differenzen. Die Raumbewegung schließt das Experiment, aber schließt es den Raum der Möglichkeiten, beendet es den Traum von einem anderen, genderfluiden Tanzen? Oder eröffnet sie gerade diese?

Was bleibt? Ein Gefühl, dass Öffnungen, Entgrenzungen im und durch Tanz möglich sind, dass aber unsere Wahrnehmung, unser Körpergedächtnis und unsere Erwartungen diesen in Teilen noch hinterherhinkt. Als Publikum sind wir gefordert zu einem »sehenden Sehen« zu gelangen und damit, im Sinne des Phänomenologen Bernhard Waldenfels, zu einem »Sehen, das den Rahmen sprengt« (Waldenfels 1999, 139). Ein solches Sehen zieht sich nicht auf ein vertrau-

tes Terrain zurück, sondern bewegt sich in einem Feld voller Ambivalenzen und beobachtet sich selbst dabei (vgl. Siegmund 2007, 51).

Bibliografie

- Adair, Christiy: *Women and Dance. Sylphs and Sirens*, Houndsmills: Macmillan Press 1992.
- Baxmann, Inge: »Körperzitate«, in: Andrea Gutenberg/Ralph Poole (Hg.): *Zitierfähigkeit. Findungen und Erfindungen des Anderen*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2001, 292-309.
- Bergson, Henri: *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*, Erstausgabe 1896, Hamburg: Meiner Verlag 1991.
- Barthes, Roland: *Die Sprache der Mode*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1985.
- Brandstetter, Gabriele: »Choreographie als Grab-Mal. Das Gedächtnis von Bewegung«, in: Gabriele Brandstetter/Hortensia Völckers (Hg.): *ReMembering the Body. Körper-Bilder in Bewegung*, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz 2000, 102-132.
- Brinkmann, Stephan: *Bewegung erinnern. Gedächtnisformen im Tanz*, Bielefeld: transcript Verlag 2012.
- Bullough, Vern Leroy/Bullough, Bonnie: *Cross Dressing, Sex and Gender*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1993.
- Burt, Ramsey: *The Male Dancer. Bodies, Spectable, Sexualities*, London/New York: Routledge 1995.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Katharina Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1991.
- Butler, Judith: »Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory«, in: *Theatre Journal* 40.4 (1988), 519-531, siehe: https://www.jstor.org/stable/3207893?seq=1&cid=pdf-reference#references_tab_contents
- Campbell, Alyson/Farrier, Stephen (Hg.): *Queer Dramaturgies. International Perspectives on Where Performance Leads Queer*, Houndmills/New York: Palgrave Macmillan 2016.
- Engel, Antke: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2020.
- Garafola, Lynn (Hg.): *Rethinking the Sylph. New Perspectives on the Romantic Ballet*, Middletown: Wesleyan University Press 1997.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate: *Kostümierung der Geschlechter. Schauspielkunst als Erfindung der Aufklärung*, Göttingen: Wallstein Verlag 2016.
- Kopelson, Kevin: *The Queer Afterlife of Vaslav Nijinsky*, Stanford: Stanford University Press 1997.

- Mahla, Jenny: »Vie des Images«, in: *Programmheft Tanzabend Thierée, Shechter, Pérez, Pite*. Opéra National de Paris, Paris 19. Mai 2018, 58-63.
- Mallarmé-Debussy-Nijinkij-De Meyer, *Nachmittag eines Fauns/Prélude à L'Après-Midi d'un Faune. Dokumentation einer legendären Choreografie*. Mit Texten u. a. von Claudia Jeschke und Ann Hutchinson-Guest, unter der Leitung von Jean-Michel Nectoux, München: Schirmer/Mosel 1989.
- Mutschall, Frauke: »Kontaktimprovisation«, in: Annette Hartmann/Monika Woitas (Hg.): *Das große Tanzlexikon. Tanzkulturen, Epochen, Personen, Werke*, Laaber: Laaber Verlag 2016, 323-324.
- Roche, Delphine: »À l'Opéra de Paris un ballet queer s'attaque à la virilité«, in: *Numéro* 223, siehe: <https://www.numero.com/fr/culture/danse-opera-de-paris-palais-garnier-the-male-dancer-palomo-spain-ivan-perez>
- Rubidge, Sarah: »Tanz entschlüsseln – Das verborgenen politische Anliegen«, in: *ballett international, Zeitgeist handbook'90* (1990), 83-91.
- Schmidt, Maria Katharina: *Getanzte Zitate. Vom choreografischen Déjà-vu*, Bielefeld: Aisthesis 2020.
- Scholz, Jana: »Performanzen? Geschlechterbinarität und geschlechtliche Hybridität von Warhol bis Gucci«, in: Gertrud Lehnert/Maria Weilandt (Hg.): *Ist Mode queer? Neue Perspektiven der Modeforschung*, Bielefeld: transcript Verlag 2016, 162-180.
- Schulze, Janine: *Dancing Bodies Dancing Gender. Tanz im 20. Jahrhundert aus der Perspektive der Gender-Theorie*, Dortmund: Edition Ebersbach 1999.
- Schulze-Fellmann, Janine: »gender trouble – Mann oder Frau? Die Gegenwartschoreografie durchkreuzt vertraute Schöpfungs- und Wahrnehmungsmuster: im Rückgriff auf versunkene Werke wie im Zugriff auf aktuelle Körperbilder«, in: *tanz Jahrbuch* (2016), 62-68.
- Schulze-Fellmann, Janine: »Tanz«, in: Stefan Horlacher/Bettina Jansen/Wieland Schwanebeck (Hg.): *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*, München: J.B. Metzler Verlag 2016, 358-369.
- Siegmund, Gerald: »Konzept ohne Tanz. Nachdenken über Choreographie und Körper«, in: Reto Clavdetscher/Claudia Rosiny (Hg.): *Zeitgenössischer Tanz: Körper – Konzepte – Kulturen. Eine Bestandsaufnahme*, Bielefeld: transcript Verlag 2007, 44-59.
- Siegmund, Gerald: »Turning into Subjects: The Male Dancer in Romantic Ballet«, in: Rainer Emig/Antony Rowland (Hg.): *Performing Masculinity*, Houndsmille: Palgrave Macmillan 2010, 28-40.
- Stoneley, Peter: »Introduction«, in: ders.: *A Queer History of the Ballet*, London/New York: Routledge 2007, 1-4.
- Vinken, Barbara: »Frau als Mann als Frau: Mode als cross-dressing«, in: *Freiburger Frauen Studien* 1 (1999), 175-90, siehe: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-313831>

Waldenfels, Bernhard: *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden* 3, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1999.

Warwood, James D.: »The Razor Edge of Accommodation: Violent Perception and the Nonbinary Body in Gender Failure«, in: *Gender Forum*, Köln, Ausgabe 64 (2017), 23-40, 98.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Waslaw Nijinsky, *L'après-midi d'un faune*. Foto: Studio Waléry 1912, Bibliothèque musée de l'Opéra, Paris

Abb. 2: Screenshot, *The Male Dancer*, es tanzt Stéphan Bullion

Abb. 3: Waslaw Nijinsky, *Le Spectre de la Rose*. Foto: E.O. Hoppé Einzelblatt aus der Sammelmappe *Studies from the Russian Ballet*, hg. v. d. Fine Arts Society, London, 1913

Abb. 4: Screenshot, *The Male Dancer*, es tanzt Marc Moreau

Abb. 5: Screenshot, *Der sterbende Schwan*, es tanzt Svetlana Zakharova, Bolshoi Ballett Moskau

Abb. 6: Screenshot, *The Male Dancer*, es tanzt Marc Moreau

Abb. 7: Screenshot, *Café Müller* 1978, es tanzt Pina Bausch

Abb. 8: Screenshot, *The Male Dancer*, es tanzt das Ensemble

Genüssliche Bewegung oder unbehagliche Reibung? Queer(-Theory) im Spannungsfeld: Eve Kosofsky Sedgwick und Sara Ahmed

Matteo Colombi

1. Schräg-Sein als Dasein: Das existentielle Potential des Queeren

Eine der besten Möglichkeiten für Forschende, die eigene Beschäftigung mit einem Thema auf den Punkt zu bringen, ist über dessen Inhalte vor Studierenden zu referieren – denn erst dann erkennt man, was unbedingt gesagt werden muss, und zwar jenseits aller strategischen Positionierungen im akademischen Forschungsfeld. Ich habe mich mehrmals mit der Problematik dieses Beitrags in Form von Vorlesungen beschäftigt und die Erfahrung der Unumgänglichkeit von Queer und Gender als Grundgegenstand der humanistischen Forschung und Lehre gemacht; so ist es kein Zufall, dass ich mich in diesem Aufsatz allgemeinen Implikationen des Phänomens des Queeren widmen möchte, die über die spezialisierte Forschung hinausgehen und die allgemeine Wichtigkeit dieses Themas für das humanistische Denken betonen.¹ Es scheint mir dabei wichtig, gleich an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass weder das Queere noch die *queer theory* ein Hauptforschungsfeld von mir bilden: Sie sind aber – wie die Geschlechterforschung im Allgemeinen –

1 Ich verwende hier den Terminus Humanismus ganz im Allgemeinen als »Denken und Handeln im Bewusstsein der Würde des Menschen« (Duden online 2021), wobei ich das axiologisch wertende Konzept der Würde durch den axiologisch nicht wertenden Begriff des Daseins ersetze: Es sind insofern für mich all jene Diskurse und Praktiken humanistisch, die ein Bewusstsein für die menschliche Existenz als Ganzes erzeugen. Der humanistische Ansatz ist in der Postmoderne bekanntermaßen kritisiert worden, unter anderem durch den Begriff des *posthuman* (vgl. u.a. Herbrechter 2013). Ich kann auf diese Debatte hier nicht eingehen, obwohl sie auf wichtige Probleme innerhalb der humanistischen Denktradition aufmerksam macht. Ich möchte hier nur so viel sagen, dass ich den humanistischen Ansatz immer noch relevant finde, da die Menschen konstitutiv dazu neigen, über die eigene Existenz als Ganzes zu reflektieren – und das selbst dann, wenn sie das posthumanistisch, d.h. aus nichtanthropozentrischer Perspektive tun (bzw. erkenntnistheoretisch gesehen aus poststrukturalistischer Perspektive, die Bewusstsein als Konstrukt betrachtet und dessen interne Kohärenz in Frage stellt).

Untersuchungsgebiete, zu denen ich regelmäßig wiederkehre, weil ihre kulturelle Relevanz dafür sorgt, dass sie häufig zu einem zentralen Aspekt verschiedenster Forschungen werden.

Es geht mir vor allem darum zu zeigen, dass alle Bereiche des queeren Lebens oder seine Theorien – die programmatisch all das in den Mittelpunkt rücken, was eine Kultur im Bereich des Geschlechtlichen als schräg betrachtet – äußerst weitreichende Konsequenzen haben können, und zwar für die gesamte Gesellschaft. Das ist eine Ansicht, die mittlerweile auch in der breiten Öffentlichkeit kursiert, da zahlreiche Denker:innen und Aktivist:innen des Queeren immer wieder auf die Tatsache hinweisen, dass die Praxis und Theorie des geschlechtlich Schrägen in all jenen Kulturen, die sich traditionell auf die Geradlinigkeit des geschlechtlich Normativen stützen, keineswegs nur für das *queer folk* einen heuristischen und selbst-reflexiven Wert haben können – denn sie eröffnen vielmehr neue Horizonte für alle Individuen einer Gesellschaft, da ihre Infragestellung des kulturell hochnormierten Bereichs des Geschlechtlichen als Ansporn zur Hinterfragung beliebig anderer Normen dienen kann. Dieser Zusammenhang scheint mir zentral, wenn man über die allgemeine Bedeutung des Queeren für die Kultur spricht – und ich möchte ihn hervorheben, indem ich an ausgewählten Stellen »(hetero-)normativ« mit dem ersten Teil des Wortes in Klammern schreibe. Es geht mir nämlich in diesem Aufsatz in erster Linie um die prinzipielle Auseinandersetzung des Queeren mit der Welt jedweder Normen, und nicht nur der geschlechtlichen. (Dennoch bilden die geschlechtlichen Normen den Ausgangspunkt queerer Praktiken und Theorien, was ich wiederum dadurch markieren möchte, dass ich »heteronormativ« immer dort ohne Klammer schreibe, wo der argumentative Bezug zum Bereich des Geschlechtlichen besonders stark ist.)

Ein Aspekt aus dem hier zusammengefassten Zusammenhang zwischen Queer und Normen, der in der Öffentlichkeit stärker diskutiert werden könnte, ist, dass der Mehrwert des Schrägen gegenüber dem Geradlinigen zwar ein Postulat der queeren Kultur bildet, aber dass dieses Postulat je nach Positionierung in der Praxis und Theorie des Queeren unterschiedliche Ausprägungen haben kann: Diejenige Positionierung, die derzeit am sichtbarsten ist, betrachtet das Queere als agile, befreiende Subversionskultur, die sich in ihrer offenen Beweglichkeit von keiner Struktur der normativen Kultur vereinnahmen lässt. Es gibt aber auch andere Positionierungen, die vielmehr auf den »Doppelknoten« hinweisen, welcher die queere mit der normativen Kultur und ihren Strukturen verbindet, sodass sich keine der beiden von der anderen befreien kann, ohne mit ihr wirklich harmonisieren zu können. Es ist eben dieses Spannungsfeld zwischen agilen, die Beweglichkeit betonenden Queer-Ansätzen einerseits und der »beißenden« Reibung mit dem (Hetero-)Normativen hervorhebenden Queer-Herangehensweisen andererseits, das ich in diesem Aufsatz unter die Lupe nehmen möchte. Denn solch ein Spannungsfeld bestätigt, dass das Queere zum anregenden Ausgangspunkt für grundsätzlich

humanistische Fragen wird: Welche Rolle spielen (hetero-)normative Strukturen bzw. deren Überwindung für den Menschen? Ist eine Daseinsform außerhalb oder zwischen den (hetero-)normativen Strukturen überhaupt möglich? Gibt es Emanzipation ohne Konfrontation? Wie verhalten sich in der menschlichen Erfahrung Freiheitsgenuss und die mit jeder zwischenmenschlichen Auseinandersetzung verbundene Anstrengung (bzw. gar Leid)? Die Betrachtung dieses existentiellen Spannungsfeldes innerhalb des queeren Handelns und Denkens ist umso aufschlussreicher, als sich queere Praktiken und Theorien nicht zuletzt voneinander unterscheiden, weil sie sich auf heterogene Aspekte des Kulturguts der 1960er und 1970er Jahre beziehen, aus dem sie alle zwar stammen, aber mit dem sie jeweils anders umgehen. Einige Überlegungen über den Sinn des Schrägseins zu stellen, heißt also auch über das Erbe jener sehr lebendigen Zeit nachzudenken, die für die Zivilgesellschaften dieser Welt in den letzten Jahrzehnten bestimmend war und (womöglich?) noch ist.

Die erste Frage, welche die Darstellung des existentiellen Potentials (und Hintergrundes) des Queeren mit sich bringt, ist sicherlich, woran man dieses am besten zeigen soll. Jede mögliche Antwort führt hier zwangsweise zu starken inhaltlichen Einschränkungen, sodass ich mich entschieden habe, mich auf die *queer theory* zu konzentrieren und die Welt der (aktivistischen) Praxis beiseitezulassen. Dieser Beschluss hat keineswegs damit zu tun, dass ich eine feste Hierarchie zwischen den beiden Bereichen der Theorie und der Praxis sehe, sondern damit, dass ich mich mit dem Feld der Queer-Theorie besser auskenne. Diese theoretische Einstellung soll jedoch nicht bedeuten, dass die Praxis für die folgenden Betrachtungen keine Rolle spielt, im Gegenteil: Denn die Kluft zwischen Praxis und Theorie ist im Queeren, wie in anderen Lebensbereichen, weniger tief als man denkt, in erster Linie einfach nur deshalb, weil sich jede theoretische Weltanschauung aus der Praxis des Auf-der-Welt-Seins speist und diese modelliert. Kunst (darunter auch Literatur) spielt bei dieser Modellierung eine große Rolle, da sich Theorien sehr häufig auf die Welt der Praxis durch das Prisma derer künstlerischer Darstellung beziehen. Insofern ist es kein Zufall, dass einer der ersten Texte (wenn nicht der erste überhaupt), der aus *queer* einen theoretischen Begriff macht und gleichzeitig unter Aktivist:innen relativ bekannt ist, die Rolle der Literatur hervorhebt. Es ist der vielzitierte Text *Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction* der in den USA tätigen Forscherin Teresa de Lauretis (1991). Die queertheoretische Forschung, die aus oder im Kontext von de Lauretis Studie entstanden ist, stellt ein sehr breites Feld dar, das sich – selbst wenn man sich nur auf den literarischen Bereich beschränken möchte, ohne andere Künste in Betracht zu ziehen – nur von Spezialist:innen dieses Gebiets und nur mit Schwierigkeit überblicken lässt. Ich habe mich deswegen bevorzugt für die punktuelle Analyse des Queer-Begriffs bei zwei ausgewählten Forscherinnen entschieden, die beide viel mit Literatur arbeiten und meines Erachtens stellvertretend für die Konzeptualisierung des Queeren

als agile und bewegliche bzw. beißende und reibende Kraft stehen. Es handelt sich zum einen (beim agil-beweglichen Queer-Konzept) um die in den USA tätige Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick (1950-2009), die wie de Lauretis zu den Pionier:innen der *queer studies* gehört, und zum anderen (beim beißend-reibenden Queeren) um die um eine Generation jüngere, im Vereinigten Königreich arbeitende Philosophin Sara Ahmed (geboren 1969). Ich werde im Folgenden anhand der Untersuchung ausgewählter Texte dieser Theoretikerinnen deren Auffassungen zum Queeren vor- und gegenüberstellen – und dabei zeigen, wie ihre jeweiligen Konzeptionen auch ihre Herangehensweisen an Literatur und ihre Interpretation beeinflussen. Im Anschluss sollen die Unterschiede zwischen beiden Positionen mit Hinblick auf die oben präsentierten existentiellen Fragen einerseits historisiert und andererseits kritisch abgewogen werden. Es ist nämlich nicht so, dass Kosofsky Sedgwick nur das Bewegliche am Queeren sieht und Ahmed umgekehrt ausschließlich das Reibende berücksichtigt, sondern beide zeigen sich der jeweils anderen Perspektive offen und beide räumen ihr auch eine gewisse Wichtigkeit ein. Beim Vergleich ihrer Auffassungen erweist sich deshalb besonders anregend, dass sie die vielschichtige Daseinslage des Queeren dennoch unterschiedlich nuancieren und priorisieren.²

2. Flink-Sein als Dasein: Das Queere nach Eve Kosofsky Sedgwick

Eve Kosofsky Sedgwick tritt mit einer eigenen Definition von Queer bereits 1993 hervor, das heißt nur zwei Jahre nach Erscheinen des oben erwähnten Aufsatzes von de Lauretis. Ihre Definition befindet sich in der Einleitung zum Sammelband *Tendencies* (betitelt *T Times*), in dem die Forscherin einige ihrer Studien über Literatur und das Nicht-(hetero-)normative sammelt und dabei die klare Absicht verfolgt zu zeigen, dass das Nicht-(hetero-)normative nicht nur ein literarisches Thema ist, sondern auch eine nicht-(hetero-)normative Interpretationsmethode, die eine eigene konzeptionelle Metaebene besitzt. Kosofsky Sedgwicks Charakterisierung des Queeren beginnt bei der Etymologie des Wortes *queer*, um dessen Eigenschaften darzulegen:

-
- 2 Ich möchte noch präzisieren, dass dieser Aufsatz keinen Anspruch darauf erhebt, die Gesamtentwicklung von Kosofsky Sedgwicks und Ahmeds Denken über das Queere darzustellen. Die Gegenüberstellung ihrer Auffassungen von Queer anhand der Begriffe Bewegung und Reibung bezieht sich auf die hier berücksichtigte Auswahl ihrer Texte und nicht auf ihr Gesamtwerk. Es wird nichtsdestotrotz am Ende der Studie versucht, auf dynamische Elemente im Werk beider Autorinnen hinzuweisen, die über den theoretischen Horizont des Queeren als Bewegung bzw. Reibung hinausgehen.

»Queer is a continuing moment, movement, motive – recurrent, eddying, *troubant*. The word ›queer‹ itself means *across* – it comes from the Indo-European root *-twerkw*, which also yields the German *quer* (transverse), Latin *torquere* (to twist), English *athwart*. [...] [Queer] tend[s] toward ›across‹ formulations: *across genders*, *across sexualities*, *across genres*, *across ›perversions‹* [...]. The *queer* of these essays is transitive – multiply transitive. The immemorial current that *queer* represents is antiseparatist as it is antiassimilationist. Keenly, it is relational, and strange.« (Kosofsky Sedgwick 1993, xii. Kursivierung im Original)

Die Feststellung, dass das Queere ein Phänomen ist, das sich über bzw. durch die hochnormierten Bereiche von Gender und Sexualität positioniert, gehört zu den Grundsätzen der *queer theory*, genauso wie die Vorstellung, dass diese erratische Kraft Verwirrung stiftet: Denn auch das Wort »perversions« wird von Kosofsky Sedgwick mit Hinblick auf dessen Ursprung aus dem Lateinischen *pervertere* (umkehren) verwendet. Die Tatsache, dass dieses Verb bereits bei den Altrömern die zweite Bedeutung von verderben besitzt, zeigt dabei auf, dass Quer-über- und Quer-durch-Positionierungen häufig misstrauisch wahrgenommen werden, da sie das Potential haben, festgelegte Ordnungsverhältnisse umzudrehen (»twist«) bzw. umzustürzen. Kosofsky Sedgwick betont diesen Aspekt, indem sie im obigen Zitat anmerkt, dass das Queere als Standpunkt (»the queer of these essays«) mehrfach transitiv ist, d.h. es verlangt nach Akkusativobjekten bzw. nach Dingen, die es affektieren und durch Umkehrung verändern kann. Besonders interessant in Bezug auf die Rolle des Queeren in der Kultur- und Literaturgeschichte ist schließlich die Anmerkung, dass das Queere eine Strömung darstellt, die seit undenklichen Zeiten (»immemorial«) vorhanden ist – ein Hauptziel von *Tendencies* ist es nämlich aufzuzeigen, dass das Queere als Phänomen Bestandteil des menschlichen Daseins und der menschlichen Kultur (quer) über und (quer) durch die Epochen ist. Es bildet also eine eigene Tradition, obwohl diese, anders als die Tradition in ihrer herkömmlichen (hetero-)normativen Auffassung, weder auf Ausschluss- noch auf Assimilationsmechanismen basiert: weswegen das, was nicht zur Tradition gehört, entweder abgesondert oder einverleibt werden muss. Der Weg des Queeren ist gerade aus diesem Grund – als Tradition, die sich allerdings weder »separatist« noch »assimilationist« verhält – laut Kosofsky Sedgwick so »strange«, denn er ist durch eine selten zu treffende Offenheit gegenüber der Welt und allen möglichen Auswirkungen der Relationsmöglichkeiten mit ihr geprägt. Diese seltsame Offenheit bestimmt darüber hinaus nach Kosofsky Sedgwick die bewegliche Energie des Queeren als eine sprudelnde (»edding«) Kraft, die an sich etwas besonders Genussvolles hat – und die letzten Endes die Ursache dafür ist, dass die queere Tradition sehr häufig eine versteckte bleiben muss, denn ihre ›behagende‹ Beweglichkeit wird von jedem (hetero-)normativen System als potentiell destabilisierend angefeindet und unterdrückt.

Es reicht hier auf eine der Studien aus *Tendencies* hinzuweisen, *Jane Austen and The Masturbating Girl*, eine Untersuchung von Jane Austens Roman *Sense and Sensibility* (1811), um zu veranschaulichen, wie Kosofsky Sedgwick die versteckte Tradition des Queeren in der Kultur nachzuverfolgen versucht – und zwar genau mit der Absicht, das genussbringende Destabilisierungspotential dieser Tradition durch Sichtbarmachung aus der Latenz herauszuholen und deren Energie zu entfesseln bzw. transitiv zu machen. Ziel ist es, die traditionelle Interpretation des Romans aus queerer Perspektive vollkommen umzudrehen. Die traditionelle Auslegung des Romans, die Kosofsky Sedgwick subvertieren möchte, kann hier mit Wolfgang G. Müllers Worten beschrieben werden:

»Den beiden gegensätzlichen Begriffen im Titel des Romans – ›sense‹ (Vernunft/Verstand) und ›sensitivity‹ (Gefühl) – entsprechen in antinomischer Präsentation die beiden Hauptfiguren: Elinor Dashwood, die vernunftgemäßes Verhalten repräsentiert, und ihre Schwester Marianne, die vom Gefühl beherrscht wird. Diese beiden Positionen werden am Beispiel der Liebesbeziehungen der zwei Schwestern expliziert: Elinors zumindest nach außen hin kontrolliertem Umgang mit den Enttäuschungen und schließlich mit dem Glück ihrer Liebe zu dem angehenden Geistlichen Edward Ferrars und Mariannes gesellschaftliche Normen missachtendem, exzessiv emotionalem Verhalten in ihrer Liebe zu Willoughby, der sich als charakterloser Verführer [...] erweist.« (Müller 2020)

Kosofsky Sedgwick polemisiert gegen ein solch moralisches Interpretationsschema des Romans, nach dem *sense* gegenüber *sensitivity* höhergestellt wird, bzw. nach dem vernünftiges Handeln Figuren mit starkem Willen charakterisieren soll, wohingegen emotionales Benehmen auf Charakterschwäche hindeutet:

»Most of the love story of *Sense and Sensibility*, no simple one, has been rendered all but invisible to most readers, leaving a dryly static tableau of discrete moralized portraits, poised antitheses, and exemplary, deplorable, or regrettably necessary punishments, in an ascetic heterosexualising context. This tableau is what we now know as ›Jane Austen‹.« (Kosofsky Sedgwick 1993, 127–128)

Das Zitat nimmt schon vorweg, dass der Sprengkraft des Romans laut Kosofsky Sedgwick in der Möglichkeit liegt, diesen aus der Perspektive der anderen, verborgenen und queeren Tradition zu lesen, indem man zeigt, wie sich die Handlung quer über/quer durch das Heteronormative und dessen vernünftig-selbstenthaltende, fast asketische Kodierung im Besonderen hinwegsetzt:

»*Sense and Sensibility* resists such ›progress‹ [der traditionellen Interpretation, M.C.] only insofar as we can succeed in making narratively palpable again, under the pressure of our own needs, the great and estranging force of the homoerotic

longing magnetized in it by the radiant and inattentive presence – the female figure of the love that keeps forgetting its name.« (Kosofsky Sedgwick 1993, 129)

Das homoerotische Begehren ist nach Kosofsky Sedgwick in *Sense and Sensibility* sogar zweifach vorhanden. Es handelt sich zum einen um Mariannes frei ausgelebten Selbsterotismus (sie ist nämlich das masturbierende Mädchen aus dem Aufsatztitel) und zum anderen um Elinors verdrängte inzestuöse homoerotische Anziehung zu ihrer Schwester. Kosofsky Sedgwick veranschaulicht die Präsenz des Masturbationsthemas im Roman durch eine Gegenüberstellung von literarischen und medizinisch-psychologischen Diskursen der damaligen Zeit. Marianne wird in der Geschichte grundsätzlich als jemand charakterisiert, der durch eine »restless, insulting, magnetic, and dangerous« Geistesabwesenheit auffällt (Kosofsky Sedgwick 1993, 121), wobei insbesondere das Merkmal der Rastlosigkeit laut Kosofsky Sedgwick Aufmerksamkeit verdient:

»Addict to ›rapidity‹ (p. 75) and ›requiring at once solitude and continual change of place‹ (p. 193), she responds to anything more sedentary with the characteristic ejaculation ›I hardly keep my seat‹ (p. 51). Sitting is the most painful and exciting thing for her. Her impatience keeps her ›moving from one chair to another‹ (p. 266) or ›[getting] up, and walk[ing] about the room‹ (p. 269).« (Kosofsky Sedgwick 1993, 119; eckige Klammern im Original)³

Mariannes Aussage über ihre Unfähigkeit zum Stillsitzen bezeichnet Kosofsky Sedgwick nicht zufällig als »Ejakulation«, denn Mariannes Darstellung in Austens Roman entspricht zahlreichen wissenschaftlichen Schilderungen von weiblichen Patientinnen aus der Zeit, die aufgrund ihrer intensiven selbsterotischen Tätigkeit unter medizinischer und psychologischer Beobachtung standen. Diese Frauen wurden im damalig herrschenden wissenschaftlichen Diskurs genauso dargestellt wie Marianne, als rastlos, unverschämt in ihrer Haltung und doch magnetisch anziehend und dadurch bedrohlich. Die Bedrohung der Masturbation liegt dabei darin, dass diese sexuelle Praktik, wie auch die homosexuelle Liebe selbst, einerseits nicht zeugungsorientiert ist, und andererseits, noch mehr als die homosexuelle Liebe, transversal zu allen sexuellen Identitäten zirkuliert und diese relativiert. Deswegen zeigt Kosofsky Sedgwick den Selbsterotismus als einen mächtigen queeren Faktor, der von der heteronormativen Kultur häufig eingeschränkt und tabuisiert wird.

Die Darstellung Mariannes als masturbierendes Mädchen könnte theoretisch auch die traditionelle Interpretation des Romans bekräftigen, erstens weil sie als etwas Unangebrachtes eben implizit bleibt (»the love that keeps forgetting its name«); Selbsterotismus wäre in diesem Fall eine der Eigenschaften, die Marianne

3 Sedgwick zitiert in ihrem Aufsatz aus Austen 1967.

nach der herkömmlichen Interpretation zum schlechten Vorbild, zum *bad girl* im Vergleich zum guten Mädchen Elinor machen. Aber gerade an dieser Stelle dreht Kosofsky Sedgwick die Bedeutung des Romans um bzw. queert ihn, indem sie darauf verweist, dass Marianne in Austens Geschichte trotz ihres Unglücks mit den Männern doch die glücklichere der beiden Schwestern sei, denn sie weiß sich selbst zu befriedigen. Elinor dagegen unterdrückt ihre erotische Anziehung und gar Liebe zu Marianne und heiratet am Ende des Romans. Elinors inzestuöse Hingabe zu Marianne bleibt dabei ein Motiv, das im Roman nie direkt offenbart wird: Kosofsky Sedgwick konzentriert sich auf jene Szenen, in denen Elinor ihre Schwester anschaut, und kommentiert diese mit folgenden, die herkömmliche Interpretation des Romans stark herausfordernden Worten: »Elinor's pupils, those less tractable sphincters of the soul, won't close against the hapless hemorrhaging of her visual attention flow toward Marianne« (Kosofsky Sedgwick 1993, 124). Elinors *gaze* auf die Schwester wäre somit ein sexuell begehrender und könne mit sexualisierenden Metaphern wie den »wenig lenkbaren Schließmuskeln der Seele« und »dem unseligen Bluten ihrer visuellen Aufmerksamkeit« in der Interpretation adäquat dargestellt werden.

Das Bild von Elinors »sphincters of the soul« scheint mir deswegen wichtig, weil es sehr deutlich herausstellt, was das Queere und die darauf basierende *queer theory* mit unserer Wahrnehmung als Rezipient:innen machen: Elinors Charakter wirkt in der Formulierung Kosofsky Sedgwick nämlich äußerst »strange«, denn deren metaphorische Sprache scheint die schützende Zuneigung Elinors für die Schwester – so wie man diese aus der traditionellen Interpretation des Romans kennt – enorm aufzuladen und ins Beliebige zu übertreiben. Gerade das ist für Kosofsky Sedgwick jedoch das Transitive am Queeren: Es wirkt sich auf die Texte aus, dreht sie um und öffnet den Blick für das Unerwartete. Dabei scheint, dass Kosofsky Sedgwick mit Absicht offen lässt, ob die queeren Elementen in *Sense and Sensibility* tatsächlich im Roman implizit und versteckt präsent sind, oder aber von ihr als Leserin in den Roman (zumindest teilweise) hineinprojiziert werden: Während das Motiv der Masturbation durch die Parallelisierung mit historischen Quellen plausibel wird, stützt sich Elinors Begehren lediglich auf Kosofsky Sedgwick's rhetorische und argumentative Interpretationskunst. Kosofsky Sedgwick's Beschreibung von Elinors Augen als »sphincters of the soul« kann zwar von den Leser:innen als Überstrapazierung von Austens Text wahrgenommen werden, ist aber in ihrer Subvertierung der klassischen Darstellung Elinors als Heldin der Vernunft so schelmisch expressiv, dass man sie gerne ernst nehmen möchte. Kosofsky Sedgwick wartet meiner Meinung nach auf nichts Anderes: Denn sich auf das Queere einzulassen bedeutet, so wie ich *Jane Austen and the Masturbating Girl* verstehe, zu akzeptieren, dass die queere Tradition in der Kulturgeschichte nicht nur ermittelt, sondern auch imaginiert werden muss – und dass der queere Blick und die queere Theorie zugleich Entdeckung und Erfindung von queeren Spuren in der Kultur

darstellen. Die Beweglichkeit des Queeren ist also jenseits des Geschlechtlichen auch eine, die sich auf erkenntnistheoretischer und ästhetischer Ebene zwischen *facta* und *ficta* bewegt, wobei *ficta* als etwas Wahrscheinliches im aristotelischen Sinne zu verstehen sind, das heißt als mögliche Zusammenhänge, die es vielleicht nicht gegeben hat, aber die es durchaus hätte geben können. Diese Mobilität zwischen Fakt und Fiktion lässt sich mit dem oben erwähnten relationalen Nicht-ausschließend- und Nicht-assimilierend-Sein des Queeren in einen Zusammenhang bringen. Denn Kosofsky Sedgwicks Text lädt dazu ein, die Möglichkeit von Elinors homosexuellem Begehren nicht auszuschließen. Gleichzeitig stellt sie diesen Zusammenhang aber nicht als Fakt dar, sondern gestaltet ihre Argumentation als Imaginationsspiel mit dem aristotelisch Wahrscheinlichen. Dabei vertuscht sie dieses Spiel mit dem Wahrscheinlichen nicht, sondern exhibiert es durch die Metapher der »sphincters of the soul«. Es steht also allen Leser:innen frei, gemeinsam mit Kosofsky Sedgwick *Sense and Sensibility* zu queeren, indem man die Fiktion von Elinors homosexuellem Begehren als Entdeckung und Erfindung des Möglichen betrachtet, oder nicht, indem man sich bei der Interpretation des Romans an das hält, was in der Geschichte faktisch geschieht. Der Gewinn des Mitqueerens liegt nach Kosofsky Sedgwick eben in dem sprudelnden Genuss, sich auf andere Vorstellungen als die der (Hetero-)Normativität einzulassen; Vorstellungen, die deshalb so lustvoll sind, weil sie sich keinem Ordnungssystem verschreiben. Denn Kosofsky Sedgwick neigt offensichtlich dazu, das Queere aufgrund seiner radikalen Offenheit für flinker als jedes Ordnungsprinzip zu halten und betont gerne seine Nichteinholbarkeit sowie seine Nichteinverleibbarkeit vonseiten des (Hetero-)Normativen.

Es ist nicht schwierig, hinter Kosofsky Sedgwicks Konzeptualisierung des Queeren bestimmte Komponenten der Kultur der 1960er Jahre festzustellen: Es geht natürlich um den allgemeinen Emanzipationswunsch dieser Zeit, der sich bei ihr als eine nicht auf schematisierenden Normen reduzierte Kraft zeigt. Man kann sicherlich einen Vergleich zwischen dem nichtbinären Queer-Begriff Kosofsky Sedgwicks und den politischen Vorstellungen der *New Left* anstellen, sowie vieler damit mehr oder weniger verbundenen sozialen Bewegungen dieser Zeit, die über (»across«) die dichotome politische Landschaft des Kalten Kriegs hinübergehen wollen – aber die direkteste Verbindung zwischen Kosofsky Sedgwick und der Kultur der 1960er Jahre besteht wahrscheinlich auf der theoretischen Ebene, und zwar mit dem starken poststrukturalistischen Impetus, der sich zu dieser Zeit in der westlichen Forschungslandschaft immer mehr verbreitet. Kosofsky Sedgwick betrachtet das Aufbrechen fester Strukturen genauso wie Jacques Derrida und die Dekonstruktivist:innen, oder wie Gilles Deleuze und Félix Guattari, Michel Foucault und viele andere Poststrukturalist:innen: als eine Operation, die nicht nur auf intellektueller und politischer Ebene rational notwendig ist, sondern immer eben auch lustvoll und genussbringend. Man hat nämlich bei der Lektüre

von Kosofsky Sedgwick den Eindruck, dass das Aufbrechen der Normativität, die bei ihr die Gestalt der *across*-Bewegung annimmt, zwar eventuell mühsam, aber letzten Endes nichts Anderes als behagend sein kann – und es gehört zu der Vorstellung von Dekonstruktivist:innen und Poststrukturalist:innen, dass die Menschen einerseits über viel Lebensenergie verfügen und andererseits diese durch den Genuss des Normenaufbrechens steigern können, sodass sie, wenn sie sich des Zwangs des Normativen bewusst werden, immer wieder genug sprudelnde Kraft in sich spüren, um diesen Zwang mit Genuss zu subvertieren und sich davon wegzubewegen.⁴

3. Unbequem-Sein als Dasein: Das Queere nach Sara Ahmed

Ahmeds Definition des Queeren nimmt ihren Ausgang bei Kosofsky Sedgwicks Überlegungen, aber sie entwickelt sie in eine etwas andere Richtung, die nicht so sehr das Darüberhinaus des Queeren in Bezug auf die (hetero-)normative Kultur, sondern ganz im Gegenteil dessen Reibungspotential am (Hetero-)Normativen hervorhebt. Ahmeds Hinweis auf Kosofsky Sedgwicks Position ist dabei in ihrem Werk explizit, zum Beispiel in der Studie *Willful Subjects*:

»As Eve Kosofsky Sedgwick has elaborated, the word ›queer‹ derives from the Indo-European word ›twerk‹, to turn or to twist, also related to the word ›thwart‹ to transverse, perverse, or cross [...]. That this word came to describe sexual objects is no accident: those who do not follow the straight line [...] are the perverts: swerving rather than straightening, deviating from the right course. To queer the will is to show how the will has already been given a queer potential.« (Ahmed 2014, 11)

Das Zitat zeigt, dass Ahmed wie Kosofsky Sedgwick das Schrägsein des Queeren gegenüber der Geradlinigkeit des (Hetero-)Normativen behauptet – ihre Darstellung der Lage des Schrägen ist allerdings eine, die nach meinem Verständnis diejenige Kosofsky Sedgwicks implizit hinterfragt, was die folgende Textstelle aus einer anderen Untersuchung Ahmeds, *The Cultural Politics of Emotion*, veranschaulicht:

»[Queer] idealises movement and detachment, constructing a mobile form of subjectivity that could escape from the norms that constrain what it is that bodies can do. Others have criticised queer theory for its idealisation of movement [...]. As Epps put it: ›Queer theory tends to place great stock in movement, especially when it is movement against, beyond, or away from rules and regulations, norms and conventions, borders and limits [...] it makes fluidity a fetish« (Epps 2001: 413).

4 Siehe zur Kulturgeschichte der 1960er Jahre Klinke/Scharloth (2008), die diese Zeit sowohl auf der politischen als auch auf der theoretischen und künstlerischen Ebene charakterisieren.

The idealisation of movement, or transformation of movement into a fetish, depends upon the exclusion of others who are already positioned as *not free in the same way* [zum Beispiel die Heterosexuellen, M. C.].« (Ahmed 2014, 152; Kursivierung im Original)⁵

Hinsichtlich der Queer-Konzeptualisierungen à la Kosofsky Sedgwick stellt Ahmeds zwei kritische Fragen, welche die Beweglichkeit des Queeren als lustvolles Prinzip beleuchten. (Zwar wird der Begriff des Genusses im obigen Zitat nicht explizit erwähnt, die Bezeichnung der Bewegung als »fetisch« bezieht ihn aber mit ein):⁶ Ahmed hinterfragt erstens, dass Bewegung ein *per definitionem* positives und genussbringendes Prinzip ist und sie fordert zweitens das queere Denken heraus, indem sie ihm einen diskriminierenden Umgang mit der heterosexuellen Kultur vorwirft, als ob diese *per se* der Beweglichkeit unfähig wäre. Ahmed unterscheidet hier also implizit zwischen dem Heterosexuellen und dem [Hetero-]Normativen, wobei nur das [Hetero-]Normative programmatisch das mobile Veränderungspotential menschlicher Vorstellungen und Verhalten zugunsten systemischer Regelanpassung einschränkt. Ahmed bezweifelt außerdem, dass die queere Kultur in ihren Bewegungen wirklich so frei ist, wie einige Theoretiker:innen behaupten:

»Discomfort is [...] *about inhabiting norms differently*. The inhabitation is generative or productive insofar as it does not end with the failure of norms to be secured, but with possibilities of living that do not ›follow‹ these norms through. Queer is not, then, about transcendence or freedom from the (hetero)normative. Queer feelings are ›affected‹ by the repetition of the [heterosexual] scripts that they fail to reproduce, and this ›affect‹ is also a sign of what queer can do, of how it can work by *working on the* (hetero)normative.« (Ahmed 2014, 155; Kursivierung und Einklammerung beim Wort »[hetero]normative« im Original)

Ahmed ist also der Meinung, dass das Queere keineswegs in der Lage ist, über die (hetero-)normative Kultur hinauszugehen und sich frei von dieser zu bewegen. Das Queere bildet vielmehr eine Alternative zu der (hetero-)normativen Kultur, die als solche mit dieser Kultur ununterbrochen konfrontiert wird – und das nicht nur in dem Sinn, dass das (Hetero-)Normative das Queere verdächtigt, missbilligt oder anfeindet, sondern auch in dem Sinn, dass das (Hetero-)Normative als hegemonisches Kultursystem jene mächtige Denk- und Handlungsmuster schafft, die als »scripts« von der Gesellschaft wiederholt werden und dabei auch queere Menschen beeinflussen. Ahmeds Feststellung, dass queere Subjekte bei der Reproduktion solcher Muster versagen, ist insofern ambivalent, als in der zitierten Textstelle

5 Siehe Epps 2001.

6 Zur Entwicklung des Fetischismus-Begriffs in der Psychoanalyse siehe Böhme 2006, 373–484. Zur Verbindung zwischen Fetischismus und Genuss in der Ästhetik der Künste siehe Fusillo 2011.

offenbleibt, ob sie durch das Verb scheitern (»fail«) die Ansicht (hetero-)normativer Subjekte wiedergibt oder aber den bewussten bzw. unbewussten Versuch queerer Subjekte, selbst nach bestimmten Denk- und Handlungskonstellationen des (Hetero-)Normativen zu handeln. Andere Stellen von Ahmeds Analyse verdeutlichen allerdings, dass beides für sie möglich ist, und beides das Nebeneinander – die Reibung eben – zwischen (Hetero-)Normativem und Queerem grundsätzlich prägt: Denn letzteres wirkt auf ersteres nicht nur dann deplatzierend, wenn es den (hetero-)normativen »scripts« nicht folgt, sondern auch in den Fällen, in denen es sich diese »scripts« aneignen will (Ahmeds Beispiel dafür ist die Debatte über das Verlangen queerer Subjekte nach der Institutionalisierung homosexueller Ehen samt konsequenter Adaptierung des Elternrechtes, siehe zum Beispiel Ahmed 2014, 148–151). Ihr Plädoyer ist, dass die queere Kultur, Praxis und Theorie diesen Umstand reflektiert und sich damit befasst, dass die unausweichliche Reibung des queeren (hetero-)normativen Nebeneinanders dafür sorgt, dass die Erfahrung des Queeren immer durch eine gewisse Ungemütlichkeit/Unbequemlichkeit bzw. ein Unbehagen (»discomfort«) charakterisiert wird. Ahmed betrachtet das allerdings nicht als Manko, sondern als das eigentliche Potential des Queeren: Komfort reduziert nämlich die Sensibilität für die Unterschiede und Gefälle zwischen Menschen, weil gemütlich zu sein die irreführende Sehnsucht erzeugt, sich immer und überall an die jeweilige Umgebung mühelos anzuschmiegen – wie in einen gemütlichen Sessel:

»To be comfortable is to be so at ease with one's environment that it is hard to distinguish where one's body ends and the world begins. One fits, and by fitting, the surfaces of bodies disappear from view. [...] The sinking feeling involves a seamless space, or a space where you can't see the »stitches« between bodies.« (Ahmed 2014, 148)

Um zu zeigen, dass die Suche nach dem Komfortablen bzw. nach dem Ende der Reibung gefährlich für die queere Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung sein kann und um auf das ergiebige (»generative or productive«) Potential von unbehaglicher Reibung aufmerksam zu machen, rekurriert Ahmed auch auf Literatur. Sie widmet sich dabei sowohl in der bereits erwähnten Arbeit *Willful Subjects* als auch in *The Promise of Happiness* (2010) dem Thema der Familie, das die unvermeidliche Friktion zwischen Heteronormativem und Queerem sehr deutlich zum Ausdruck bringt. Die hegemonische Familienvorstellung basiert auf zwei Annahmen, die für queere Menschen zwangsweise eine Herausforderung darstellen: Die Familie ist aus heteronormativer Sicht erstens immer heterosexuell und gegebenenfalls mit Kindern ausgestattet und sie wird zweitens als ein unhinterfragbares Prinzip des Glückes postuliert. Das bedeutet für Ahmed auch, dass die heteronormative Sicht die Familie als *per se* komfortable bzw. behagliche Daseinsform konzipiert, denn ihre postulierte Positivität heißt, dass sie immer auch »at ease with one's environment« ist bzw. sie bildet die optimale Ausgangslage, um mit jed-

weder Umgebung zu interagieren.⁷ Es ist genau die Glücksverheißung, die in der heteronormativen Idee von Familie eingeschrieben ist, die als vermeintliches Todschlagargument der heteronormativen Kultur gegen das Queere dient. In kulturell liberalen Kontexten lässt man sich zwar darauf ein, dass einige Individuen nicht-heteronormative Lebensformen anziehend finden, und dass es ungut und ungerecht wäre die Neigung dieser Individuen zur Verwirklichung ihrer erwünschten Lebensformen mit Gewalt zu unterbinden. Jedoch auch in diesen toleranten Kreisen wird ab und an gesagt, dass queere Menschen die nicht-heteronormative Formen von Sexualität zwar ausleben dürfen, sie müssen aber damit rechnen, dass sie damit nicht glücklich werden, weil ihnen die Urquelle von Glück, d.h. die heteronormative Familie, stets fehlen wird. Das übliche Korollar zu diesem Argument ist dann, dass es für queere Subjekte empfehlenswert wäre, genug starken Willen aufzubringen, um in der Heteronormativität zu leben und dank der Selbsterfahrung der heteronormativen Familie glücklich zu werden.

Ahmed stellt in *The Promise of Happiness* mehrere literarische Texte gegenüber, um verschiedene queere Antworten auf das heteronormative Todschlagargument des Familienglücks zu vergleichen – und um aus der eigenen Perspektive zu zeigen, welche dieser Antworten einen ergiebigen Umgang mit dem Unbehaglichen am Queeren darstellt. Ich konzentriere mich hier auf zwei der Texte, die Ahmed in ihrer Analyse berücksichtigt. Während der erste Text, Radclyffe Halls *The Well of Loneliness* (1928), ein Klassiker der frühen lesbischen Literatur ist, vereint der zweite, Nancy Gardens *Annie on my Mind* aus dem Jahr 1982, sowohl die Erfahrungen der ersten und zweiten Welle des Feminismus, als auch die Anfänge der LGBT-Bewegung.

The Well of Loneliness erzählt die Geschichte einer Frau, die sich Stephen nennen lässt und die in verschiedenen Beziehungen zu Frauen lebt, bevor sie mit Mary zusammen kommt. Am Ende des Romans entscheidet sich Stephen jedoch gegen die Beziehung mit Mary und überlässt sie Martin, der ebenfalls in sie verliebt ist. Denn Mary kann Stevens Meinung nach – ganz in der heteronormativen Logik – nur mit einem Mann glücklich werden, mit dem sie eine heteronormative Familie gründen kann:

»Never before had she seen so clearly all that was lacking to Mary Llewellyn, all that would pass from her faltering grasp, perhaps never to return, with the passing of Martin – children, a home that the world would respect, ties of affection that the world would hold sacred, the blessed security and the peace of being released from the world's persecution. And suddenly Martin appeared to Stephen as

7 Die Frage, ob die heteronormative Familie auch monogam sein soll, ist wiederum kulturabhängig (wobei in der Regel nur der Mann polygam sein kann).

a creature endowed with incalculable bounty, having in his hands all those priceless gifts which she, love's mendicant, could never offer. Only one gift she could offer to love, to Mary, and that was the gift of Martin.« (Radclyffe Hall 1982, 438–439, zitiert in Ahmed 2010, 100)

Stephens Entscheidung mag auf den ersten Blick eine unkomfortable sein, sie wurde jedoch im Hinblick auf ein behagliches Leben der Geliebten getroffen. Dabei merkt Ahmed an – ohne Stephens Selbstlosigkeit und Leid negieren zu wollen – dass sein Verhalten dennoch den komfortablen Erwartungen der hegemonischen heteronormativen Glücksvorstellungen entspricht. Schließlich unterstellt sich Stephen dem Prinzip der heteronormativen Deutungshoheit über »das Heilige« (»ties of affection that the world would hold sacred«) und bestätigt damit, dass jede Person, die sicher und friedlich leben möchte, nach heteronormativen Vorstellungen zu handeln habe, wenn Verfolgung vermieden werden soll.

Anders als Stephan handelt Lisa, die Protagonistin von *Annie on my mind*, indem sie die glücksverheißenden Strukturen des Heteronormativen sowohl für sich selbst als auch für ihre Freundin grundsätzlich ablehnt – obwohl sie damit ihren Vater, mit dem sie eine enge Beziehung hat, enttäuscht:

»Lisa«, my father said, »I told you I'd support you and I will. And right now I can see we're all too upset to discuss this very much more, so in a minute or two I'm going to take you and your mother and me out to lunch. But honey, I know it's not fashionable to say this, but – well, maybe it's just that I love your mother so much and you and Chad so much that I have to say to you I've never thought gay people can be very happy – no children for one thing, no real family life. Honey, you are probably going to be a damn good architect – but I want you to be happy in other ways, too, as your mother is, to have a husband and children. I know you can do both [...]« *I am happy*, I tried to tell him with my eyes. *I'm happy with Annie; she and my work are all I'll ever need; she's happy, too – we both were until this happened.*« (Garden 1982, 191, zitiert in Ahmed 2010, 93. Kursivierung im Original)

An obigem Zitat interessiert Ahmed besonders das Ende: Lisa entscheidet sich für das Queere, als ihre eigene Form von Glück, obwohl sie gleichzeitig versteht, dass dieses Glück nie vollständig sein wird, denn eine solche Entscheidung wird konsequenterweise einen Riss in ihrer engsten affektiven Welt verursachen. Der Vater wird diesen Entschluss nämlich zwar akzeptieren, aber womöglich nie wirklich verstehen – Lisa entscheidet sich, anders formuliert, für ein ungemütliches Glück, in dem sie nicht »at ease with one's environment« lebt.

Ahmed ist sich bewusst, dass *The Well of Loneliness* und *Annie on my mind* vor zwei unterschiedlichen kulturgeschichtlichen Hintergründen entstanden sind, weswegen sich das Handeln von Stephen und Lisa in Bezug auf die Erwartungen einer (hetero-)normativen Gesellschaft nicht direkt vergleichen lässt. Sie betont aber,

dass das Zeitgefälle zwischen beiden Texten sehr deutlich die konstitutive Reibung im Verhältnis zwischen (Hetero-)Normativem und Queerem veranschaulicht. Die Intensität der Reibung kann in bestimmten Phasen der Geschichte, wie zum Beispiel zu Lebzeiten von Radclyffe Hall, so groß sein, dass ein bitterer Rückzug, wie derjenige von Stephen, nachvollziehbar wird. Es geht Ahmed nämlich nicht darum, Stephens Entscheidung als Absage auf das Queere zu disqualifizieren; sie möchte allerdings klarstellen, dass Stephens Verhalten für das Nebeneinander von (hetero-)normativer und queerer Kultur nicht ergiebig ist, weil es die Hegemonie der (hetero-)normativen Vorstellungen nicht in Frage stellt – anders als Lisas Verhalten, das genau dies tut. Dabei reflektiert Ahmed selbstverständlich, dass eine Figur wie Lisa am anderen Ende des 20. Jahrhunderts wesentlich weniger unangenehme Reibung als Stephen in Kauf nehmen muss, um das (Hetero-)Normative herauszufordern. Sie weist aber auch darauf hin, dass die Begegnung zwischen (Hetero-)Normativem und Queerem auch nach der Entstehung der queeren zivilgesellschaftlichen Bewegungen (das heißt ab den 1960er Jahren), die die Herausforderung des (Hetero-)Normativen zur Praxis gemacht haben, nicht vollkommen und ohne Reibung und Unbequemlichkeiten vonstattengehen kann. Und dies gilt auch für eine Umgebung, die so liebevoll mit queeren Menschen umgeht, wie Lisas Vater, und zwar aus dem Grund, dass queere Individuen auch mit einer noch so zarten, heteronormativen Umgebung nicht verschmelzen können.⁸

Mein Hinweis auf die 1960er Jahre hilft Ahmeds Positionierung und Distanzierung zu Kosofsky Sedgwick zu historisieren, weil auch Ahmeds emanzipatorischer Anspruch gegenüber dem (Hetero-)Normativen in der Kulturgeschichte dieser Zeit verwurzelt ist, wenn auch ihre Denkweise, die viel stärker das Gegeneinanderstoßen der Konfrontation betont, vermutlich einen etwas anderen Hintergrund als die Auffassungen Kosofsky Sedgwicks hat. Das Queere ist für Ahmed nicht flink genug, um sich dem Aufprall der Auseinandersetzung mit dem (Hetero-)Normativen zu entziehen. Ihre Aufmerksamkeit für den ungemütlichen Streit der Positionen schließt an die marxistische dialektische Tradition des Denkens an, nach der keine Kultur ohne eine gewisse Form von Kampf, die zwangsweise zu einer Kollision führt, davonkommen kann. Es geht also bei Ahmed gerade um jene frontenorientierte Einstellung, die wiederum mehrere linke Akteure in den 1960er Jahren ändern möchten, indem sie einerseits im Rahmen der *New-Left*-Bewegung für neue Formen von politischer Emanzipation plädieren, die über den klassischen

8 Es muss hier dennoch der Vollständigkeit halber noch darauf hingewiesen werden, dass Ahmeds Interpretation von *The Well of Loneliness* auch in Stephens Verhalten am Ende des Romans eine ergiebige Reibung mit dem (Hetero-)Normativen erkennt – obwohl nicht in direktem Bezug auf Mary. Ahmed liest nämlich den Abschluss des Romans, in dem sich Stephen mit der Verzweiflung aller queeren Individuen identifiziert, als ein Vorzeichen der queeren Revolte gegen das (Hetero-)Normative (Ahmed 2010, 101-103).

und durch den Kalten Krieg weltweit institutionalisierten Konflikt zwischen Rechten und Linken hinausgehen – und indem sie andererseits auf theoretischer Ebene neue Denkweisen wie zum Beispiel die oben erwähnte Dekonstruktion und den Poststrukturalismus anregen, die alle Kulturkonstrukte mit fester Struktur verächtigen (und deswegen auch die klassische marxistische Dialektik, die aus der Perspektive dieser Theorien solche Strukturen als zu starr erfasst). Es darf dennoch nicht vergessen werden, dass die Kultur der 1960er Jahre gleichzeitig auch eine neomarxistische Kultur produziert, die sich sowohl politisch als auch theoretisch in Aktualisierungen des dialektischen marxistischen Denkens äußert, wie beispielsweise im Denken Louis Althusser. Diese Kultur berücksichtigt zwar in ihrer Auswertung und Erneuerung des marxistischen Denkens die Ansätze von Poststrukturalismus, Dekonstruktion und Teilen der *New Left* mit, aber sie verzichtet nicht auf die Vorstellung, dass Kulturgeschichte letzten Endes als durch konfliktbeladene Frontenreibung zwischen konservativen (rechten) und emanzipatorischen (linken) Kräften vorangetrieben wird. Ahmeds Hervorhebung des Ungemütlichen am Queeren scheint mir stärker als Kosofsky Sedgwicks Konzept mit diesen die direkte Konfrontation suchenden Positionen innerhalb der neomarxistischen Strömung der 1960er Jahre zu resonieren.

4. Sanft-Sein als Dasein? Eine ökologisch-existentielle Frage an das Queere

Ich möchte im Abschluss dieses Aufsatzes auf die humanistische und existentielle Relevanz eingehen, die die Brisanz der Theorien und Praktiken der Queer-Kultur ausmacht. Ich habe zu Beginn behauptet, dass die Doppelkodierung des Queeren als genüssliche Bewegung bzw. unbehagliche Reibung mit grundsätzlichen Fragen über das menschliche Dasein zusammenhängt, wie z.B. jener nach der (Un-)Möglichkeit einer Befreiung von Normen oder nach einer Emanzipation ohne Konfrontation, Anstrengung und Leid. Ich glaube, dass die Betrachtung dieser Doppelkodierung am Beispiel von Kosofsky Sedgwick und Ahmed ihre humanistische und existenzielle Bedeutung vor allem dann entfaltet, wenn man die beiden Positionierungen aus zeitlich-generationaler Perspektive anschaut: Denn die Tatsache, dass Kosofsky Sedgwick die enge Verbindung zwischen Bewegung und Genuss und Ahmed diejenige zwischen Reibung und Unbehagen betont, lässt sich nicht einfach mit individuellen Perspektiven der beiden Denkerinnen erklären, sondern ist den unterschiedlichen Lebenskontexten zweier Generationen geschuldet. Kosofsky Sedgwick wurde zu Beginn der 1950er Jahre geboren und ist in der tatsächlich bewegten Aufbruchsstimmung der 1960er und 1970er Jahre aufgewachsen und in dieser Zeit zu einer *New-Left*-orientierten Erwachsenen geworden. Von eben dieser Aufbruchsstimmung geprägt, entstanden sowohl ihre Untersuchun-

gen über die nicht(hetero-)normative Kultur der 1980er als auch Anfang der 1990er Jahre ihr Buch *Tendencies*. Grund für ihre Abwehrhaltung war vermutlich auch die Tatsache, dass sich die Hegemonie des Neoliberalismus am Ende des 20. Jahrhunderts peu à peu verfestigte und allmählich immer weniger Raum für viele andere kulturelle Entwürfe, die in den 1960er und 1970er Jahre entworfen wurden, zuließ. Ahmed wird dagegen erst am Ende der 1960er Jahre geboren und muss schon als junger linker Mensch die De-Potenzierung der kulturpolitischen Visionen der sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre erleben. Sie gehört somit zu jener linken Generation, welche im Rückblick die Geschichte der linken Bewegungen hinterfragt, um dadurch deren Untergang besser zu begreifen.

Als ein linksorientierter Mensch, der ungefähr zehn Jahre nach Ahmed geboren ist, fällt es mir leicht zu verstehen, warum sie darauf beharrt, dass jede Form von Anderssein bzw. jede Abweichung von den etablierten Normen zu einer Reibung führen muss, wenn sie »generative and productive« sein will. Aus der Perspektive der 2000er und 2010er Jahre musste Ahmed feststellen, dass die Annahme der 1960er und 1970er Bewegung, allein durch ihre Theorien und Praktiken flink genug zu sein, um somit über den bis dahin dialektisch normierten bis erstarrten Kampf in der Gesellschaft hinwegzugehen, täuschte. Vielmehr wurde das nicht-intendierte Ziel erreicht, dass die neue hegemonische und neoliberale Kultur die emanzipatorische Kraft dieser Bewegungen sukzessive ausschaltete. Dabei hat sich der Neoliberalismus, zunächst ganz ähnlich wie die sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre, immer als eine Kraft präsentiert, die für persönliche Freiheiten und Beweglichkeit der Kultur und der Gesellschaft steht. Und so wurde er in einigen, nicht wenigen Gruppierungen der *New Left* als zumindest teilweise fortschrittliche politische Kraft und möglicher Verbündeter betrachtet. Eine Tendenz, die nach 1989 besonders stark geworden ist. Diese »versöhnliche Haltung« zum Neoliberalismus hat sich jedoch für die Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre, die eben nicht nur nach persönlichen Freiheiten, sondern auch nach sozialer Gerechtigkeit und Machtkritik strebten, als fataler Fehler erwiesen. So hat der Neoliberalismus zwar, seitdem er hegemonisch geworden ist, bestimmte persönliche Freiheiten gewährt, zugleich aber soziale Unterschiede und Machtgefälle keineswegs abgeschafft. Es ist also nachvollziehbar, dass Ahmed vor der Gefahr warnt, an die Möglichkeit einer bequemen Emanzipation zu glauben, die ohne gesellschaftliche Reibung vonstattengeht. Denn die Tatsache, dass queere Menschen heutzutage in einigen neoliberalen Gesellschaften dieser Welt bestimmte Grundrechte genießen, heißt längst nicht, dass diese Gesellschaften das (Hetero-)Normative in Frage stellen. Es ist nämlich, laut Ahmed, nicht per se queer bzw. nicht(hetero-)normativ, die Ehe zwischen Homosexuellen vonseiten der neoliberalen Welt zu legalisieren. Vielmehr bestätigt diese letztendlich meistens nur jene (hetero-)normativen Strukturen, die sie nachahmt: »Gay relationships, by miming the forms of heterosexual coupling, hence pledge their allegiance to the very formst hey cannot inhabit« (Ahmed 2014,

150) – und so zeigen die (hetero-)normativen Strukturen eben nur so lange eine Offenheit für queere Menschen, als dass diese als Subalterne versuchen, sich durch Mimikry in ihnen einzurichten. Man versteht insofern, warum Ahmed, die an das emanzipatorische Potential vom Queeren glaubt, sich mehr auf die strenge und konfrontative Disziplin des sozialen Unbequemseins verlässt als auf den *across*-Drang der queeren Energie, der Kosofsky Sedgwick so stark animiert: Ahmed kann diesem Drang allein jedenfalls nicht mehr ganz vertrauen, nachdem sie miterleben musste, wie dieser ab den 1980er Jahren immer mehr domestiziert wurde.⁹

Ich frage mich aber, ob die Jahre, die mich von Ahmed trennen, auch noch eine weitere Rolle spielen, denn ich kann zwar Ahmeds Distanzierung von Kosofsky Sedgwick verstehen, empfinde aber ihre und Kosofsky Sedgwicks Haltung – neben dem ihnen gemeinsamen Emanzipationswunsch – an mindestens noch einer weiteren Stelle sehr ähnlich, und zwar in der Zentralität, die der Energiefaktor – ein überschüssiger Energiefaktor – für die Queer-Auffassungen der beiden spielt. Das Queere generiert nach Kosofsky Sedgwick einen Überschuss an genüsslicher Bewegungskraft, und nach Ahmed verlangt es wiederum nach einem Überschuss an unbehaglicher Reibungsresistenz. Was wird aber mit queeren Menschen, wenn sie für längere oder kürzere Zeit über solche Energie nicht verfügen? Wenn sie keine oder nur noch wenig Bewegungs- bzw. Konfrontationsenergie in sich spüren? Ich frage mich, ob die neuen Generationen und insbesondere die der um 2000 Geborenen, nicht diejenigen sind, die gerade ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass menschliche Energie genauso wie jede andere Ressource auf der Erde begrenzt und nur zu einem gewissen Grad erneuerbar ist. Man kann aus solch einer ökologischen Perspektive, die sich in verschiedenen humanistischen Diskursen unserer Zeit immer stärker verbreitet, auch das Queere und das (Hetero-)Normative betrachten und sich fragen, wie viel und in welchen Situationen diese Lebensmodi energiegebend bzw. -raubend sind. Denn sowohl die Festlegung von Normen als auch deren Infragestellung und Überschreitung kann in Bezug auf mehr oder minder komplexe und situative Faktoren Energie schöpfen, oder eben auch erschöpfen. Die Idee, dass der Mensch in irgendeinem Bereich seines Daseins einschließlich des

9 Ich habe an anderer Stelle versucht, das meiner Meinung nach eher verfallende Nachleben der Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre über 1989 bis heute am Beispiel der tschechischen Dissidentenbewegung der 1970er und 1980er Jahre und ihrem *aftermath* nach der Wende darzustellen (Colombi 2020). Die Arbeit ist zunächst als Beitrag für die Konferenz »From May 1968 to November 1989: Transformations of the World, Literature and Theory/Od maja 1968 do novembra 1989: transformacije sveta. literature in teorije« (07.–08.11.2019) am Institut für slowenische Literatur und Literaturwissenschaften der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Ljubljana entstanden. Ich verdanke der Konferenz und den Publikationen, die daraus entstanden sind (Juvan 2020 und 2021), wichtige Einblicke in die globale Kulturgeschichte der 1960er und 1970er Jahre und ihres Erbes.

Geschlechtlichen den »besten« Umgang mit seiner Energie lernen kann, halte ich dabei für eine Chimäre (denn wie und wer soll festlegen, was das ultimativ Beste für die Menschen ist?). Aber ich empfinde es als ein interessantes Gedankenspiel, wenn sich eine neue Sensibilität für Kulturphänomene entwickelt, die nicht so sehr auf überschüssige Energieproduktion bzw. -verbrauch fokussiert, sondern auf ein nachhaltiges energetisches Gleichgewicht. Ist ein solcher Gleichgewichtsbegriff zu statisch und langweilig für das neugierige Lustprinzip der Menschen? Ist es zu bequem, ist es vielleicht sogar eine komfortable neoliberale Adaption nichtwestlicher Theorien und Praktiken, eine Art Yoga für Manager und Gemanagte? Es mag manchmal so sein, aber ein weiterer Blick auf die Texte von Kosofsky Sedgwick und Ahmed macht deutlich, dass beide ernsthaft bzw. jenseits des Mainstreams auch die Frage nach dem energetischen Gleichgewicht und dessen Bezug auf das Queere thematisieren.

Energetisches Gleichgewicht spielt eine große Rolle in Kosofsky Sedgwicks spätem Schreiben um das Jahr 2000, das einerseits über die oben nachgezeichnete Kulturgeschichte des Westens ab den 1960er Jahren nachdenkt und andererseits sich aus autobiografischen Gründen mit der Krankheit und dem Tod auseinandersetzt, weil bei Kosofsky Sedgwick unheilbarer Krebs diagnostiziert wurde. Es entstehen in dieser Zeit Studien wie *Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You* oder *Pedagogy of Buddhism* (beide 2003 in der Essaysammlung *Touching Feeling* veröffentlicht), deren Inhalte um das Problem des energetischen Gleichgewichtes kreisen, obwohl dieser Begriff nie explizit verwendet wird. *Paranoid Reading and Reparative Reading* liest die gesamte westliche Theoriebildung des 20. Jahrhunderts und insbesondere die Texte ab den 1960er Jahren inklusive der *queer theory* und Kosofsky Sedgwicks eigene Arbeit gegen den Strich – und zeigt diese aus einer anderen Perspektive als derjenigen der genüsslichen Bewegung quer über und durch jede feste Struktur. Kosofsky Sedgwicks Argument ist hier, dass der Wunsch, sich von jedweder Struktur zu emanzipieren, aus der obsessiven Angst entsteht, dass jegliche Struktur immer nur repressiv wirke und »bad surprises« in sich verberge, und die letzten Endes in die Unterbindung von Genuss einmünde (Kosofsky Sedgwick 2003, 130). Die Theorien des 20. Jahrhunderts wehren sich gegen diese Angst dadurch, dass sie versuchen alle schlechten Überraschungen, alle Fallen, die in der jeweiligen Struktur versteckt sein können, zu antizipieren. Sie verschreiben sich ihrer vollkommenen Aufdeckung, um Genuss weiter zu ermöglichen, aber sie werden durch diesen Versuch paranoid, denn sie ahnen überall die Existenz unterdrückender Strukturen, die angeprangert werden müssen (»Paranoia places its faith in *exposure*«, Kosofsky Sedgwick 2003, 130) – man sieht das laut Kosofsky Sedgwick in dem Fall der *queer theory* zum Beispiel darin, dass diese das Heterosexuelle als repressiven Faktor stets prinzipiell verdächtigt und anklagt. Kosofsky Sedgwicks Betrachtungen stimmen an dieser Stelle mit denen Ahmeds zweifach überein. Einerseits macht

die Autorin darauf aufmerksam, dass die *queer theory* das Heterosexuelle und das (Hetero-)Normative tendenziell gleichsetzt. Und andererseits zeigt sie auf, dass im *across* des Queeren hinter dem Wunsch nach genüsslicher Bewegung immer auch die Angst vor der Reibung mit den tonangebenden bis zwingenden Strukturen des (Hetero-)Normativen steckt. Kosofsky Sedgwicks Antwort auf diese Daseinslage in *Paranoid Reading and Reparative Reading* ist allerdings nicht unbedingt ein Plädoyer für jenen Mut zum Ungemütlichen, der Ahmed so wichtig ist: Kosofsky Sedgwick negiert zwar nicht die Wichtigkeit und Ergiebigkeit solch einer Haltung für die menschliche Kultur, sie warnt aber davor, dass diese Einstellung häufig zur Verbitterung der queeren Individuen führt, die sich in ihrem Engagement zwar einer guten Sache, dem Streben nach Emanzipation, widmen, aber dafür häufig in einer Welt konfrontativer, negativer Gefühle gefangen bleiben.

»What makes pleasure and amelioration so ›mere‹? Only the exclusiveness of paranoia's faith in demystifying exposure: only its cruel and contemptuous assumption that the one thing lacking for global revolution, explosion of gender roles, or whatever, is people's (that is, other people's) having the painful effects of their oppression, poverty, or deludedness sufficiently exacerbated to make the pain conscious (as if otherwise it wouldn't have been) and intolerable (as if intolerable situations were famous for generating excellent solutions).« (Kosofsky Sedgwick 2003, 144)

Kosofsky Sedgwicks Vorschlag ist an dieser Stelle, dass man das »paranoid reading« der Wirklichkeit manchmal mit deren »reparative reading« ersetzt. Der Begriff bezieht sich auf die psychoanalytischen Theorien Melanie Kleins, die zwischen paranoiden und depressiven psychologischen Einstellung unterscheidet. Dabei geht erstere maximalistisch vor und verlangt ultimative Befriedigung, allerdings mit der Nebenwirkung, dass sie überall Hindernisse wahrnimmt, die in ihr Beklemmung auslösen, wohingegen letztere akzeptiert, dass sowohl Befriedigung als auch Leid immer relativ sind: »this is the position from which it is possible in turn to use one's own resources to assemble or ›repair‹ the murderous part-objects into something like a whole« (Kosofsky Sedgwick 2003, 128) – ein Ganzes eben in dem Sinne, dass es die Koexistenz positiver und negativer Elemente in sich akzeptiert.¹⁰

Kosofsky Sedgwicks Überlegungen scheinen mir in *Paranoid Reading and Reparative Reading* die Richtung eines energetischen Gleichgewichts anzudeuten, denn sie gehen davon aus, dass kein Individuum – sei es eines, das sich als queer betrachtet oder nicht – die Energie dazu hat, in der Welt nur frei zu genießen bzw. sich lediglich an Nichtfreiheit zu reiben, sondern es braucht »reparative« bzw. regenerative

10 Für Kosofsky Sedgwicks Zusammenfassung von Kleins Theorie siehe Kosofsky Sedgwick 2003, 128f. Die Autorin verweist dabei nicht direkt auf die Lektüre Kleins, sondern auf Hinshelwood 1991.

Momente, in denen versucht wird, das Fehlen von Genuss bzw. die Anwesenheit von Leid im Leben einfach zu spüren, ohne etwas dagegen zu unternehmen. Man könnte diese Haltung als ökologisch bezeichnen, und Kosofsky Sedgwick selbst spricht von »a more ecological view of paranoia« (Kosofsky Sedgwick 2003, 146f.). Sie verfolgt aber den Gedanken nicht weiter, wohingegen die Affinität des »reparative reading« zum Buddhismus, dem Kosofsky Sedgwick wie gesagt einige ihrer späten Studien widmet, auffällig ist: Der Zusammenhang kann hier nicht eingehend analysiert werden, aber ich möchte zumindest auf eine Stelle aus *Pedagogy of Buddhism* verweisen, in der Kosofsky Sedgwick die Angst der westlichen Intellektuellen vor jedem tröstenden Mitleidsgefühl den Schwächen der Menschen gegenüber kommentiert und deren Interesse für östliche Weltanschauungen und Philosophien gegenüber stellt. Denn anders als im westlichen kritischen Denken, geht es hier nicht darum, die Leere der Welt hinter der Illusion der Dinge heldenhaft (und deswegen konfrontativ) aufzudecken und auszuhalten, sondern vielmehr darum, Nischen der Empathie zu finden, in denen man sich als Bestandteil des Fließens aller Dinge fühlen kann. Kosofsky Sedgwick fasst diesen Unterschied am Beispiel des westlichen Buddhismusforschers und -anhängers Stephen Batchelor wie folgend zusammen:

»Instead, it is evidently he who must never desire or need consolation. His existential demands on, well, *someone* are unpitying; he expresses contempt for any ›failure to summon forth the courage to risk a nondogmatic and nonevasive stance‹ on ›crucial existential matters‹ (38). [...] To construct and maintain this morally muscular figure is an expensive undertaking. Among the things sacrificed is that consciousness of impermanence, or even emptiness, by which the figure might recognize itself as not permanently other than ›others‹ who have a need of more compassionate treatment.« (Kosofsky Sedgwick 2003, 179)¹¹

Man kann sich an dieser Stelle fragen, ob die letzten Ausführungen über Kosofsky Sedgwick und den Buddhismus nicht zu weit von der queeren Thematik dieses Aufsatzes führen, selbst wenn sie sich mit dem Problem des energetischen Gleichgewichts auseinandersetzen und insofern an die Überlegungen Sedgwicks über die *queer theory* in *Paranoid Reading and Reparative Reading* anknüpfen. Ich habe hier *Pedagogy of Buddhism* trotzdem berücksichtigen wollen, weil ich die Frage interessant finde, ob man Ahmed als weibliche und queer-feministische Variante je-

11 Kosofsky Sedgwicks Zitate stammen aus Batchelor 1997. Kosofsky Sedgwick reflektiert in ihrem Aufsatz explizit die Gefahr, durch diese und ähnliche Gegenüberstellungen der westlichen und östlichen Mentalitätsformen letztere zu orientalisieren, sie findet aber trotzdem wichtig der Frage nachzugehen, wie sich Menschen aus dem Westen Weltanschauungen aus dem Osten aneignen (und diese eventuell adaptieren). Siehe zu Kosofsky Sedgwick und Buddhismus Edwards 2009, 133f., 150f.

ner »morally muscular figure« betrachten könnte, die im obigen Zitat Sedgwicks ein männlicher Buddhismusforscher ist: Denn es findet sich auch bei Ahmed jenes strenge *commitment* zur Detektion und Enthüllung von all jenen Strukturen des Denkens und Handelns, welche die Menschen (bei ihr insbesondere Frauen, queere Menschen, aber auch andere subalterne Subjekte wie zum Beispiel Migrant:innen) durch die Postulierung unhinterfragbarer Tatsachen (etwa das Glück der heteronormativen Familie) zu täuschen und zu kontrollieren versuchen. Ahmeds Zielscheibe – die Illusionen, denen sie widerstehen möchte – mögen andere sein als die des von Kosofsky Sedgwick kritisierten Buddhismus-Forschers Batchelor, aber Ahmeds Plädoyer für Reibung ist auf den ersten Blick nicht weniger »morally muscular« und »an expensive undertaking« als Batchelors Ablehnung des Trostes. Die Tatsache, dass Ahmeds eine Art intellektuelle Autobiografie, *Living a Feminist Life* (2017), geschrieben hat, die mit *A Killjoy Survival Kit* und *A Killjoy Manifesto*¹² abschließt, scheint das zu bestätigen – denn Ahmed zeigt sich auch in diesem Buch fest davon überzeugt, dass die antagonistische Reibung gegen das (Hetero-)Normative für die menschliche Kultur notwendig ist, selbst wenn solch eine Praxis für die reibenden Spielverderber:innen, die »killjoys«, anstrengend ist. Kosofsky Sedgwick würde diese Haltung wahrscheinlich begrüßen, aber sie wäre nicht minder erfreut, dass auch in Ahmeds *A Killjoy Survival Kit* Verweise auf die Notwendigkeit zu finden sind, sich manchmal von der Reibung zurückzuziehen und zu regenerieren. Drei solcher Stellen sollen hier als Abschluss zitiert werden; als letzte Hinweise, dass sich dem schrägen Gedanken des Queeren zu widmen eine humanistische Angelegenheit bildet, die den Sinn für theoretische und praktische Fragen über das menschliche Dasein und dessen Herausforderungen schärft – und es geht mir bei diesen drei Zitaten nicht nur um einen Beweis, sondern um den Verweis auf die Möglichkeit einer Haltung, die als ökologisch-»reparative« betrachtet werden kann und die jeder Person in der komplexen Auseinandersetzung mit dem Queeren und dem (Hetero-)Normativen einen Weg finden lässt, der ein sanfter Umgang mit Energie nicht fremd ist.

»Item 4: TIME. [...] Time also means having time out. Even when you have willingly accepted the killjoy assignment, you are more than this assignment. Take breaks; do other things, with things. Time out might be required for time in.«

»Item 5: LIFE. [...] Being a killjoy is too occupying, if it takes you away from the worlds you are in; the rise and fall of the sun, the ways the trees are angled like that, the smile of a friend when you share a joke, the cold fresh water; the feel of the sea as immersion; the familiar smell of spices cooking.«

12 Zu Ahmeds *Killjoy Manifesto* siehe auch den Beitrag von Heike Paul in diesem Band.

»Item 6: PERMISSION NOTES. There is only so much you can do. I have in my killjoy survival kit some permission notes to step back when it is too much. [...] you can learn to choose your battles wisely, but battles can also choose you. You don't always know when you can or will use your permission notes even when you have given them to yourself. But the mere fact of having them there, as a way you give yourself permission to exit a situation, can make the situation more bearable. You can leave; you can grieve.« (Ahmed 2017, 242-244)

Bibliografie

- Ahmed, Sara: *Living a Feminist Life*, Durham/London: Duke University Press 2017.
- Ahmed, Sara: *The Cultural Politics of Emotion*, Edinburgh: Edinburgh University Press 2014.
- Ahmed, Sara: *Willful Subjects*, Durham/London: Duke University Press 2014.
- Ahmed, Sara: *The Promise of Happiness*, Durham/London: Duke University Press 2010.
- Austen, Jane: *Sense and Sensibility*, Harmondsworth, Middlesex: Penguin Books 1967.
- Batchelor, Stephen: *Buddhism without Beliefs. A Contemporary Guide to Awakening*, New York: Riverhead Books 1997.
- Böhme, Hartmut: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2006.
- Colombi, Matteo: »Civil Society and Art/Theory Producers as Parallel Polis? Reflections on the Challenges of Dissident Culture from 1968 to 1989 and Beyond«, in: *Juvan: O literaturi med revolucijo in tranzicijo* (2020), 29-47.
- de Lauretis, Teresa: »Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction«, in: *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3.2 (1991), iii-xviii.
- Edwards, Jason: *Eve Kosofsky Sedgwick*, London/New York: Routledge 2007.
- Epps, Brad: »The Fetish of Fluidity«, in: Tim Dean/Christopher Lane (Hg.), *Homosexuality and Psychoanalysis*, Chicago: University of Chicago Press 2001, 412-431.
- Fusillo, Massimo: *Fetici. letteratura, cinema, arti visive*, Bologna: il Mulino 2011.
- Garden, Nancy: *Annie on my mind*, New York: Farrar, Straus and Giroux 1982.
- Hall, Radclyffe: *The Well of Loneliness*, London: Virago Press 1982.
- Herbrechter, Stefan: *Posthumanism: A Critical Analysis*, London: Bloomsbury 2013.
- Hinshelwood, Robert D.: *A Dictionary of Kleinian Thought*, Northvale, NJ: Aronson 1991.
- Juvan, Marko (Hg.): »O literaturi med revolucijo in tranzicijo«, in: *Primerjalna književnost*, 43.3 (2020), 1-77.
- Juvan, Marko (Hg.): *Med majem '68 in novembrom '89: transformacije sveta, literature in teorije*, Ljubljana: Založba ZRC 2021.

- Klinke, Martin/Scharloth, Joachim (Hg.): *1968 in Europe: A History of Protest and Activism*, New York/Basingstoke: Palgrave MacMillan 2008.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*, Durham/London: Duke University Press 2003.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: *Tendencies*, Durham/London: Duke University Press 1993.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: »Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You«, in: dies.: *Touching Feeling* (2003), 123-151.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: »Pedagogy of Buddhism«, in: dies.: *Touching Feeling* (2003), 153-181.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: »Foreword. T Times«, in: dies.: *Tendencies* (1993), xi-xvi.
- Kosofsky Sedgwick, Eve: »Jane Austen and The Masturbating Girl«, in: dies.: *Tendencies* (1993), 109-129.
- Müller, Wolfgang G.: »Austen, Jane: Sense and Sensibility«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kindlers Literatur Lexikon (KLL)*, Stuttgart: J.B. Metzler 2010. [e-book]

Epilog

Doing Museum

A Gender Reflexive Institutional Critique

Léontine Meijer-van Mensch

»I have always regarded museums as embedded within society, not beside or aside it.«

Suay Aksoy (Former President of the International Council of Museums (ICOM))

1. The Personal is Always Political. . .

In this article, I would like to reflect—in a reduced sort of way—on my personal experiences as a woman working in museums and contributing to the museological discourse. This article deliberately takes a personal position. This text is not neutral. It is subjective and associative. Even so, I will frame my experience in a somewhat larger context, since the personal is always political. For two-and-a-half years—being in my late forties now—I have been the director of the three ethnographical collections in Saxony, Germany.¹ I have noticed that being in such a position sometimes tends to make me a sort of a role model for younger female museum professionals. This feels awkward, but at the same time it entails an obligation to try to overcome some of the systemic problems we have in the museum field. I am aware that my perspective is very much that of someone who born, raised and ›moulded‹ in the Netherlands.

The lives and museum careers of women from the former German Democratic Republic, Poland, or the former USSR were different from those of women from the former Federal Republic of Germany or the Netherlands. When I am in one of the Baltic States, I predominantly meet female museum colleagues in important positions or in positions that used to be important. In ›my‹ museums in Saxony, most women in important positions have managed to combine a career and

1 These are the ethnographical museums of Dresden (Museum für Völkerkunde), Leipzig (GRASSI Museum für Völkerkunde) and Herrnhut (Völkerkundemuseum).

motherhood. Until recently, the social conditions in Western Europe were different. Many Western European women needed to make a choice between career and motherhood and as a result, women were underrepresented in leading museum positions. However, this article will not, unfortunately, reflect on the differences between women working in museums in Western, Central, and Eastern Europe, which I think would be an interesting topic for further research.

When I was the program director of the Jewish Museum in Berlin, I was asked to do a photoshoot for *Vogue Germany*. I must say, it was a very interesting experience, but I still remember the awkwardness attached to it. Was I putting myself in an objectified and de-politicised, harmless box? What about my struggles concerning issues of representation and inclusion whilst I posed in a fashion magazine? What about my ideas about museums as ›contact zones‹ and ›third spaces‹ and did they ›go with‹ a new autumn collection? Most importantly, are men in similar positions faced with the same kind of questions and choices?

Two years ago, the artists Janine Mackenroth and Bianca Kennedy invited me to contribute to a book on German women in the arts. The book came out in 2020 and marked the centenary of the first admission of women at German art academies. The two artists invited a hundred women from the sphere of the arts, culture, galleries, and museums in Germany to present a work by a female artist in Germany. They especially asked the contributors to contextualise the work from a more personal perspective. Bianca Kennedy wrote that

»the book *I Love Women In Art* tried not only to draw attention to the still prevailing underrepresentation of female positions, but above all tried to become an art guide to map women artists and cultural workers in Germany.«²

I feel privileged and honoured to be one of those hundred authors. The interesting thing is, however, that the book hardly received any sincere media coverage, and I did not see it on the shelves of my trusted art-related bookshops in either Leipzig, Dresden or Berlin. How can that be? Was the book really so insignificant? Looking at the list of artists and contributors, I would think not.³

2 On the website accompanying the book, see: <https://www.100womenartists.com/>

3 To mention just three examples: collector Julia Stoschek on a mixed-media installation by Monica Bonvicini from her own collection; Anette Hüpsch, director of the Kunsthalle Kiel on a watercolour by Miriam Cahn in the museum's collection; and Miro Zahra, director of the Mecklenburgische Künstlerhaus Schloss Plüschow on a collage from 1920 by Hannah Höch.

2. . . . Not so Long a Time Ago

This is not the place to identify the first female museum director, let alone the first female museum professional, but it is clear that women had already found their way into the museum field in the 19th century. However, it is equally clear that there were only a very few of them. At the famous The Museums as Places of Popular Education (*Die Museen als Volksbildungsstätten*) conference, organised by the Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen (Mannheim, 1903) there were many speakers discussing many aspects of the social role of museums with special emphasis on guided tours as a form of ›oral instruction‹. Among all these specialists from a variety of museums, there was just one woman, and she was Swedish (Luise Hagberg, curator at the Nordiska Museet). Despite the dominance of learned men (most of them professors) speaking about museum education, it was precisely in the field of museum education that women gradually found their niche as practitioners.

After the Second World War the number of educators in European and American museums underwent almost explosive growth. However, initially on the periphery of the institution, conceptual, organisational, and educational staff were usually located in the attic, the cellar or in an annex. Educators were—and often still are—mostly part-time and under-paid, supposed to do nice things with young children, and not expected to contribute to exhibitions and other curatorial projects. As late as Gerhard Bott's well-known *The Museum of the Future* (*Das Museum der Zukunft*, 1970), a female perspective on the future of museum was barely heard. Among the 43 contributors to the book there is just one woman, and she was a journalist, not a museum professional.

This gradually began to change. In retrospective, we can see a paradigm shift on how museum work was perceived in the course of the 1970s, first in the international discourse, such as articles in museum journals and discussions at conferences, and later in museum practice. With my Dutch background, I am proud to say that the Netherlands were among the first countries in Europe to implement the paradigm shift, on a national policy level as well as in individual museums. The paradigm shift involved a stronger emphasis on the social role of museums and as a consequence a stronger emphasis on educational activities for a variety of target groups, not just children. However, what was actually at stake was a re-definition of professionalism. The archetypical museum professional had always been the curator as a content specialist with a university education in art history, ethnology, zoology, and so far. From a professionalization point of view, the key to the new paradigm shift was the recognition of not just education but also documentation and conservation as genuine specializations with appropriate training and an appropriate position in the organisational hierarchy. New professionals entered the museum field, most of them young, most of them female.

3. The New—and the Latest—Museum Professionals

Did this development change museums? Hardly. Experiences differ across different countries, but a general observation is that even though most of the new professionals were female, the ›long march through the institutions‹ (to get power to change)⁴ was predominantly a male, not a female thing. Ambitious male educators became curators and eventually directors, female educators much less so. The upward mobility of female registrars, conservation specialists and restorers was certainly extremely limited. I think disillusion and frustration resulting from this stagnation is the cause of a multitude of publications on women and museums in the second half of the 1980s, culminating in a special issue of *Museum International* (1991) and the book *Gender Perspectives: Essays on Women in Museums* (Glaser/Zenetou 1994). I see a connection with the founding of the Guerrilla Girls (1985), a group of activist artists, art critics, and museum professionals, fighting against gender and racial inequality in the art world in general and museums in particular. I also see a connection with the emergence of women's museums, like the ones in Bonn (1981) and Aarhus (1982).⁵

Now, forty years later, the ›new professionals‹ tend to be predominantly young and female.

In fact, a new type of professionals have entered the museum field with a profile that is less museum-specific but follows the new ways museums try to cope with the challenges of contemporary socio-economic reality. The new generation of specialists have functions in the sphere of marketing, membership, public programming, fund-raising and retail.

The very moment this new generation of female professionals found its niche in the museum field, the ›old new‹ professionals took stock of their achievements. For example, Routledge published *Women in the Museum: Lessons from the Workplace* (Baldwin/Ackerson 2017). In the words of Amy Levin, the book is »a bold study that corrects erroneous impressions that, because more women than men are entering the museum workforce, inequities have been banished.« (review on the website of Routledge) Looking at some impressive numbers, Baldwin and Ackerson mention that 46.7 % of the museum workforce in the USA are women. It is expected that this proportion will continue to grow into a »solidly pink-collar profession« (ibid. 2017, 2). Nevertheless, there is still a gender gap on the level of leadership. Although according to a demographic survey on art museum staff by the Andrew W. Mellon

4 The slogan was introduced by the German student activist Rudi Dutschke (1940-1979) as a strategy for changing society by infiltrating institutions of power (Huck 2020).

5 Women's museums are museums created by and for women to provide insight into history, culture and the arts from a female perspective. In 2008, the International Association of Women's Museums was founded (<https://iawm.international/>).

Foundation (2015) 60 % of art museum staff are female,⁶ this applies to fewer than 50 % of directors (who also earn significantly less than their male colleagues).⁷ This is better than in Germany, where 45 % of the directors of art museums are women. In this respect, art museums are doing much better than natural history museums, where only 23 % of the directors are female. On average, 40 % of the directors of German museums are women (at least in 2002).⁸ In the Netherlands, the figure seems even lower at only 22 %.

In this context, it is interesting that at the moment, most of the major ethnographical museums in Germany have a female director. Viola König, the former director of the Ethnologisches Museum in Berlin, wrote a lively account of the fates and fortunes of these directors and their (female) predecessors (König 2018). Apart from some general comments on the influence of authorities on museums' policies, König claims that female museum directors have to cope with more difficulties than their male colleagues. She points to the short tenure of many and the frustrating circumstances of their departure, noting a lack of loyalty on the part of the authorities or even downright hostility.⁹

I am not sure whether I share Viola König's observation, but in general, the question is relevant: is it worth the trouble? Why should we try to overcome the specific problems of being a female museum director? What contribution could—and should—female directors (and other staff) make? What are our responsibilities, and how to prioritize them?

4. An Institutional Approach

One of the things I think about—perhaps because I am a female director—is how I can change the institutional framework of my museums. How can I change the system so that it evolves into an institution where staff, and especially female staff, feel valued and have opportunities to develop their potential? I feel it is not a coincidence that I work in an institution (that is the Staatliche Kunstsammlungen Dresden, SKD) whose general director, Marion Ackermann, is a woman. With its fifteen museums, including the three museums of the State Ethnographical Collections,

6 Less than 1 % identify as neither male nor female. References to LGBTQI-status were not included in the survey.

7 But only 25 % of the directors of the largest art museums are female.

8 See: *Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2002*. This is one of the few reports that includes data about museum staff.

9 König mentions for example the early departure as director of Anette Rein and Clementine Deliss at the Weltkulturenmuseum (Frankfurt) and Annegret Nippa at the Museum für Völkerkunde (Dresden) (König 2018, 50).

the SKD is one of the major cultural institutions in Germany. I hope I can contribute to the SKD's evolution—or perhaps its return—to an institution where being a woman and having children is not an obstacle to making a career. For example, we talk a lot about the possibility of creating a better balance between work and private life. I hope we can bring new thinking to the institution, and I feel I am not alone with these wishes. Of course, this is not and should not only be relevant for women.

But there is not only the question of gendered leadership concerning the staffing policy—especially in an ethnological museums context. There is also the question of representation. One important task for institutions like museums is that they change and become politicized in such a way that they can face the challenges of tomorrow, especially in a post-pandemic (Covid 19) and Black Lives Matter context. Fundamental questions of who talks about whom need to be at the top of the institutional agenda. The goal should be diversification in gender, cultural identity, social background, education, and religious orientation. In this process, we as a museum are supported by the local office of the Mobile Counselling Team.¹⁰ Since 2001, these offices have provided counselling to institutions that want to deal with right-wing extremism, racism, anti-Semitism, and other ideas of inequality and support the strengthening of a democratic everyday culture. As a professional structure, the counselling is aimed at all those who want to or have to deal with the aforementioned phenomena and wish to become active in strengthening a democratic culture, a kind of culture that I also want to reinforce as a director. In short, my staff and I want our museums to become more socially purposeful.

5. Woman to Go

»Socially purposeful« means that we reflect on issues of representation in our exhibitions and educational programmes. Allow me to share one example of how we work with artists »to engender vibrant, inclusive and more just societies« at the GRASSI Museum für Völkerkunde.¹¹

10 See: <https://kulturbuero-sachsen.de/arbeitsbereiche/mobile-beratung/>

11 The quoted sentence is borrowed from the definition of the socially purposeful museum as developed at the Leicester School of Museum Studies: »A Socially Purposeful Museum is a dynamic, vital institution that has rich relationships with diverse audiences, that nurtures participatory and co-creative practice and is part of people's everyday lives, that seeks to foster progressive social values and, at the same time, is widely recognised as a site for dialogue and debate, that works collaboratively with a range of institutions within and beyond the cultural sector to engender vibrant, inclusive and more just societies« (Meijer-van Mensch 2017, 26-27).

It was a special privilege to host Mathilde ter Heijne's installation *Woman to Go* (GRASSI Museum für Völkerkunde, 17 May–11 August 2019). Mathilde ter Heijne (born in 1969) is a Dutch artist born in France and living in Germany (Berlin). As an artist she is primarily concerned with issues of identity and gender relations. The installation *Woman to Go* consists of postcard stands with postcards that can be taken away free of charge. Each postcard shows a historical photo portrait of a well-known or unknown woman (or a person born as a woman) on the front and a short biography of another woman on the back. By collecting the postcards, the visitor can make her/his own narrative.

The photographs were taken between 1839 (the beginning of photography with daguerreotypes) and 1930. The collection has grown since 2005. In her 2019 selection, Ter Heijne included photographs from the collections of the ethnographical museums in Leipzig and Dresden. The portraits remind us of people »who all fought for their individual goals in a world dominated by patriarchal society structures—a world in which women had no right to choose or own property, and being remembered was an exclusively white, male privilege,« as Ter Heijne states on her website.¹² Not by coincidence, we staged the exhibition 100 years after German women had obtained the right to vote (and to be elected) for the first time (19 January 1919). The portraits of unknown women remind us of the lack of interest on the part of 19th-century ethnological photographers in the names and personal biographies of the persons portrayed, because »they were a means of typifying and classifying population groups through physiognomic characteristics, clothing, or jewellery« (as exhibition curator Stefanie Bach explains).¹³ Thus the photographs of the unidentified refer to »the empty spaces in the archives and consequently to a one-sided historiography« (ibid.).

In the exhibition space we combined the installation *Woman to Go* with Ter Heijne's video *Assembling Past and Future* (2018). The work is a collaborative project with cultural workers and peace activists. In Ter Heijne's own words, the work

»... blends historical images and text (including those from the First International Congress of Women at The Hague, 1915) with statements and portraits captured a full century later, effectively blurring the usual boundaries between protagonists, places and periods of time.«¹⁴

In the words of Stefanie Bach:

»[T]he narrators are united by the desire and willingness to transform society through non-violent commitment. They are actively involved in processes of

12 See: www.terheijne.net/works/woman-to-go

13 Brochure of the exhibition *Woman to Go*, GRASSI Museum für Völkerkunde, 17 May–11 August 2019.

14 See: www.terheijne.net/works/assembling-past-and-future/

social awareness and change and thus stand up against structural discrimination and categorization within society.«¹⁵

As such, the video work is an interesting complement to the postcard installation, being a more explicit evocation of »different ways of grasping history while exploring new opportunities and possibilities for peaceful coexistence between various communities«.¹⁶

In her work, Mathilde ter Heijne not only addresses problems of equality and social justice, but also points to the issue of representation in museum collections. All the persons portrayed on the postcard look right into the camera. Face to face with the person on the postcard, we are almost forced to ask ourselves: who is she, what is her name, what is her story? And, by extension, what were the creator of the portrait and the collector aiming at? What information was important to them and in what context were the portraits arranged? Ter Heijne not only hints at the museological biases, but also offers »an alternative approach and use of historical archive material«.¹⁷

6. (Re)Inventing GRASSI 2023

How do the reflexions and experiences mentioned before and the collaboration with artists such as Mathilde ter Heijne inform my role as a director in developing the GRASSI Museum für Völkerkunde in Leipzig?

With the project, (Re)Inventing GRASSI 2023, the museum seeks to reposition itself with innovative formats that hopefully guide us to a sustainable future as a museum. The focus lies on the concept of a Network Museum, connecting people, places, and time, and activating our diverse audiences. By 2023, the current permanent exhibition will be new in terms of concept, content and design. I hope that by that time we will not only have new galleries but will also have succeeded in re-inventing the institution as a whole.

Being a female director does not automatically mean that in our exhibitions the position of women in society—as in Ter Heijne's installation—is highlighted all the time. For me, the focus is much more on making people sensitive to »human dignity and social justice, global equality and planetary wellbeing.«¹⁸ Is this because I am

15 Brochure of the exhibition *Woman to Go*, GRASSI Museum für Völkerkunde, 17 May–11 August 2019.

16 See: www.terheijne.net/works/assembling-past-and-future/

17 Brochure of the exhibition *Woman to Go*, GRASSI Museum für Völkerkunde, 17 May–11 August 2019.

18 These are aims as expressed in the proposal for a new definition of the museum discussed during the General Assembly of the International Council of Museums at Kyoto September 2019:

a woman, or is this because I am inspired by the women that contributed to the museum revolution of the 1970s?

An example is part of the new exhibition titled *Just Listen! Our Stories in Your World!* This part will be about forgotten and unheard stories and narratives of an increasingly vocal, yet at the same time it will also focus on the unheard world population: children, adolescents and young adults. What can a museum like ours contribute to global protests such as *Fridays for Future*, education initiatives and children's rights, and how does all this relate to the collections? In this part of the museum, adults should simply start listening and start perceiving the world from unfamiliar perspectives and narratives. We want to present the content in this area in an inclusive, playful, gender-equal, but also, just as importantly, easily understandable way. Anti-racist curating and text writing will be a fundamental cornerstone. Children and young people are perceived as experts and a diversity of young voices are included.

In all our (Re)Inventing projects, the focus is on today's more than obligatory cooperation with diverse communities and with experts and actors beyond a classical museum context.¹⁹ In this way, the GRASSI Museum seeks to open itself to a transdisciplinary way of working that deals more flexibly, quickly and innovatively with the major issues of a globalised world. New artistic perspectives will be represented, but also a clear positioning of our museum's more than ambivalent history in a global context of power.

The history of museums has been predominantly a history of men. Let the future be one of more women in positions of power, in positions of change.

Bibliography

- Baldwin, Joan H./Ackerson, Anne W.: *Women in the Museum. Lessons from the Workplace*, New York/Abingdon: Routledge 2017.
- Bott, Gerhard (ed.): *Das Museum der Zukunft. 43 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums*, Köln: Verlag M. DuMont Schauberg 1970.

»Museums are democratising, inclusive and polyphonic spaces for critical dialogue about the pasts and the futures. Acknowledging and addressing the conflicts and challenges of the present, they hold artefacts and specimens in trust for society, safeguard diverse memories for future generations and guarantee equal rights and equal access to heritage for all people. Museums are not for profit. They are participatory and transparent, and work in active partnership with and for diverse communities to collect, preserve, research, interpret, exhibit, and enhance understandings of the world, aiming to contribute to human dignity and social justice, global equality and planetary wellbeing« (on the proposal; see also Thieme 2019).

19 Part of this process is also queering the narrative and adopting intersectional perspectives.

- Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen* (= Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, Nummer 25), Berlin: Carl Heymanns Verlag 1904.
- Glaser, Jane R./Zenetou, Artemis (ed.): *Gender Perspectives: Essays on Women in Museums*, Washington/London: Smithsonian Institution Press 1994.
- Huck, Sabrina: »The Labour left and ›the long march through the institutions‹,« in: *Red Pepper* July 27, 2020, see: <https://www.redpepper.org.uk/the-labour-left-and-the-long-march-through-the-institutions/>
- Kennedy, Bianca/Mackenroth, Janine (ed.): *I love Women in Art. Frauen im Kunstbetrieb*, München: Selbstverlag 2020.
- König, Viola: »Leitende Frauen in Ethnologischen Museen – Zwischen Erwartungen und Erfolg, Frustration und Hoffnung,« in: Elke Krüger/Claudia Kalka/Lars Frühsorge (ed.): *Searching the Key. Die Suche nach einer Lösung. Festschrift für Brigitte Templin Leiterin der Völkerkundesammlung der Hansestadt Lübeck von 1996 bis 2018*, Norderstedt: Books on Demand 2018, 49-54.
- Meijer-van Mensch, Léontine: »Konzept des ›Socially Purposeful Museum‹. Impuls 1. Museum im Wandel,« in: *Standbein Spielbein* 107 (2017), 25-31.
- Schonfeld, Roger/Westermann, Mariët: *Art Museum Staff Demographic Survey*, New York: The Andrew W. Mellon Foundation 2015.
- Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2002* (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde, Heft 57), Berlin: Institut für Museumskunde 2003.
- Thiemeyer, Thomas: »Politisch oder nicht: was ist ein Museum im 21. Jahrhundert?,« in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 10 (2019), 113-119.

The Politics of Gender and Violence in Contemporary South African Feminist Talk

Decolonial Contemplations

Nadia Sanger

1. Introduction¹

A few years ago, in a conversation with a feminist colleague about the recent South African *#MenAreTrash* movement, she questioned the weight I was attributing to populist feminist discourse — «we know that it's not ›real‹ feminism,» she claimed easily, dismissively.

The movement was created on Twitter by black South African feminists with the aim to hold men accountable for unearned male privilege and misogyny (Mdunge 2017). I thought about what my colleague had said: having always considered popular discourse on gender, race, or sexuality to be ›real‹ and to have impact on the world, I never thought that some feminist scholars might consider this marginal and unimportant for not being serious and ›proper‹ intellectual work. My discomfort with this perspective kept moving me back to my original position: popular culture, in all its variations, matters precisely because it reflects what many people think—about gender, race, class, sexuality and so on. It is important because it

1 This paper emerges out of a critique of reductionist feminist thinking about gender in the South African context. Although located within this very context, my critique is not unique to South Africa: feminist theory and activism in the Global South continues to produce thinking that is necessarily critical of Northern feminism, and my work here is not delinked from these criticisms. However, all feminisms, no matter where they are located geographically and politically, need always be open to critique of their foundations in an effort to remain relevant and open to evolving. This is why in this essay, I am specifically questioning the usefulness of a reductionist identity politics about gender, race, and class, using South African examples. I do not, however, claim that this argument is only relevant to South African feminisms. The arguments in this paper should be read as one response to Laura Pérez's call to «engage in decolonizing coalitions that take feminist queer of color critical thought seriously as central to the work of decolonization.» (Pérez 2010, 122) The work of decolonisation is not only African work: it needs to take place in all spaces.

gives insight into dominant societal imaginations, and it also gives us some understanding of the impact that feminist movements have had on popular imaginations over time. So the recent feminist discourses about gender, race, class, and sexuality — #MeToo or #MenAreTrash for instance—tell us something about the feminist tradition they draw from, be it in agreement or resistance.

If one objective of feminism is to eradicate violence through getting people to think differently about gender, and more broadly, how people imagine their own and others' gendered identities, then it makes sense to be interested in popular configurations of how gender, race, and sexuality are imagined. As feminist social justice practitioners, we want people to think and act differently. Feminist scholars speaking to us alone is not enough to make any sustainable change possible. In other words, to be more detailed, if men are trash, as the popular South African #MenAreTrash movement dictates and which many feminists and other social justice practitioners recently seemed to support through both agreement and silence at a time, then there is a gendered belief in the popular imagination that men are mostly perpetrators and women are mostly victims. Men, this discourse goes, are ›worthless‹ and therefore discardable, while women, on the other hand, are worthy and ›good‹ human beings (this is a lot of pressure to place on women, might I also add, and really requires a more critical lens that I cannot engage in any detail here).² This discourse does little to challenge gender binaries that induce violence against women by men, violence between men, and violence between women and women and children.³ In this paper, I therefore spend some time contemplating some current feminist discourses on gender and violence in the popular South African imagination that inadvertently work against the feminist imperative of eradicating violence.

2. The Politics of Place and Violence

Anne Garland Mahler conceptualise the Global South as »a politically useful grouping of ›spaces and peoples negatively impacted by contemporary capitalist globalization.« (Mahler 2017) They go on to explain that »the ›South‹ of this designation, therefore, refers to countries that in the late twentieth and early twenty-first

2 Phyllis Chesler's *Woman's Inhumanity to Woman* (2009) is an excellent, wide-ranging, and extensively researched book that questions, and provides evidence for, the commonly held skewed belief that women are inherently more peaceful human beings in comparison to men.

3 Both in the Global North and South, indirect as well as more direct forms of violence between girls and between women have been studied, with scientists producing a relatively new and intriguing body of knowledge about how and why female violence takes place within certain contexts (Chesler 2009). This is work that I am currently engaging for a different project.

centuries, have been marked by middle-to-low income economies, not those situated in any particular geographical location.» (Byrne/Imma 2019, 2):

»[T]here is a long and august history of feminist thought and activism from the Global South that, despite not being fully recognised in the Northern and Western academy, continues to proliferate and demand an accounting for and engaged analysis. Accordingly, decolonial and Southern feminists frequently argue for moving ›the locus of enunciation,‹ which Ramon Grosfoguel defines as the ›geopolitical and body-political location of the subject that speaks‹ . . . This involves re-centring the practices and discourses that originate in the Global South in order to even out the epistemological inequality that pertains between the Global South and North, and more importantly, to highlight the challenges faced and strategies developed by Southern feminists. This in turn, necessitates taking up Mohanty's call to enact ›noncolonizing feminist solidarity across borders.‹« (ibid.)

Decolonial feminisms are based upon feminist theorising and activist work that takes geography and colonial history as inseparable from gender, race, class, and sexuality; decolonial feminisms take seriously the continued effects of colonialism—for example neocolonialism—on gender and its connection with other embodied identities such as race and class. This kind of relationality—which is commonly referred to in contemporary feminist discourse as intersectionality—must be (and has mostly been) prioritised in feminist analyses if it is to make any meaningful contribution to transformation.

Joshua Burnett reflects on the notion of ›assemblage,‹ in contrast to intersectionality, suggesting that we think about identities and their relations to each other as ›an event in time that brings together multiple identity factors in ever-changing and potentially unstable and unquantifiable ways.‹ (Burnett 2014, 13) Similarly, Jaspir Puar talks about identity and identification as ›a process; identity is an encounter, an event, an accident, in fact,‹ ›proffer[ing] instead the notion that bodies are unstable assemblages that cannot be seamlessly disaggregated into identity formations.‹ (Puar 2011) In its more flexible, less fixed approach to identities, the idea of assemblage, rather than intersectionality, could be considered a productive conceptual paradigm for thinking about identities, enabling more complex and less reductionist thinking about how identities work to produce human subjects who move through the world.

South Africa's high rates of violence against women cannot simply be comprehended and addressed through a reductionist #MenAreTrash campaign. If we are to work towards non-violence, including sexual violence, we must look to more complex explanations and follow through with more appropriate social interventions at multiple levels. Echoing Gabeba Gaberoon's work on slavery at the Cape in South Africa, Gqola narrates in *Rape: A South African Nightmare* that we will be unable to

»break the strangehold of rape in contemporary South Africa if we continue to pretend that it is a recent phenomenon . . . if we are at all serious about making sense of rape's hold on our society, we need to interrogate the histories of rape in South Africa. To do so, we need to look back to the kinds of work rape has done in slavocratic and colonial South Africa.« (Gqola 2015, 42)

The connections between slavery, sexual violence, and trauma in South Africa's colonial history is essential in understanding the current high levels of rape in the country, particularly of women of colour (ibid.). Gqola's chapter in *Rape* titled *What's race got to do with rape?* investigates the colonial histories that have normalised black women's rape by white men: »The rape of slaves was an integral part of the architecture of slave-ordered Cape society,« (Gqola 2015, 42) with slave women »being routinely raped as a means to multiply their masters' slaves« (ibid., 43) and stereotypes of African people's hypersexuality were simultaneously constructed in order to create the discourse that slave women »could not be raped,« and that white women were in danger of being raped by sexually rapacious African men. As Gqola's research indicates, the notion of men of colour as dangerous is not a new one—the loud resurgence of this rhetoric through #MenAreTrash can be seen as a perpetuation, a revival of sorts, to maintain and perpetuate the discourse of men of colours as violent, villainous, and monstrous.

Gqola's delve into colonialism is important because it offers an historical perspective on understanding how the rape of women has become normalised in neo-colonial societies. I would add here that this historical perspective helps us understand how it is men of colour who continue to be villainised in both popular feminist talk and theory: they are primarily seen as violators and damaged, as potential perpetrators rather than human beings who have also been affected by colonialism. Significantly, this villainisation of men does not account for the fact that fatal interpersonal violence »is shown to be concentrated among young men, that is, males in their late teens to mid-40s . . . specifically, urban young black men are at a disproportionately higher risk of homicidal victimisation than other groups in South Africa.« (Ratele 2016, 43) Still, violence needs to be understood across disciplinary boundaries; it is not enough to only attempt an understanding through the lens of colonialism and what it has left behind. According to Ratele, male violence needs to be researched at »structural, symbolic and subjective levels.« (ibid., 45)

So while violent masculinities must be held accountable and eradicated, we also need to »tell alternative narratives about men,« as Refiloe Makama, Rebecca Helman, Neziswa Titi and Sarah Day insist (ead. 2019, 65): narratives that move beyond the current limited feminist vocabularies about gender which conceptualise it as a rigid moralistic binary of victim and villain (Shefer 2016). It is essential that feminist theory opens up its boundaries »for boys and men, not only as comrades . . . but as fellow victims of structures of violence in which men, women and people of

all genders are all embedded.« (Makama et al. 2019, 64) This seeing of men as »fellow victims of structures of violence« becomes even more urgent if we acknowledge the ways in which neocolonialism continues to impact on economically impoverished women and (!) men in the Global South, and in the context of this paper, in contemporary South Africa. In both feminist theory and popular feminist debates the reality that men of colour also experience fear is glaringly absent—they may be fearful of other men and being seen as monstrous by women—and it is a conversation that feminists must get into if we are to continue theorising and doing advocacy with the aim of eradicating gender norms and inadvertently, violence.

3. The Problem with Trashing Masculinity

In responding to the call for »more nuanced and complex narratives about men and masculinities,« (Makama et al. 2019, 62) we need to unsettle reductionist ideas of gender that sustain dichotomies, inadvertently positioning men of colour as primarily damage-doing and violators. This means, within the South African context (and much of the Global South), that race and class must be taken seriously in any feminist theory and activism. Reductionist articulations of gender such as *#Men-AreTrash* take their cue from what already exists in feminist theory, both in the North as well as in Africa:

»As emerging feminist scholars, we find the discourses offered by the dominant feminist approaches, which we refer to here as the single feminist narrative, constraining when it comes to telling more nuanced and complex narratives about men and masculinities. We find that the different articulations of feminism (i.e., Liberal, Marxist and even African) contribute to a singular feminist narrative that is centred around the construction of female victims and male villains. This narrative is reproduced not only in feminist theory but also in feminist activism, for example the *#TheTotalShutdown* and *#MenAreTrash* movements.« (Makama et al. 2019, 62)

At last, questioning the contemporary African feminist discourse is emerging not only within Critical Masculinities Studies,⁴ but also throughout the African feminist discourse. It asks us to reconsider gender binaries that normalise and perpetuate the idea of women as perpetual victims and men as perpetual villains; it asks us to better engage these damaging gender dualisms that are rooted in a singular, limited feminist lens that has its roots in Western societies. For feminism to be constantly evolving—and for feminism to ask critical questions of itself—expressing the will to re-interrogate its own fundamental premises is an essential

4 See also the chapter by Stefan Horlacher in this volume.

project. Taken further, in order to remain essential, feminism has to be critical of its own essentialism. In this regard, decolonial feminism potentially offers a more contextualised approach to thinking about gender: when race, class, and geography are understood as unstable encounters (Puar 2011; Burnett 2013) alongside gender, we are able to think about the victim-villain binary differently, and perhaps, more productively.

In Africa, feminist academics have not, until very recently, offered sufficient complex theoretical conceptualisations of men as gendered beings, although Critical Men's Studies scholars in South Africa have (Kopano Ratele's *Liberating Masculinities* is one such example). More importantly, within feminist theory, very little has been published about the ways in which colonial ideas of race impact feminist constructions of men and masculinities in ways that villainise and demonise black men (above, I refer to Pumla Gqola's *Rape: A South African Nightmare* (2015) and Gabeba Baderoor's *Regarding Muslims* (2015) as examples which do ask us to take seriously the connections between race and rape). In fact »women's movements have tended to reproduce the narrative of victim and villain, enveloping both men and women in essentialist subjectivities.« (Makama et al. 2019, 62)

Essentialist ideas of gender in feminist debates are not new, and there are recent examples of this throughout the world. In 2017, for instance, feminist fiction writer Margaret Atwood was accused by some feminists being part of the #MeToo campaign of failing to support female rape victims when she signed a letter at the University of British Columbia in defense of a male professor's right to due legal process in a sexual misconduct accusation in which he had not been given the opportunity to defend himself. Some critiques aggressively asserted that it is Atwood's position as an »old cis white« feminist that rendered her incapable of identifying with female victims of sexual abuse. One Twitter entry reads, for instance:

»Margaret Atwood's latest op-ed is a very, very clear reminder that old cis white women are not to be trusted. They care more about poor widdle accused men than they do about actual f*** rape victims. They spend as much time advocating for rapists as they do attacking victims.« (Kemi 2018)

Here, we can see how any suggestion of thinking through gender, sexual violence, and power in complex ways is muted, and in Atwood's case, even regarded as »anti-feminist«.

Another more recent example can be found in the racist and ethnocentric articulations of the French right-wing all-woman music band Les Brigandes, who claimed that their government was doing French women harm by allowing dark-skinned (usually Muslim) male immigrants into the country, hereby allowing French women's potential sexual violation by these men (see Sanger 2019). The murder and attempted murder of two black people—George Floyd and Jacob Blake

in the United States and the murder of Collins Khosa in South Africa by the police during the country's first Covid-19 lockdown—attests to a fear of black men: they are a threat. ›They are a threat when threatened.‹ Populist feminist rhetoric such as #MenAreTrash often perpetuates this idea of men of colour⁵ as fearsome by dismissing men as gendered subjects, or relegating men to the status of trash. Resistance to oppression tends to rely on the very same purist language of ›us‹ and ›them‹ in order to speak against marginalisation, as the example below from Twitter's #MenAreTrash campaign shows:

Picture 1: Screenshot twitter #MenAreTrash webpage 2018



As noted earlier, this campaign, initiated by black South African feminists, attempts to hold men accountable for misogyny and unearned patriarchal entitlements (Mdunge 2017). The underlying foundation of the campaign, of which I am critical—through the language used by the campaign's followers and creators—is that men are ›predisposed‹ to violent acts against women, even though the claim is that the campaign sets out to critique systemic patriarchy and male violence. This predisposition—the inherent damage-doing capability—is written into the essentialist binary language of gender: women are victims, men are villains. Identity politics language such as #MenAreTrash is understandable, to some degree: we have not yet found a more effective language from which to resist oppression. To step aside for a moment, identity politics, a term coined by the Combahee Collective in the United States in 1977, is centrally about the act of making politically-based

5 I do not use ›black‹ and ›of colour‹ interchangeably. When in research I refer to the term ›black‹ is used, I do the same. However, I find the US-American concept ›people of colour‹, or in the context of this paper, ›men of colour‹, more representative of the stigma and stereotypes associated with men of colour more broadly. In South Africa, then, the range of apartheid categorisations such as ›black‹, ›coloured‹ and ›Indian‹ racial identities, would then be represented in the concept ›of colour‹.

claims based on one's own and others' lived experiences as marginalised subjects who are more vulnerable to oppression and violence. It can be strategically useful in feminist advocacy if not reduced to simplistic binaries that are left unquestioned over time. My critique of identity politics lies somewhere alongside Audre Lorde's:

»[t]he master's tools will never dismantle the master's house. They may allow us temporarily to beat him at his own game, but they will never enable us to bring about genuine change.« (Lorde 1984, 112)

Still, the facts are central to comprehend: men are the primary perpetrators of violence in South Africa, with 79,6 % of the total male prison population (97,4 %) being black (Makou et al. 2017). Most tweets in the *#MenAreTrash* campaign fail to name racism and classism as critical modalities entangled with gender (masculinity, in this instance) to produce the large numbers of male offenders in South African prisons. This discourse about men and violence is not new: the notion of black men—particularly working class and poor men—as »monstrous,« as criminals who are inherently violent, has historically been used as a means to entrench racist discourse against black people, as American feminist Patricia Hill Collins reminds us (Collins 2005, 158). Utilising a liberal politics around race, class, and gender, young black South African men are spoken about as having chosen the conditions under which they live, rather than social conditions playing central roles in the cycle of poverty which many black people struggle to escape. There are social, cultural and familial expectations of men—including black men—to economically provide for their families. Failure to meet these expectations of ideal masculinity is not delinked from men's expressions of violence. The social and political conditions—South Africa's colonial history and the current deeply unequal post-apartheid space—continues to present new challenges around race, gender, sexualities, and economics for both black women and men: men are struggling too; the primary language about black men cannot exclusively be one that locates them as violators outside of historical, social and political contexts. Feminist work continues to look at women's realities as gendered subjects within context—there is a need to do the same with masculinities. To take this a bit further, in *#MenAreTrash* rhetoric, gender is mapped onto race and class, concealing colonial logic: there is an invisibilisation and eradication of colonial and apartheid history in this discourse that is unproductive in a quest to understand why certain black men perpetrate violence, and others do not. The assembling of gender, race, and socio-economic modalities, then, is central in moving beyond the »fatalistic [biologically] essentialist discourses« (Lomas 2013, 169) that, in contemporary times, have become the language through which masculinities are contested: men are a problem, this discourse reads, and they are inherently damaged and damaged-doing (see Sanger 2019 and Sanger 2020 for a more detailed discussion on this).

4. The Gender Politics of Us and Them

Colonial and apartheid logic was primarily predicated on binary modes of thinking which violate the primary tie we have to each other as human beings. As Judith Butler has so concisely articulated, this violation as »broken intimacy« in a world where we are »physically dependent on one another« and »physically vulnerable to one another,« (Butler 2004, 27) is always then »an exploitation of that primary tie, that primary way in which we are, as bodies, outside ourselves and for another.« (ibid., 27) Cartesian dualisms frame and fix notions of ›us‹ and ›them,‹ ›human‹ and ›animal,‹ ›black‹ and ›white,‹ and ›man‹ and ›woman,‹ amongst other identity markers, allowing for the possibility of violence—if we do not see someone as part of ›us,‹ they are easier to violate. In terms of race and class, these dualisms have allowed for the perpetuation of cruelty over people of colour, and particularly those who are poor and working class. Similarly, in terms of gender and sexuality, these dualisms allow for the abuse of women and gender non-conforming people. Colonial thinking is perpetuated through racially purist conceptualisations of race and various kinds of violence globally attest to how this logic has been internalised—it is built into everyday life. In order for oppression and marginalisation to continue to be successfully exercised, these dualisms need to be believed to be rooted in firm, unmoving ›truths.‹ Feminist articulations that covertly and overtly perpetuate singular and essentialist gendered notions of ›us‹ and ›them‹ (read as ›men‹ and ›women‹ here) undermine the ways in which, as human subjects, we are »physically vulnerable to one other.« (Butler 2004, 27) Feminist identity politics then helps to keep these dangerous dualisms in existence.

Language matters; it creates social truths in the world, and this matter of language is central to the process of changing how people see themselves and are seen by others. Seeing then—how we see, when we see, and what we see—requires unsettling and reframing through intervention. It means a disturbance—a cutting through—into the deep tissue that are the building blocks of gender, class, sexuality, and race. And sometimes, this cutting through will also appear as a question to feminist thinking and practice: is this the kind of change we have fought for? Through a rhetoric of feminist identity politics that perpetuates essentialism, a certain kind of social truth is articulated in ways that construct gender, racial, class, and sexuality categories in definitive and limiting ways. So how, through feminist work, do we think ourselves out-side of categories that depend on purist, stable notions of identities? How do we move away from the male-perpetrator and female-victim binary in our feminist politics when levels of violence between men and against women point to aggressive masculinities in a deeply unequal and divided South Africa? What are the feminist methodologies and epistemologies that might allow for a different imagination so that we might move towards what Butler cogently articulates, as »being for another and being undone by one another«

(Butler 2004, 24)? In addition, what would it mean to always see gender in relation to race and class, as unstable assemblages that cannot fit neatly into binary discourses? What would it mean then to attempt to see none of these identities but to look beyond them? What would it mean to look at poor and working-class men of colour and see fear instead of feeling fear?

Some South African feminists argue that we cannot focus on men at the expense of women, the latter who are the victims and survivors of violence. However, it is a fact that men are not only perpetrators of violence; like women, men inhabit and express multiple subjectivities. Ratele notes how masculinities cannot be understood as singular, monolithic states of being: on the contrary, men change in response to other transformations, such as shifts in women's lives and the political and socio-economic climate. Ratele asks us to reconsider a gender discourse that »remains skeptical about men as subjects of feminist interventions or, at best, is largely indifferent to men, except in connection to violence against women.« (Ratele 2016, 138) The ideology of men as trash, reliant on biological essentialism, should be located in a broader perspective of studies about men and masculinity, where the approach avoids constructing new orthodoxies while working at deconstructing the old: a decolonial feminism cannot afford to disregard this.

At traffic lights dispersed throughout South Africa, it is very young boys of colour who are begging for money and food from the drivers of cars who stop at these traffic lights. Except in cases where it is a mother and a baby or toddler doing the same, girls somehow do not make it to the traffic lights. It is common sense that their absence at traffic lights is to shield them from sexual violence by strangers. However, in South Africa, sexual violence primarily takes place between people who know each other, but in the South African imagination, keeping girls close to home ironically means that they can be kept an eye on by older siblings, parents, or guardians. Boys, however, are expected to move away from the confines of home to go out in public to beg, as if they have a biological predisposition to not being sexually violated. There are no statistics of which I know that reveal that boys are not sexually violated when begging or merely moving about without adult guidance in public spaces: this means that it is not a question feminists have been asking in our decolonial work on race, gender, class, and sexuality. There is a rich body of literature dedicated to violence against women and girls, informed by feminist epistemologies that account for patriarchy and how power works to allow for this violence. There is a less researched field focussing on boys and men as both victims and perpetrators of violence. This is feminist work, too. We need to develop this knowledge within the context of our colonial and apartheid history and how these systems of violence and control impact on gender constructions today.

As a feminist analyst living and working in the Global South, and South African in particular, I am troubled by this discourse that has come to be taken-for-granted rhetoric about boys and men of colour. It is a discourse that ignores the ways in

which boys and men are gendered, as well as the historical, social, and economic impacts of colonialism and apartheid in South Africa. In her discussion on Negro-feminism in African contexts, Nigerian-American feminist Nnamaeka Obioma highlights the differences between Western and African feminisms: Western feminism, she argues, focuses on challenging, disrupting and deconstructing while African feminism focuses on collaborating, negotiating and compromising. Obioma highlights that African feminisms »are more inclined to reach out and work with men in achieving set goals« by »not casting a pall over men as a monolith.« (Obioma 2003, 380) A decolonial feminism should centralise the importance of context (location and geography) in producing knowledge about women and (!) men of colour. In this regard, Argentinian feminist Maria Lugones' decolonial feminist work moves us forward. She speaks of the »categorical, dichotomous, hierarchical logic« central to »modern, colonial, capitalist thinking about race, gender, and sexuality« as a »colonising reading« that draws hierarchical and essentialist dichotomies onto colonised societies, erasing how gender as a binary system has been created through colonialism (Lugones 2010, 742). A decolonial feminism, Lugones argues, pays attention to the ways in which coloniality has been, and continues to be, resisted by those who inhabit a »fractured locus,« on the borderlands, as subalterns. This resistance is about affirming »beings in relation, rather than dichotomously split over and over in hierarchically and violently ordered fragments.« (ibid., 754)

Lugones' decolonial perspective here is critical of the ways in which colonial creations of gender binaries and hierarchies have created »worlds of meaning« (ibid., 752) which continue to frame our analysis of race, gender, class, and sexuality in ways that erase other possibilities, such as our »doing of identities« differently, outside of colonialist frames.

We know from decades of feminist research that various kinds of gendered expectations place girls in danger, but we continue to ignore the dangers of gender for boys. For boys and girls of colour in a highly unequal and violent society, we cannot therefore condone #MenAreTrash as either a suitable or acceptable form of feminist activism: in fact, it reveals a feminism that only works in the interests of girls and women, as if boys and men do make up just slightly under half of the human population throughout the world. There are differences in the kinds of gendered expectations we have of women and men: for people of colour living in impoverished circumstances within a global capitalist gender economy, these expectations of gender place them more directly in the line of danger and violence. My argument in this paper is that a decolonial feminist practice must insist on equality and freedom from capitalist and other forms of violence for all people of colour, not only for women. A language insistent that men are trash not only demonises poor and working-class men of colour, but also ignores history and the continuous violent effects of colonial history on boys and men of colour. This should be part of our feminist decolonial work in South Africa. Lindsay Clowes makes

a necessary argument when she notes that men get ill and die from particular diseases which are directly linked to patriarchy. By speaking only of women as gendered subjects, we fail to understand gender as relational; to see how patriarchy demands of men that they »engage in acts of psychic self-mutilation.« (Clowes 2013, 15)

As Patricia Hill Collins reminds us, in developing a more intricate language about gender and violence, we need to avoid undermining complexity and ambiguity: we need a richer, more complex anti-racist and gender politics (Collins 2005, 158). It then becomes significant that the language of decolonial feminism in South Africa is one that »contribute(s) to the development of graduates who are critical citizens equipped with the tools and motivation to work towards gender equity and social justice.« (Clowes 2013, 17) It is troubling when a simplistic discourse becomes the means through which we base our new, evolving language of gender and power; a new rhetoric on what it means to be in relation to others as gendered beings, and simultaneously, what it means to relate to ourselves. We need evolving methodologies moving us away from purist discourses on identity—we need another language that is firmly located in decolonial feminist practice relevant to our geographical and political context.

Bibliography

- Alemoru, Kemi: »No One Wins when Margaret Atwood Gets Cancelled by #Me-Too,« in: *Dazed* from 16 Jan. 2018, see: www.dazeddigital.com/life-culture/article/38665/1/margaret-atwood-bad-feminist-metoo
- Baderoon, Gabeba: *Regarding Muslims: From Slavery to Post Apartheid*, Johannesburg: Wits University Press 2015.
- Burnett, Joshua Yu: *My Left Arm, Her Twin Blades: Narratives of Resistance in Black Speculative Fiction*, unpublished dissertation, Florida State University 2014.
- Butler, Judith: *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*, London: Verso Books 2004.
- Byrne, Deirdre C./Imma, Z'étoile: »Why ›Southern‹ Feminisms?,« in: *Agenda* 33.3 (2019), 2-7.
- Chesler, Phyllis: *Woman's Inhumanity to Woman*, Chicago: Lawrence Hill Books 2009.
- Clowes, Lindsay: »The Limits of Discourse: Masculinity as Vulnerability,« in: *Agenda* 27.1 (2013), 12-19.
- Gqola, Pumla: *Rape: A South African Nightmare*, Johannesburg: MF Books 2015.
- Hill Collins, Patricia: *Black Sexual Politics: African Americans, Gender, and the New Racism*, New York: Routledge 2005.
- Lomas, Thomas: »Critical Positive Masculinity,« in: *Masculinities and Social Change* 2.2 (2013), 167-193.

- Lorde, Audre: *Sister Outsider: Essays and Speeches by Audre Lorde*, California: The Crossing Press 1984.
- Lugones, Maria: »Toward a Decolonial Feminism,« in: *Hypatia* 25.4 (2010), 742-759.
- Mahler, Anne Garland: »Global South,« in: Eugene O'Brien (ed.): *Oxford Bibliographies in Literary and Critical Theory*, New York: Oxford University Press 2017 [e-book].
- Makama, Refiloe/Helman, Rebecca/Titi, Neziswa/Day, Sarah (ed.): »The Danger of a Single Feminist Narrative: African-Centred Decolonial Feminism for Black Men,« in: *Agenda* 33.3 (2019), 61-69.
- Makou, Gopolang et al.: »Fact Sheet: The State of South Africa's prisons,« in: *Daily Maverick* from 08 Jul. 2017, see: <https://www.dailymaverick.co.za/article/2017-07-18-fact-sheet-the-state-of-south-africas-prisons/#.WyfQujMzZos>
- Mdunge, Musa: »#Blackmen are Trash vs. #Good black men: A Reflection of the Trashiness of Black Society,« in: *Joburg Post* from 09 May 2017, see: <https://www.joburgpost.co.za/2017/05/19/blackmen-trash-vs-good-black-men-reflection-trashiness-black-society/>
- Obioma, Nnaemeka: »Negro-Feminism: Theorising, Practicing, and Pruning Africa's Way,« in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 29.2 (2003), 357-385.
- Pérez, Laura: »Coalition amidst difference: US women of Color feminist thought and Enrique Dussel's Etica de la liberacion,« in: *Decolonial Feminisms, Qui Parle*, Special editionon 18, 2 (2010), 121-146.
- Puar, Jaspir: »I Would Rather be a Cyborg than a Goddess: Intersectionality, Assemblage, and Affective Politics,« in: *transversal texts* from Jan. 2011, see: <https://transversal.at/transversal/0811/puar/en>
- Ratele, Kopano: *Liberating Masculinities*, Cape Town: HSRC Press 2016.
- Sanger, Nadia: »Bending Bodies, Signing Words: Reshaping a Father and a Feminist Practice,« in: *a/b: Auto/Biography Studies* 35.3 (2020), 623-644.
- Sanger, Nadia: »A Matter of Race and Class: Notes on Populist Feminism in Theorising from the South,« in: *Agenda* 33.3 (2019), 70-73.
- Shefer, Tamara: »Resisting the binarism of victim and agent: Critical reflections on 20 years of scholarship on young women and heterosexual practices in South African contexts,« in: *Global public health* 11, 1-2 (2016), 211-223.

Picture

Picture 1: Screenshot Twitter #MenAreTrash webpage 2018.

Kurzbiografien

Anna Artwińska ist Juniorprofessorin am Institut für Slavistik und Direktorin des Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Leipzig. Sie studierte Polonistik, Slawistik und Journalismus in Poznań und in Freiburg i.Br. Nach der Promotion (2007) arbeitete sie an Universitäten in Poznań, Kiel, Salzburg und Hamburg. 2015 erhielt sie den Hamburger Lehrpreis für herausragende Leistungen in der Hochschullehre. Seit 2020 ist sie Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Leibniz-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow. Ihre Forschungsschwerpunkte sind postkatastrophische Repräsentationen der Shoah, Erinnerung an den Kommunismus in slawischen Literaturen, Gender Studies und Postcolonial Studies, Generationskonzepte, Theorien der Auto/Biografie. Wichtigste Publikationen: *The Afterlife of the Shoah in Central and Eastern European Cultures. Concepts, Problems, and the Aesthetics of Postcatastrophic Narration*, hg. mit Anja Tippner, London: Routledge 2022; *Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond*, hg. mit Agnieszka Mrozik, London: Routledge 2020; »Ein ›merkliches Muster von Blutsverwandtschaft‹. Josef Jedličkas Herkunftserzählung in ›Krev není voda‹« (1991), in: *Zeitschrift für Slawistik* 64.2 (2019); *Poetry in the Service of Politics – Adam Mickiewicz in Communist Poland and Johann Wolfgang von Goethe in East Germany*. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 2015.

Juliana Claassens ist Professorin für das Alte Testament und Leiterin der Abteilung für Gender an der Theologischen Fakultät der Universität Stellenbosch. Sie studierte in Südafrika und den USA, wo sie am Princeton Theological Seminary promovierte. Sie erhielt ein Alexander-von-Humboldt-Stipendium zur Umsetzung des Projekts »Resisting Dehumanization: Gender and Human Dignity in the Biblical Traditions«. Zwischen 2012-2021 diverse Forschungsaufenthalte in Deutschland. Zu ihren Forschungs- und Lehrinteressen gehören Gender und die Bibel, theologische Annäherungen an die Bibel und postkoloniale Bibelauslegung. Ein Schwerpunkt gilt den Propheten und den Pentateuch. Wichtigste Publikationen: *The God who Provides: Biblical Images of Divine Nourishment*, Nashville, TE: Abingdon Press 2004; *Mourner, Mother, Midwife: Reimagining God's Liberating Presence in the Old Testament*, Louisville: Westminster John Knox Press 2012; *Claiming Her Dignity: Female*

Resistance in the Old Testament, Wilmington, DE: Michael Glazier 2016; *Writing and Reading to Survive: Biblical and Contemporary Trauma Narratives in Conversation*. Sheffield: Sheffield Phoenix Press, 2020.

Matteo Colombi ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Slavistik der Universität Leipzig. Er studierte Vergleichende Literaturwissenschaft, Bohemistik und Germanistik an den Universitäten in Bologna und in Leipzig und promovierte an den Universitäten L'Aquila und Leipzig zum Thema »Multiethnizität und Multikulturalität in Prag und Triest 1919-1939. Historischer und literarischer Raum im typologischen Vergleich«. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören deutsche und tschechische Literatur aus dem tschechischen Kulturraum, italienische und slowenische Literatur aus dem Triester Gebiet und dem slowenischen Kulturraum, Ethnizität und Literatur, Subkulturen und Widerstand, Literatur und andere Medien (insb. Film und Comic) sowie Kriminalliteratur. Wichtigste Publikationen: (mit Christine Gölz/Beáta Hock/Stephan Krause) *Transcultural Icons of East-Central Europe/Transkultúrne ikony stredovýchodnej Európy*. Sonderheft von World Literature Studies. Časopis pre výskum svetovej literatúry 8.4 (2016); *Stadt – Mord – Ordnung. Topographien des Verbrechens in der Kriminalliteratur aus Ost- und Mitteleuropa*, Bielefeld: transcript 2012; (mit Stefania Esposito) *L'immagine ripresa in parola. Letteratura, cinema e altre visioni* (Das beim Wort (aufgenommene Bild. Literatur, Kino und andere Visionen), Rom: Meltemi 2008.

Ute Gerhard war von 1987 bis zur Emeritierung 2004 Professorin für Soziologie und Direktorin des Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse an der Universität Frankfurt, welches auf ihre Initiative hin 1997 gegründet wurde. Sie studierte Rechtswissenschaften, Soziologie und Geschichtswissenschaft in Köln, Göttingen und Bonn. 1977 promovierte sie an der Universität Bremen und habilitierte sich 1987 an der Universität Hannover. 1999 hatte sie die Käthe-Leichter-Gastprofessur an der Universität Wien und 2002 die Carl Schurz Memorial Professorship an der University of Wisconsin-Madison inne. Von 1995 bis zum Jahr 2012 war sie Mitherausgeberin der Zeitschrift *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und Theorie des Feminismus, Frauen und Recht, Sozialpolitik und allgemeine Rechtssoziologie. Wichtigste Publikationen: *Verhältnisse und Vehinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978; *Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht*, Frankfurt a.M.: C.H. Beck 1987; *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*, Frankfurt a.M.: C.H. Beck 2018; *Für eine andere Gerechtigkeit. Dimensionen feministischer Rechtskritik*, Frankfurt a.M.: Campus 2018.

Stefan Horlacher ist Professor für englische Literaturwissenschaft an der TU Dresden. Studium der Anglistik und Romanistik an den Universitäten Mannheim, Strathclyde und Paris IV (Sorbonne), Forschungsaufenthalte an der Western Illinois University, der Cornell University sowie der Kent State University, Gastprofessuren u.a. an der Ohio State University, der EFL University Hyderabad, der University of Colombo und der University of Malta. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterforschung (Masculinity Studies, dekonstruktiver Feminismus, Trans u. Intersex Studies), Ageing Studies, Postcolonial Studies und Dekonstruktion/Poststrukturalismus. Wichtigste Publikationen: *Visualität und Visualitätskritik im Werk von John Fowles*, Tübingen: Narr 1998; *Masculinities. Konzeptionen von Männlichkeit im Werk von Thomas Hardy und D.H. Lawrence*, Tübingen: Narr 2006. Als Herausgeber/Mitherausgeber: *Constructions of Masculinity in British Literature from the Middle Ages to the Present*, New York: Palgrave 2011; *Transgender and Intersex: Theoretical, Practical, and Artistic Perspectives*, New York: Palgrave 2016; *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2016; *Contemporary Masculinities in the UK and the US: Between Bodies and Systems*, New York: Palgrave 2017.

Luisa Klatte ist Doktorandin am Institut für Slavistik der Universität Leipzig. Dort promoviert sie zu »Gedächtnispolitik und sozialistisches Frauenrecht: Erinnerungen an das Recht auf Schwangerschaftsabbruch in der DDR und der Volksrepublik Polen«. Finanziert wird das Vorhaben durch ein Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung. Sie studierte Kulturwissenschaften, Interdisziplinäre Polenstudien und Deutsche Literatur und Kultur an den Universitäten in Lüneburg und Halle. Forschungsschwerpunkte: Ost-/West-Konstruktionen und Gender Studies, Postsozialismus, Feminismus in Polen.

Léontine Meijer-van Mensch ist Direktorin der Völkerkundemuseen in Leipzig, Dresden und Herrnhut. Sie studierte Geschichte und Jüdische Studien in Amsterdam, Jerusalem und Berlin sowie Schutz europäischer Kulturgüter in Frankfurt/Oder. Sie arbeitete im Jüdischen Museum Berlin, war Dozentin an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und Projektkoordinatorin am Collegium Polonicum in Ślubice. 2014 war sie als Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Reinwardt Academie (Hochschule der Künste) in Amsterdam tätig. Von 2017 bis Anfang 2019 war sie Programmdirektorin am Jüdischen Museum Berlin. Sie engagiert sich für die internationale Vernetzung und war unter anderem Gründungspräsidentin des Internationalen Komitees für Sammeln (COMCOL) des International Council of Museums (ICOM); von 2016-2020 war sie gewähltes Mitglied des Executive Council des Internationalen Museumsrats ICOM. Wichtigste Publikationen: *New Trends in Museology*, hg. mit Peter van Mensch, Museum of Recent History, 2011; *Participative Strategies in Collecting the Present*, hg. mit Elisabeth

Tietmeyer, Berlin: Panama Verlag 2013; »Museumsarbeit und Verantwortung – Angewandte Ethik für Museumsfachkräfte«, in: Markus Walz (Hg.), *Handbuch Museum*, Stuttgart: J.B. Metzler 2016.

Agnieszka Mroziak ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Literarische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Sie studierte Amerikanistik in Warschau und promovierte 2012 mit einer Arbeit über feministische Literatur und Kritik in Polen der Transformationszeit. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kommunismusforschung, Gender Studies, Kulturgeschichte der Frauen und der Frauenbewegung in Ostmitteleuropa, faktuale und fiktionale Texte von Frauen, Analyse des Mediendiskurses und der Populärkultur. 2017 war sie Stipendiatin am Imre Kertész Kolleg in Jena und 2019 DAAD-Stipendiatin an der Universität Hamburg. Wichtigste Publikationen: *Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond*, hg. mit Anna Artwińska, London: Routledge 2020; *Historical Memory of Central and East European Communism*, hg. mit Stanislav Holubec, New York: Routledge 2018; *Akuszerki transformacji. Kobiety, literatura i władza w Polsce po 1989 roku* (Midwives of the Transformation. Women, Literature and Power in Post-1989 Poland), Warszawa: Wydawnictwo IBL PAN 2012.

Ilse Nagelschmidt war bis 2019 Professorin für Neure und Neuste Deutsche Literatur an der Universität Leipzig. Sie studierte Germanistik, Geschichte und Pädagogik an der Universität Leipzig, wo sie 1983 promovierte und 1991 habilitierte. Neben ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit war Ilse Nagelschmidt in den Jahren 1994-2002 Gleichstellungsbeauftragte der Universität Leipzig und 2002-2004 Leiterin der Leitstelle für Gleichstellung im sächsischen Staatsministerium für Soziales. Sie war zudem Direktorin des Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellungsbeauftragte der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig, Vertrauensdozentin der Hans-Böckler-Stiftung und Präsidentin des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Deutsch-Deutsche Literatur nach 1989, DDR-Literatur, Gender Studies, Literatur des 20. Jahrhunderts und Exilliteratur. Wichtigste Publikationen: *Das Bild der Frau in der DDR-Literatur der fünfziger und sechziger Jahre*, Leipzig: Pädagogische Hochschule 1983; *Frauenliteratur der DDR – soziales und literarisches Bedingungsgefüge, Wesen und Erscheinungsformen – untersucht an epischen Werken der DDR-Literatur in den siebziger und achtziger Jahren*, Leipzig: Pädagogische Hochschule 1991; *Christa Wolf-Handbuch*, hg. mit Carola Hilmes, Stuttgart: J. B. Metzler 2016; *Anna Seghers-Handbuch*, hg. mit Carola Hilmes, Stuttgart: J.B.Metzler 2020.

Heike Paul ist Professorin für Amerikanistik, insbesondere nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Sie studierte Amerikanistik, Anglistik und Politikwissen-

schaft an der Goethe-Universität in Frankfurt a.M. sowie an der University of Washington in Seattle. Nach ihrer Promotion (1998 an der Universität Leipzig) war sie unter anderem Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin und Gastprofessorin am Dartmouth College. 2004 habilitierte sie sich in American Studies in Leipzig. Von 2014 bis 2017 war sie Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien. Seit 2017 ist sie Präsidentin der Bayerischen Amerika-Akademie. 2018 wurde sie mit dem Leibniz Preis ausgezeichnet. 2020 wurde sie Stipendiatin des Thomas Mann Fellowship. Wichtigste Publikationen: *Mapping Migration: Women's Writing and the American Immigrant Experience from the 1950s to the 1990s*, Heidelberg: Winter 1999; *Kulturkontakt und Racial Presences. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur. 1815-1914*, Heidelberg: Winter 2005; *The Myths That Made America*, Bielefeld: transcript 2014, *Understanding Stewart O'Nan*, Columbia: University of South Carolina Press 2020.

Danuta Rytel-Schwarz ist em. Professorin für Westslawische Sprachwissenschaft am Institut für Slavistik der Universität Leipzig. Sie studierte Polonistik und Bohemistik in Katowice (Polen), promovierte 1981 und habilitierte sich 1990 an der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau. Sie war Professorin an der Universität Warschau und Gastprofessorin an der Karlsuniversität in Prag. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Kontrastive Grammatik des Polnischen, Tschechischen und Deutschen, Valenzgrammatik (Morphologie und Syntax), Anwendung der Grammatik im Fremdsprachenunterricht, deutsch-slawischer Sprachkontakt, zweisprachige Lexikografie, westslawische Phraseologie. Wichtigste Publikationen: (mit Alina Jurasz/Lesław Cirko/Ulrich Engel) *Der Satz. Band 2, Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*, Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2018; *Alteritäten. Literatur, Kultur, Sprache*, hg. mit Grit Mehlhorn/Hans-Christian Trepte/Alina Jurasz, Hildesheim, Zürich/New York: Olms 2013; *Taschenwörterbuch. Polnisch-Deutsch, Deutsch-Polnisch*, überarbeitete Ausgabe, Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2012.

Nadia Sanger ist Senior Lecturer am Institut für Anglistik der Universität Stellenbosch. Sie war über zehn Jahre Research Specialist des Human Sciences Research Council in Cape Town. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Feministische Perspektiven und Experimentalfilm, afrikanische feministische Theorie sowie kritische Untersuchungen zu Rassismen und Geschlechterdifferenzen in der südafrikanischen Politik und Kultur. Wichtigste Publikationen: Mitherausgeberin von *Agenda: Special Issue on Ageing and Intergenerationality* 94 (2013); *Imagining Possibilities: Feminist Cultural Production, Non-Violent Identities, and Embracing the Other in Post-Colonial South Africa*, in: *African Identities* 11.1 (2013); *Bending Bodies, Signing Words: Reshaping a Father and a Feminist Practice*, in: *a/b: Auto/Biography Studies* 35.3 (2020); *Racism, Violence, Betrayals and New Imaginaries: Feminist Voices – an Anthology* (in Vorbereitung, 2022).

Janine Schulze-Fellmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft und Curricularmanagerin der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Regionalwissenschaften an der Universität Leipzig. Sie studierte Angewandte Theaterwissenschaft in Gießen. Von 1995 bis 1997 war sie Stipendiatin im Graduiertenkolleg *Geschlechterdifferenz und Literatur* an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1997 promovierte sie in Gießen bei Gabriele Brandstetter. 1998–2000 hatte sie das Postdoc-Stipendium des Graduiertenkollegs *Theater als Paradigma der Moderne* an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz inne. Von 2000–2011 war sie geschäftsführende Leiterin des Tanzarchiv Leipzig e.V., wo sie unter anderem diverse Veranstaltungsformate, Symposien und Konferenzen kuratierte und dazu publizierte. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Tanz aus der Perspektive der Gender-, Queer-, Masculinities und Feminist Studies, Tanz und die Praktiken seiner Archivierung, Tanz und Film/Tanz im Film, Tanz und die Bildenden Künste, Tanzgeschichte vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Tanz und Festkultur im Sachsen des 16.–18. Jahrhunderts sowie Tanz- und Bewegungsanalyse. Bis 1999 eigene choreografische Arbeiten. Wichtigste Publikationen: *Dancing Bodies Dancing Gender – Tanz im 20. Jh. aus der Perspektive der Gender-Theorie*, Dortmund: Ebersbach 1999; *Moving Thoughts – Tanzen ist Denken*, hg. mit Susanne Traub, Berlin: Vorwerk 8 2003; *Are 100 Objects enough to Represent the Dance – Zur Archivierbarkeit von Tanz* (Hg.), München: epodium 2010.

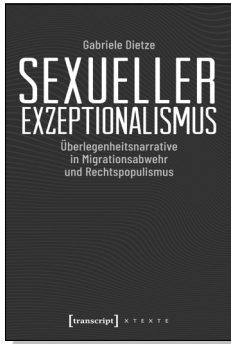
Luise Thieme promoviert am Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig zum Thema »Kunst und körperliche Selbstbestimmung in der DDR«. Sie studierte bis 2020 Kunstgeschichte sowie außerschulische Kunstpädagogik in Dresden und Leipzig. Von 2019 bis 2020 war sie Ko-Kuratorin des Ausstellungs- und Forschungsprojekts *Bewußtes Unvermögen – Das Archiv Gabriele Stötzer* an der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen feministische Kunstpraxis, Subkultur in der DDR und Körpergeschichte.

Marina Vinnik promoviert am Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig zum Thema »Frauen als Künstlerinnen im Russland des 20. und 21. Jahrhunderts« mit der Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie studierte von 2006 bis 2011 Dokumentarfilm an der Russischen Staatlichen Universität für Kinematografie. 2016 zog sie nach Deutschland, um am Meister-Programm der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig in der Klasse von Alba D'Urbano teilzunehmen. In den Jahren 2012–2014 war sie Teil des von der Stiftung Pro Arte kuratierten Programms *Junge Künstler* in Sankt-Petersburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind feministische Kunstkritik, feministische Erkenntnistheorie, feministischer Aktivismus, Kunst in Russland und Kunst im postsowjetischen Raum. Ausgewählte Ausstellungen: Rauma-Biennale, KUVA Helsinki, ID Leipzig. Mitinitiatorin und Mitorganisatorin der Projekte *Küche* 2014 und *A-Art, F-Feminismus* 2015. 2017 organisierte

sie die Konferenz in MOMMA Moskau *Feminismus in Russland in den 2000er Jahren*. Sie kuratierte die Ausstellung *Rabotnitsa 2.0* (Arbeiterin 2.0) in Moskau.

Xenia Wenzel promoviert zum Thema »Denkstil, Sprache und Übersetzung feministischer Philosophie« an der Universität Leipzig. Sie studierte Philosophie, Translatologie und Gesellschaftstheorie in Berlin, Paris, Leipzig und Jena, absolvierte einen Forschungsaufenthalt an der Universität Wien und arbeitete als Lehrbeauftragte an der Universität Leipzig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind feministische Philosophie, Wissenschaftstheorie und -soziologie sowie Philosophie und Theorie der Translation. Sie ist Promotionsstipendiatin der Friedrich-Ebert-Stiftung. Publikationen: »Übersetzung feministischer Philosophie als wissenschaftstheoretisches und wissenschaftssoziologisches Problem«, in: Übersetzung und Überlieferung. Beiheft der *Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie*, hg. mit Ralf Müller/Aurelio Calderón, Stuttgart: frommann+holzboog 2022; »Von *Gender Trouble* zu *Translation Trouble*. Übersetzungsprozesse poststrukturalistischer feministischer Theorie zwischen dem angloamerikanischen und deutschsprachigen Wissenschaftsraum«, in: *Chronotopos – A Journal of Translation History* 1&2 (2020); *Die Übersetzbarkeit philosophischer Diskurse. Eine Übersetzungskritik an den beiden englischen Übersetzungen von Heideggers »Sein und Zeit«*, Berlin: Frank&Timme 2015.

Gender & Queer Studies



Gabriele Dietze

Sexueller Exzeptionalismus

Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr
und Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6



bff: Bundesverband Frauenberatungsstellen
und Frauennotrufe, Nivedita Prasad (Hg.)

Geschlechtsspezifische Gewalt

in Zeiten der Digitalisierung

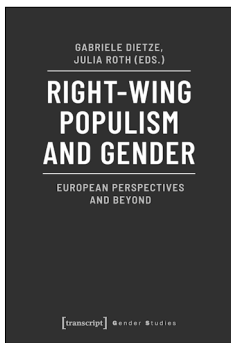
Formen und Interventionsstrategien

Juni 2021, 334 S., kart., Dispersionsbindung, 3 SW-Abbildungen
35,00 € (DE), 978-3-8376-5281-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5281-3

EPUB: ISBN 978-3-7328-5281-9



Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)

Right-Wing Populism and Gender

European Perspectives and Beyond

2020, 286 p., pb., ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Gender & Queer Studies



Katrin Huxel, Juliane Karakayali,
Ewa Palenga-Möllenberg, Marianne Schmidbaur,
Kyoko Shinozaki, Tina Spies, Linda Supik, Elisabeth Tuijthof (Hg.)

Postmigrantisch gelesen Transnationalität, Gender, Care

2020, 328 S., kart., Dispersionsbindung, 7 SW-Abbildungen
40,00 € (DE), 978-3-8376-4728-0

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4728-4



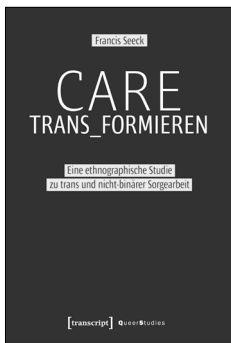
Gregor Balke

Poop Feminism – Fäkalkomik als weibliche Selbstermächtigung

2020, 188 S., kart., Klebebindung, 30 SW-Abbildungen
28,00 € (DE), 978-3-8376-5138-6

E-Book:

PDF: 24,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5138-0



Francis Seeck

Care trans_formieren Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit

Juni 2021, 250 S., kart., Dispersionsbindung
25,00 € (DE), 978-3-8376-5835-4

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5835-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

